Sechstes Heft Juni 1905

Die neue Rundschau

XVIter Jahrgang der Freien Bühne

Henry van de Velde / Der neue Stil
Johannes V. Jensen / Dolores / Erzählung
Georg Herwegh / Briefwechsel mit seiner Braut
Lafcadio Hearn / Gespenster
Max Liebermann / Erinnerungen an Ed. Grisebach
Max Verworn / Die Mechanik des Geistes
Robert Michel / Die Verhüllte / Novelle
Alfred Kerr / Caesar und Cleopatra

Rundschau:
Eine neue Theogonie / Algeciras
Das Gefüge der Welt / Kraft und Stil
Ein neues Buch Arbeiterleben / Die Golistin

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark /
Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Die neue Rundschau

Heft 6 Juni 1906

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35
Verlag: S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

Inhalts-Verzeichnis:

	Seite
Henry van de Velde, Der neue Stil	641
Johannes V. Jensen, Dolores. Erzählung	660
Georg Herwegh, Briefwechsel mit seiner Braut	689
Lafcadio Hearn, Gespenster	709
Max Liebermann, Erinnerungen an Eduard Grisebach	718
Max Verworn, Die Mechanik des Geistes	722
Robert Michel, Die Verhüllte. Novelle	731
Alfred Kerr, Cäsar und Cleopatra	748
Rundschau:	
Eine neue Theorie	753
Algerien	757
Das Gefüge der Welt	759
Kraft und Stil	761
Ein neues Buch Arbeiterleben	764
Die Spielin	766

Schmuck dieses Heftes von Walter Tiemann

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag vierteljährlich 6 Mark, ganzjährig 24 Mark. Einzelhefte Mark 2.50. Jeden Monat erscheint ein Heft von 128 Seiten Umfang.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge und Schmuckstücke vorbehalten. Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Vom Jahrgang 1905 der „Neuen Rundschau" sind komplett in Originalderbe gebundene Exemplare (zwei Bände) in Schutzkarton zum Preise von M. 30.— in allen Buchhandlungen oder direkt beim Verlage erhältlich.

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei: Literarische Anstalt (Rütten & Loening), Frankfurt a. M., R. Piper & Co., München, Vergiftungen & Sohn, Braunschweig, Carl Zeiß, Jena.

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schließt das zweite Quartal der Neuen Rundschau. Wir bitten das Abonnement sofort zu erneuern, damit keine Verzögerung in der Weiterlieferung eintrete.

Von den in den nächsten Heften voraussichtlich zur Veröffentlichung gelangenden Beiträgen erwähnen wir die folgenden:

Hermann Bahr: Dialog vom Laster.
Paul Bjerre: Ein spiritistischer Fall.
Hans v. Bülow: Briefe.
Richard Dehmel: Gedichte nach Li-Tai-Pe.
Julius Elias: Jungfranzösische Malerei.
Karl Ewald: Mein großes Mädel. Eine Geschichte moderner Menschen.
Henriette Feuerbach: Briefe.
Gustaf af Geijerstam: Andreas Vik. Novelle.
Knut Hamsun: Unter dem Halbmond. Eine Reise.
Willy Hellpach: Hysterie.
Georg Hirschfeld: Ein Requiem. Novelle.
Hugo von Hofmannsthal: Rembrandts schlaflose Nacht. Ein Monolog.
Friedrich Huch: Mao. Roman.
E. v. Keyserling: Der Buschhof. Novelle.
Künstlerbriefe. Eine Sammlung.
Selma Lagerlöf: Die Weihnachtsrosen. Novelle.
Thomas Mann: Königliche Hoheit. Novelle.
Max Osborn: Die deutschen Städte.
Felix Poppenberg: Aus der Empire-Schatulle.
Karl Scheffler: Das Groteske.
C. L. Schleich: Das Gehirn.
Bernard Shaw: Die verhängnisvolle Syphonflasche.
August Strindberg: Apostata. Novelle.
Alexander Ular: Die gelbe Zipfelmütze. Szenen aus dem Buddhareiche.

van de Velde

rgangenen 19 Jahrhunderte haben wir
oder Vernünftiges erkannt, angenommen
s sei denn mit Gewalt und Kampf. Was
besitzen, ward uns mehrere Male ent-
wir es schon teilweise besessen!
he Abhängigkeit, die deutlich vom Gefühl
ar, von einem Glauben und einer Moral
ang bis in diejenigen Künste, deren ur-
ntal zu sein, drang bis in die Architektur

cklungskurve ausdehnt, je mehr sucht sie,
dition durchdrungen hatte, zu entledigen
ler Phantasien hinzugeben.
n Kunst sucht allmählich zu verschwinden
d wir werden in der Baukunst schnell die
. und die Basis der Säule nicht mehr
Bestreben haben, ihre Bestimmungen zu
, Früchte und menschliche Wesen sind und
!
st, nicht mehr danach strebt, einfach ihre
e den Glauben erwecken will, daß sie sich
anzulehnen, einzunisten, sich zu koppeln

e Mißbräuche die eigentlichste Bedeutung
ch der anderen, an. Der Elemente, die
nwenden wird, die man noch kurz vorher
den verschiedenen Darstellungen, die sie

e neuer architektonischer Elemente, die sie

Die neu

Heft 6

Redaktion: Prof. Dr.
Verlag: S. Fischer,

Inhalts-Verze

Henry van de Velde, Der neue Stil . .
Johannes V. Jensen, Dylvers. Erzählung .
Georg Herwegh, Briefwechsel mit seiner Bra
Lafcadio-Hearn, Gespenster. . . . . .
Max Liebermann, Erinnerungen an Eduard G
Max Verworn, Die Mechanik des Geistes .
Robert Michel, Die Verhüllte. Novelle . .
Alfred Kerr, Cäsar und Cleopatra . . .
Rundschau:
Eine neue Theogonie . . . . . .
Algecirus . . . . . .
Das Gefüge der Welt . . . . . .
Kraft und Stil . . . . . .
Ein neues Buch Arbeiterleben . . . . . .
Die Solistin . . . . . .

Schmuck dieses Heftes von

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlun
Verlag vierteljährlich 6 Mark, ganzjährig 24
Jeden Monat erscheint ein Heft

Alle Rechte für sämtliche Beiträge und Schmuck
Manuskripte und Rezensionsexemplare kann k

*Vom Jahrgang 1905 der „Neuen Rundsc
decke gebundene Exemplare (zwei Bände
von M. 30.— in allen Buchhandlungen ode*

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei:
Industrie a. M., R. Piper & Co., München, Voigtländer

Der neue Stil/ von Henry van de Velde

Im Laufe der vergangenen 19 Jahrhunderte haben wir nichts Logisches oder Vernünftiges erkannt, angenommen und erworben, es sei denn mit Gewalt und Kampf. Was wir heutzutage besitzen, ward uns mehrere Male entrissen, nachdem wir es schon teilweise besessen!

Eine ataviſtische Abhängigkeit, die deutlich vom Gefühl gekennzeichnet war, von einem Glauben und einer Moral des Gefühls drang bis in diejenigen Künste, deren ureigenstes Wesen ihnen verbietet, sentimental zu sein, drang bis in die Architektur und bis in das Kunstgewerbe!

Je weiter die Architektur ihre Entwicklungskurve ausdehnt, je mehr sucht sie, sich der Logik, mit der sie die antike Tradition durchdrungen hatte, zu entledigen und sich rückhaltlos der Welt sentimentaler Phantasien hinzugeben.

Die logische Struktur der frühgotischen Kunst sucht allmählich zu verschwinden oder wenigstens, sich zu verstecken. Und wir werden in der Baukunst schnell die Periode erreichen, wo das Kapitäl z. B. und die Basis der Säule nicht mehr Kapitäl und Basis sind, sondern das Bestreben haben, ihre Bestimmungen zu verbergen. Wo sie vielmehr Grasbüschel, Früchte und menschliche Wesen sind und auch als solche angesehen werden wollen!

Wo die Säule nicht mehr sie selbst ist, nicht mehr danach strebt, einfach ihre Funktion zu verdeutlichen, sondern wo sie den Glauben erwecken will, daß sie sich ihrer entledigt, indem sie sich zu winden, anzulehnen, einzunisten, sich zu koppeln oder zu gruppieren scheint.

Zum äußersten gesteigert, griffen diese Mißbräuche die eigentlichste Bedeutung der architektonischen Elemente, eine nach der anderen, an. Der Elemente, die man bald nicht mehr zu der Funktion anwenden wird, die man noch kurz vorher von ihnen verlangte, wohl aber noch zu den verschiedenen Darstellungen, die sie sich allmählich angeeignet hatten.

Die Renaissance entdeckte eine Menge neuer architektonischer Elemente, die sie

übrigens keineswegs um des Organischen willen, das die Antike in ihnen erkannt hatte, schätzte, sondern um der noch nie dagewesenen sentimentalen Darstellungen willen, die an ihnen hafteten.

Und die fortschreitende Ausscheidung jeder Logik wird sich bis zu dem Augenblick steigern, wo wir die beiden Stile Barock und Rokoko erreicht haben werden.

Beide werden ihre Abneigung gegen Logik ganz öffentlich kundtun; sie streben nach ganz anderen Zielen! Sie treiben eine wahre Verschwendung mit den prunkvollsten und prächtigsten Ornamenten, die je unsere Augen erblickt haben und suchen dadurch unsere Sinnlichkeit zu erregen.

So haben wir einen Weg eingeschlagen, auf dem uns keine Macht der Welt vor dem verhängnisvollen Zusammenbruch hätte bewahren können, weil keine Logik — Maßhalten und Selbstbeherrschung — ausübte.

Man weiß, wohin die ausschließliche Anwendung der Gefühle und Empfindungen führen kann und die Stile sind ebenso gezwungen, sich nach der Vernunft zu richten, wie wir — arme Sterbliche!

Und wäre nicht die französische Revolution hereingebrochen, und hätte sie nicht das, was von Barock und Rokoko übrig geblieben war, mit einem Schlage brutal beiseite gestoßen, so wären sie beide zum unvermeidlich erbärmlichen Ende gelangt. Das, was die französische Revolution ihnen entgegenzustellen vermeinte, kam erst unter der Herrschaft des Empire zu charakteristischem Ausdruck!

Und es ist wichtig, daß wir uns darüber aufklären, was eigentlich der Empirestil war, denn neuerdings zeigt das Publikum wieder großes Interesse für ihn und seine Ausläufer.

Der Empirestil war eine wirkungsvolle und heilsame Kur, indem er dem öffentlichen Geschmack eine strenge Disziplin aufzuerlegen suchte. Es bedurfte der ganzen Anziehungskraft der Idee des Kaiserreichs und der Rolle des Imperators, um den Geist und den Geschmack der Menschheit zu einer weniger gefühlvollen, nüchternen Auffassung der Dinge zu führen, zu Schaffensregeln, die insofern Heilung brachten, als sie kalt und überlegt waren und eine logische Auffassung des architektonischen und kunstgewerblichen Schaffens voraussetzten.

Auch konnten die symbolischen und römischen Elemente, deren sich der Empirestil bediente, nicht lange verbergen, was sie in Wahrheit waren: schmarotzerhaft, untauglich und ganz unzeitgemäß. Sie waren diesem schlichten und durchdachten Stil buchstäblich ebenso unorganisch angeklebt, wie die vergoldeten Embleme und Beschläge den Möbeln, die vergoldeten Kapitäle den Säulen der Stutzuhren und Wäscheschränke.

Und als Napoleon von der Weltbühne verschwand, und mit ihm das Vorbild von Eigenschaften der Kraft und des Willens, die, hätten sie ihren Einfluß länger ausüben können, die Ankunft des neuen Typ „Mensch" beschleunigt und damit bewirkt hätten, daß wir durch diesen Korsen „Amerikaner" geworden wären: als Napoleon von der Weltbühne verschwand, da zerfielen die Ornamente, deren Symbole sinnlos geworden, von selbst.

Es blieb ein Stil, von einer Schlichtheit, einer Demut, einem ruhigen Intellekt, der uns ebenso rührt, wie der Anblick eines neugeborenen Tieres!

Man kann gar keinen Stil ehrlicher, biederer und kleinlicher ersinnen! Auf ihm lastet der Druck schauerlicher Revolutionserinnerungen, die lähmende Angst vor der Strafe, die all' denen drohte, welche einigen Luxus entfalteten, all' denjenigen, welche Neigung hatten, sich durch seine verschiedenen sinnlichen Genüsse locken zu lassen.

So wie die Nachwüchse des Empirestils uns heutzutage erscheinen, geben sie uns den Beweis, daß schwache Intelligenzen unter gewissen Umständen nicht davor zurückschrecken zu der Logik ihre Zuflucht zu nehmen, — daß sie an ihr einen momentanen Stützpunkt finden; aber dennoch unfähig sind, sich durch sie befruchten zu lassen. So kann die Liebe wohl die blassen Wangen eines bleichsüchtigen jungen Mädchens röten; aber das bedingt noch nicht die feierliche Entwicklung zur Mutterschaft!

Die Vernunft machte die Wangen des Biedermeierstils erröten; aber sie ließ ihn unbefruchtet. Die wirksame Berührung blieb aus.

Bis dahin hat noch nichts die Macht des Logisch-Konzipierens erweckt und das Bewußtsein, daß in ihm eine Kraft, der Keim zu einem neuen Stil liegt. Der Begriff dessen, was die Architektur und ein Kunstgewerbe sein muß, verwirrt sich mehr und mehr und gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sind wir beim vollständigen Blödsinn gelandet!

Zu der Stunde, da wir auftraten, jung und ungeduldig, unsere Schaffenskraft zu betätigen, ungeduldig von den Älteren die Kunst zu erlernen, wie wir unsere Kräfte verdoppeln könnten, wie wir mit ihnen haushalten könnten, um sie dauernd zu erhalten — zu der Stunde hörten wir, daß niemand daran dachte, ein neues Schaffen in dem Bereich der Architektur und des Kunstgewerbes, von wem es auch kommen mochte, zu erwarten. Wir hörten, es sei gar nicht nötig, unsere Schaffenskräfte zu verdoppeln, da doch schon seit langer Zeit niemand mehr Gebrauch von ihnen mache, daß es daher auch ganz unnötig sei, mit Kräften hauszuhalten, die man ja gar nicht zu besitzen brauchte!

„Es genügt, nachzuahmen und zu kopieren", sagten unsere Lehrer. — „Man muß nachahmen und kopieren" — sagten nach ihnen ihre Schüler, die zu wenig Unbefangenheit besaßen, um zu erkennen, daß durch diese gemeinschaftlichen, elenden Feigheiten sowohl die Architektur als auch das Kunstgewerbe dem Blödsinn verfallen waren.

Die Menschen meiner Generation haben zu Beginn ihres Mannesalters diesen Alp gekannt, unter Menschen von getrübter Intelligenz geführt zu werden, die mit den organischen Elementen der Architektur spielten, wie Kinder mit Bauklötzen, die Säulen und Bögen, Giebel und Gesimse aufeinandersetzten, ohne irgend welchen Sinn, ohne irgend welchen Grund, ohne irgend welche Konsequenzen.

Wir empfinden noch heute das Grauen, in einem Irrenhaus geweilt und der

stumpfsinnigen Beschäftigung der Leute zugeschaut zu haben, deren Gehirn gelähmt war und die eigensinnig — wie nur Irre eigensinnig sein können, darauf bestanden, auf alles, was ihnen unter die Finger kam, eine Fülle und Überfülle von nackten Frauen und Blumen anzubringen.

Es ist das Grauen vor einem solchen Alp, vor solchen Frauenleibern und vor solchen Blumen; es ist das Grauen vor einer solchen Kunstrichtung und die Angst vor einer solchen Zukunft, der auch wir entgegensahen, die uns dazu trieb, Fenster und Türen aufzureißen und nach Vernunft zu schreien, auf daß sie uns befreie!

Auf der Geburt der Menschen meiner Generation liegt eine Schande — die Schande, das Licht der Welt unter einem solchen Wust von Häßlichkeiten erblickt zu haben, dessen gleichen noch keine Generation gesehen hat. Im allgemeinen weiß das Publikum nichts von dem Drama unserer Kindheit und unserer Jugend.

Auf unserer Kindheit lastet die düstere Langweile der Häuser, drinnen wir aufwuchsen, in denen auch nicht ein einziges Stück die Fähigkeiten und Eigenschaften besaß, welche den Dingen die Macht verleihen, ebenso wie lebende Wesen ein Fluidum von Sympathie und Zuneigung auszustrahlen.

Auf unserer Kindheit lastet die lähmende Überfülle von Dingen, von denen auch nicht ein einziges uns fröhlich stimmen konnte — von denen uns kein einziges spontan und selbstverständlich diente, mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der uns unsere Eltern mit Fürsorge, Liebe und Naschwerk überhäuften und mit der unsere Dienstboten die Speisen regelmäßig und einfach auf den Tisch setzten.

Das drückt auf unsere Kindheit, daß die Dinge nicht danach strebten, uns ihren Sinn und ihre Bestimmung zu enthüllen; daß wir sie nie wie Freunde oder treue Diener angesehen haben, denen wir eine tiefe und unendliche Dankbarkeit hätten widmen können, hätten sie uns je das Gefühl eingeflößt, daß sie uns liebten, daß sie etwas Unentbehrliches und Nützliches für uns ausmachten.

Auf unserer Jugend lastet unausgesetzt die Häßlichkeit der Schulsäle und Wohnungen, eine Häßlichkeit, die nagt und zehrt wie das Laster; eine Häßlichkeit, die Herz, Gehirn und Fleisch anfrißt; eine Häßlichkeit, die uns ebenso anwidert, wie der Schmutz der Großstädte, der uns am Fleisch, am Herzen und am Gehirn haftet. Und so machten wir uns befleckt und besudelt auf den Weg. Die elterliche Fürsorge hatte uns wohl vor gewissen Krankheiten geschützt; aber die der Häßlichkeit hatte man uns unbarmherzig eingeimpft!

Es ist gleichsam ein Wunder, daß wir uns aus den Trümmern einer Religion herausgearbeitet haben, die mit berechnender Demut die Vernichtung all unserer Sinne bewirkte und zur Verneinung des irdischen Glückes, zur Verneinung der Augenfreude und der Schönheit des menschlichen Körpers führte.

Es ist ein Wunder, daß wir uns von den Trümmern einer Moral befreiten, die sich hinter eine Religion verschanzte, die kundgab, man könne sich nach Schluß der Abrechnung von allem Bösen loskaufen.

... daß wir uns aus den Trümmern einer unbarmherzigen und grausamen

Gerechtigkeit herausgearbeitet haben — „einer Tochter des Zorns und der Furcht" — wie Anatole France sagt.

... aus den Trümmern einer auf Hypothesen und metaphysischen Zerlegungen aufgebauten Wissenschaft.

... aus den Trümmern einer bis zur Perversität degenerierten Kunstauffassung, die ausgesucht für solche Malerei und solche Skulptur eine Vorliebe hegte, denen gerade die unentbehrlichsten Qualitäten fehlten: die Qualitäten des Materials, der Form, Linie, Farbe und des Rhythmus!

Eine Kunstauffassung, die eine Vorliebe hegte, für all das, was in der Literatur eine mit Schachteln voll sentimentaler Erinnerungen, Puderbüchsen und Musikdosen ausgefüllte Seele umschmeicheln konnte.

... eine Vorliebe für all das, was in der Musik das schwächliche endlose Schmachten spießbürgerlicher Leidenschaften den Lippen und den Fingern des bleichen Pensionsmädchens entlocken konnte.

Zwischen der jetzigen und der vorangegangenen Periode herrschen absolute Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die fundamentalsten Begriffe: Religion, Moral, Recht und Gericht.

... absolute Meinungsverschiedenheiten über das eigentliche Wesen der Kunst und der Genüsse, die wir von ihr erwarten.

Die erste Bedingung scheint mir also bereits erfüllt, durch die ein neuer Stil ins Leben gerufen wird, die Bedingung, welche von den Menschen neue moralische und physische Eigenschaften verlangt.

Die Gefühle bedingten die Moral der vorangegangenen Periode — was sie in der Kunst genoß, war das Gefühl!

Die Logik und die Vernunft bedingen die Moral der modernen Periode.

Das, was sie in der Kunst genießt, besteht in dem logischen und vernünftigen Gebrauch des Materials und der Mittel, die jeder Kunst eigen sind. Und diese beiden verschiedenen Richtungen sind einander so entgegengesetzt, wie Osten zu Westen, die Endziele einander so ungleich, wie der Orient dem Okzident.

Die Bedingungen des materiellen Lebens haben sich so ungeheuer geändert, daß es nicht mehr glaubhaft ist, daß ein Wesen, welches vor knapp hundert Jahren gelebt hat und welches jetzt plötzlich auferstände, sich auch nur einen Tag lang der neuen Atmosphäre anpassen könnte.

Die modernen Erfindungen, die Anwendung von Dampf und Elektrizität brachten mehr als eine allmähliche und oberflächliche Umwälzung, sie bewirkten einen plötzlichen und fundamentalen Umsturz. Und durch die neue Atmosphäre, die die modernen schöpferischen Ideen hervorgerufen hatten, ebenso wie durch die fundamentale und logische Umwandlung der Art und Weise, unsere materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, wurde ein neuer „Typ" Mensch geboren. Ein Typ, der so grundverschieden ist von demjenigen der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, daß ich um die Erlaubnis bitte, die beiden Typen näher benennen zu dürfen: moderner Mensch und premoderner Mensch!

Der moderne Mensch wäscht, badet, kleidet und wärmt sich anders, als der premoderne Mensch; er liest, arbeitet, geht und reist anders und sucht sich auf andere Art zu zerstreuen. Der premoderne Mensch badete, aß und arbeitete sentimental, indem er es liebte, ein hygienisches Sprichwort auf seinem Handtuch oder seinem Badeteppich zu lesen — ein lustiges Distichon auf seinem Bierseidel, provozierende Reime auf seinem Ofen — gemalte Blumen auf seinem Tischgeschirr und moralische Sprüche in seinem Arbeitszimmer.

Der premoderne Mensch arbeitete sentimental — weil er die Arbeit, als eine Buße auffaßte —; er reiste sentimental, weil ihm die abgemessenen und langsamen Fortbewegungsmittel, die ihm zur Verfügung standen, Mußestunden genug ließen, um sich lyrischen Herzensergießungen hinzugeben.

Auch seine Zerstreuungen waren sentimental, weil er in allem, was er las, in allem, was ihm auf dem Theater oder an anderer Stelle geboten wurde, immer das heraussuchte, was ihm die großen Leidenschaften an möglichst unlogischer und belangloser Romantik darboten.

Der moderne Mensch wäscht, badet und kleidet sich vernünftig, insofern als er alle Utensilien und Instrumente, die er zu seiner Toilette braucht, im Sinne der angemessensten und logischsten Form vervollkommnet hat — er ißt vernünftig, denn er verbannt systematisch die Gläser in Form von Blumen oder Vögeln von seinem Tisch; die Jardinieren in Form von Schwänen, Amorettenreigen oder Tänzerinnen — er verbannt den gefühlvollen, zoologischen Fruchtaufsatz, der eine oder mehrere Giraffen vorstellt, die alle ihre langen Hälse vergebens nach den Früchten recken, die hoch oben zwischen Palmenblättern hängen. . .

. . . er verbannt ebenso sorgfältig die Auswüchse des gemalten Porzellans als die Messer und Gabeln, deren Griffe uns schon die zu erwartenden Genüsse vor Augen führen.

Der moderne Mensch kleidet sich vernünftig, was man auch dagegen sagen mag, und seit kurzer Zeit trägt die Frau entsetzliche Säcke, weil sie im Grunde vernünftiger konstruiert sind, als die Kleider, die die Mode und die Schneiderinnen bevorzugen.

Der moderne Mensch reist vernünftig, weil er dabei weniger Zeit verliert, weil er nicht durch Hunger und kaum von Müdigkeit zu leiden hat in den Zügen, die ihm Gelegenheit geben, in einem Speisewagen zu essen und in einem Bett zu schlafen.

Der moderne Mensch sucht mit Vorliebe vernünftige Zerstreuungen, denn er sucht in den Büchern, die er liest — in dem, was ihm auf dem Theater oder an anderer Stelle geboten wird immer die psychologischen Probleme, deren Endresultate ebenso herausgearbeitet sind wie das Verfahren einer lebendigen passionierten, meisterhaften Mathematik.

Könnten wir uns alle die Dinge vorstellen, die dem Menschen dazu dienen, seinen Körper zu pflegen, sich auszuruhen, sich zu nähren und zu kleiden, zu reisen und sich zu zerstreuen; könnten wir der modernen Zahnbürste die premoderne

Zahnbürste gegenüberstellen; könnten wir den Nagelpolierer, die Kämme, die Waschschüssel, die Badewanne, das Bett, das Tischgeschirr, die Gabel und den Löffel, die Pfeife, den Spazierstock und die Schlittschuhe, die Wagen, die Kleider, die Möbel und das Haus des modernen Menschen mit denselben Gegenständen des premodernen Menschen vergleichen, so würden wir sehen, daß man die Formen aller dieser Gegenstände gar nicht mehr miteinander vergleichen kann. Sie rufen zwei verschiedene Welten hervor, die wenig Grund haben, einander aufzusuchen und die im Gegenteil viele Gründe haben, einander zu bekämpfen.

Ist es nicht besser, daß man sich deutlich darüber ausspricht und daß dann jedermann je nachdem seine Stellung einnimmt, je nachdem ob er die Überzeugung hat, daß sich alles nach den Gesetzen des Gefühls regelt und erklärt und rechtfertigt, oder ob er die Überzeugung hat, daß sich alles nach den Gesetzen der Vernunft und nach Vernunftgründen richtet?

Momentan muß man kategorisch sein, die Krankheit ist gar zu schlimm und wir wollen uns von ihr heilen.

Später, später können wir sehen, ob es möglich ist, weniger streng zu sein.

Es war ungewöhnlich, daß wir der Entstehung eines neuen Stils ein dringendes Gefühl der Auflehnung entgegenbrachten; soviel Überlegung, soviel gewissenhafte Anstrengung und fleißiges Studium, als ob es sich um eine Sache handelte, deren Aufkommen nur von ihnen abhinge.

Diese Überlegung und diese Gewissenhaftigkeit haben Zweifel aufkommen lassen, daß es sich wirklich um einen Stil handelt.

Es ist nicht bewiesen, daß nicht auch ein großer Teil von Gewissenhaftigkeit zum Aufblühen der vorangegangenen Stile beigetragen habe und mir scheint es leicht, den Beweis des Gegenteils zu erbringen. Und was unsere Empörung betrifft, unser Verlangen nach einem neuen Stil, so erklärt sich das aus den ungewöhnlichen Umständen, in die wir gerieten. Indem wir den Zustand einer Häßlichkeit, wie sie noch nie in der Weise existiert hatte, erkannten, regte sich in uns der Wunsch, aus diesem Zustand herauszukommen.

Bis jetzt konnten die Stile aufeinander folgen, ohne daß der, welcher seinen Teil als Neuankommender beanspruchte, seinem angeblichen Vorgänger den Vorwurf der Häßlichkeit hätte machen können. Und infolgedessen konnte der Kampf weder so überlegt, noch so bitter und erbarmungslos sein!

Ich stelle mir die Umwandlung des Barock zum Rokoko ohne jeden Stoß und wie eine ganz harmonische Entwicklung vor und ich glaube z. B. nicht, daß die Pietät, welche die Väter und Mütter der Rokoko-Generation für die Möbel ihrer Eltern hegten, ihre Kinder zur Empörung reizte.

Trotzdem waren die Kinder nicht ehrfürchtiger und ihren Eltern nicht mehr ergeben als wir.

Aber die Barockmöbel waren eben nicht ohne Schönheit für sie, während die Möbel, die unsere Eltern liebten, für uns ohne jede Schönheit sind.

Auf Abscheu kann man auch weiterbauen! Und sobald er sich unseres Wesens bemächtigt hat, bewirkt er, je nachdem unser Geschmack und Charakter mutig oder feige sind, daß wir gezwungen werden, uns entweder vorwärts oder rückwärts zu wenden.

Um der Gegenwart zu entfliehen, der gegenwärtigen Häßlichkeit, zogen Ruskin und Morris unsere Blicke auf die Schönheit alter Dinge und damit begrenzten sie die Nutzanwendung ihrer Vorschläge und die Wirkung ihrer Schöpfungen, die nur von den jungen Leuten der englischen Gesellschaft, die wie Ruskin und Morris in Oxford erzogen worden waren, verstanden und genossen werden konnten; nur von denjenigen, die wie sie auf den Genuß und das Verständnis dessen vorbereitet waren, was die Umgebung und das Leben der englischen Universitäten ihnen an Auserlesenem und Verblichenem zu genießen boten.

Um der Häßlichkeit zu entfliehen, zog Viollet-Leduc unsere Blicke auf die Schönheit alter Dinge. Man muß sich den vollständigen Verfall des französischen Geschmacks während der Herrschaft des zweiten Kaiserreichs ins Gedächtnis rufen und die krankhafte Geistesabwesenheit für alles, was nicht Lustbarkeiten oder Tuilerien war, um zu verstehen, wie wenig Aussicht er hatte, gehört zu werden, wie wenig Aussicht, einige Autorität über die Geschmacksrichtung zu bekommen, und wie wenig Aussicht, den Geschmack in eine absolut entgegengesetzte, als die zur Zeit herrschende Richtung leiten zu können.

Man muß sich die Tendenz des deutschen Geschmacks vorstellen und das Niveau, auf das die Kunst in Deutschland zu der Zeit gesunken war, als Semper gegen den herrschenden Geschmack Stellung nahm und seine Theorien entwickelte, um sich den geringen Widerhall, den seine Lehre fand, erklären zu können.

Sein Geschmack, sein Charakter und ein vollkommenes Gleichgewicht der Anziehungskräfte, die ihn nach vorwärts und rückwärts zogen, hat ihn nicht vom Fleck kommen lassen.

Doch von dort, wo er stand, konnte er die Zukunft und den neuen Stil übersehen. Er verkündete das Prinzip, das wir heute in allen Äußerungen des modernen Geistes und des modernen Wesens erkennen.

Das fundamentale Prinzip von der unvermeidlichen Notwendigkeit aller Konstruktionen, aller Formen, aller Gegenstände; das fundamentale Prinzip der modernen Auffassung, die nichts zuläßt, was nicht so wäre, wie es sein muß, was nicht als das erschiene, als was es erscheinen muß!

Die Formen, die überzeugend sind, weil sie so sind wie sie sein müssen; neu, weil sie vernünftig und überlegt sind; die selbstverständlichen und bestimmten Formen einer rationellen und konsequenten Architektur und eines Kunstgewerbes, das nach absoluten Formen und Konstruktionen sucht, diese Formen hat Semper trotz seines Versprechens der Welt nicht geben können.

Sie sind in jedem Gehirn verborgen, in jedem Gehirn, dessen Mechanismus nicht gestört ist und nicht gehemmt durch die Einwirkungen zu eingehender archäologischer Kenntnisse und zu starker phantastischer Vorstellungen.

Werfe man das schwächste Andenken an alte architektonische Elemente, die geringste Sentimentalität in das Uhrwerk des Gehirns und sofort wird dasselbe unfähig sein, normal und logisch zu funktionieren.

Das Gehirn, das auf der Suche nach absoluten Formen ist, kann sich ebensowenig durch sentimentale Erinnerungen und Anregungen zerstreuen oder beeinflussen lassen, wie dasjenige, das wissenschaftliche Endlösungen sucht.

Es handelt sich also um absolute Formen — genau so absolut wie mathematische Lösungen.

Zu ihnen zieht uns unser Verlangen! Ein naives und mächtiges Verlangen, — ein Verlangen, das ursprünglich und kindlich, aber empfindsam für all das ist, wodurch es entstand — empfindsam für all das, was danach strebt, es zu befriedigen und was imstande ist, es zu erfüllen — empfindsam, wie jemand, der freudetrunken dem Raunen der Waldesstimme lauscht und dem Plätschern des Wassers, das sich am Felsen bricht.

Dieses Verlangen steckt in uns und währt ewig — es schläft ein und kann aufgeweckt werden — aber es bedarf des Anstoßes, um ihm einen neuen Aufschwung zu geben.

Es steht nicht in Frage, daß sich diese Befreiung von Sentimentalität durch die Einwirkung zweier mächtiger Anstöße vollzog, zweier Anstöße, die gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts die Welt in ihren Fugen erschütterten. In Europa schuf die französische Revolution einen neuen Typ Europäer — in Amerika fanden sich durch die Befreiungskriege die verschiedensten Elemente beisammen; Temperamente, Charaktere, gute und schlechte Eigenschaften — welche durch die gewaltigste, tragischste und fruchtbringendste Gebärde des Säemanns auf die neue Welt ausgestreut worden waren.

Ich will mich jeder weiteren Erklärung über die französische Revolution enthalten — jeder weiteren, geschichtlichen oder philosophischen Abhandlung — die Sie auch gar nicht von mir verlangen — und mit Recht! — ich kann jede weitere Auseinandersetzung unterlassen und will mich nur an die halten, die alle Ursachen der französischen Revolution charakterisiert, und die die Folgen, die sie nach sich zog, rechtfertigt: Die Menschheit wurde von dem Verlangen ergriffen, von nun an vernünftiger zu leben.

Ich kann auch jede weitere Erklärung in bezug auf den amerikanischen Charakter unterlassen und brauche nur zu sagen, daß er so durch und durch frei von Sentimentalität ist, daß wir davon ganz betroffen waren, so betroffen, daß wir eine lange Zeit hindurch unfähig waren, einen anderen Charakterzug der Amerikaner zu erkennen — und daß wir uns noch heutzutage darin gefallen, diesem Nichtvorhandensein von Sentimentalität die Überlegenheit zuzusprechen, die der Amerikaner auf dem Gebiet des Handelswesens, des Sports und des materiellen Lebens über uns hat.

Diese doppelte Erklärung definiert die Verwandtschaft zwischen den beiden Typen.

Während der amerikanische Typ sich frei entwickeln konnte wie ein junger Baum, der seine Wurzeln in frisches, fruchtbares Erdreich senkt und der Licht, Luft und Raum hat — mußte sich der Typ des „neuen Europäers" (wie ihn Johannes Schlaf in seinem Essai über den belgischen Dichter Emile Verhaeren nennt) seinen Platz und seine Daseinsberechtigung erkämpfen. Seine ataviſtische Belastung steht ihm im Wege und er ist gehindert dadurch, daß er sich niemals ganz und gar von der Herrschaft sentimentaler Erwägungen und Anregungen befreien wird. Er vermag es nur selten, Meister seiner spekulativen Neigungen zu sein und er hat vielmehr die Tendenz, seine Gelüste nach neuen Taten, nach Luft, Raum und Freiheit in sich aufzuzehren.

Statt tatkräftig zu wirken, hält er sich bei Worten auf, weil an ihnen noch Sentimentalität haftet!

Es wird noch Generationen dauern, ehe der Typ des neuen Europäers auf dem Kontinent ebenso vorherrschen wird, wie er es schon zurzeit in England tut.

Der Engländer hat sich ihm leichter angepaßt und hat schneller Anteil an seinen Eigenschaften und Vorzügen genommen.

Durch diese Charakteranlage hat er die ausgedehnteste Herrschaft der ganzen Welt erlangt, ohne daß dadurch seine Inferiorität in bezug auf die Kunst herbeigeführt worden wäre — ganz im Gegenteil —!

Es ist bezeichnend, daß die Erkenntnis einer präzisen und wahrhaftigen Auffassung der Dinge den Engländern erlaubt hat, den Künsten, die sie ausübten, eine Stil-Überlieferung zu erhalten, wie sie keine andere Nation aufrecht zu erhalten fähig war.

Diese Feststellung allein hätte genügen können, unseren Glauben zu festigen und die Richtung zu bestimmen, in der wir auf der Suche nach Größe, Schönheit und Poesie gehen müßten.

Ich sage absichtlich, daß der Typ des neuen Europäers grade in den realen Dingen, Größe, Schönheit und Poesie erkennt, denn man ist sehr geneigt, ihn als radikalen Materialisten hinzustellen und so eine Verschiedenheit zwischen dem alten und dem neuen Typ herbeizuführen, die tendenziös und unrichtig sein würde, die das Monopol der Künste dem alten Typ, dem premodernen Menschen übertragen würde, um es auf immer dem neuen Typ, dem modernen Menschen vorzuenthalten.

Der Unterschied liegt wo anders, der moderne Mensch ist ganz und gar nicht gesonnen, Schönheit und Poesie entbehren zu wollen, nur besteht für ihn eine neue Schönheit, eine neue Poesie, die er dem als solchen anerkannten Grundbegriff der Dinge verleiht, der Dinge, die unter den neuen Bedingungen einer realen, zeitgenössischen Atmosphäre bestehen. Unsere abweichenden Ansichten in bezug auf Schönheit und Poesie versetzen das Publikum in Aufregung und die Richtung, die wir ihnen geben, flößt ihm Mißtrauen ein.

Es scheint, das Publikum merkt nicht, daß wir einen zuverlässigeren Weg verfolgen, der uns schneller zu all dem führen wird, was die Menschheit an Bedeu-

tendstem und Höchstem auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit errungen hat — einen Weg, der uns neues Verstehen so vieler Dinge verspricht, die falsch aufgefaßt und mißbraucht worden sind, weil sie nur von einem Standpunkt aus betrachtet worden waren — nur vom Standpunkt der Gefühle.

Betrachtet man die antike Kunst nur von diesem Standpunkte aus, entzieht man ihr ihren logischen, sinnreichen und vernünftigen Aufbau, so läuft man Gefahr, zu sehen, wie ihre Schönheit in sich zusammensinkt, wie ein Handschuh aus dem man die Finger herauszog.

Die akademische Kunst hat sich so in das Gewand der antiken Kunst gehüllt und die Nachbildung ist so langweilig, so erbärmlich, daß man unwillkürlich dabei an die Fabel vom Esel in der Löwenhaut denken muß.

Hieße das wirklich die Kunst in die Enge treiben, wenn man die Zeit des Künstlers grade solange in Anspruch nähme, um sich über die Grundbestimmung der Elemente und über die Natur der Materialien, die er gebraucht, zu unterrichten, um ihn zu fragen, warum er sie anwendet und warum er sie so, und nicht anders verwendet?

Ich gestehe, daß ich keinen Grund einsehe, warum derjenige, der danach streben würde, alle Probleme auf dem Gebiete der Baukunst und des Kunstgewerbes mittels der Vernunft zu lösen, in einer Sackgasse enden müßte.

Jede vernünftige und überlegte Sache trägt ihre Entwicklung und ihre Endlösung in sich.

Worauf es ankommt, ist, daß derjenige, der sich einer solchen Disziplin unterworfen hat, außerdem noch mit Sensibilität und Erregbarkeit, die den Künstler auszeichnen, begabt ist.

Es ist nicht gesagt, daß der Weg, der strikt vorgezeichnet und ohne Abwege ist, notwendigerweise in eine Sackgasse führen muß.

Die Höhen, die das Tal einschließen, leiten den Gebirgsbach zum reichen breiten Strom; und der Strom muß seinen Weg durch eine Reihe der verschiedensten Landschaften nehmen — durch liebliche und feierliche, durch lachende und ernste, durch ebene und steinige, ehe er die mächtigen Wasser des Meeres erreicht!

Und so ist es mit dem künstlerischen Schaffen und mit der künstlerischen Empfindung, die von Prinzipien geleitet sind, von Prinzipien, die sie durch fortgesetztes Verfolgen derselben Richtung zum Stil gelangen lassen.

Noch vor 10 oder 12 Jahren hatten wir keine Ahnung von dem, was wir heute „den modernen Stil" nennen, und der Wunsch, einen modernen Stil zu besitzen, hatte sich auch noch nicht sehr intensiv gezeigt.

Wenn auch einige unter uns auf den inferioren Zustand aufmerksam machten, in dem wir uns — den vorangegangenen Jahrhunderten gegenüber — befanden, so lag in diesem Vorwurf eine Naivität, aus der hervorging, daß jedes Jahrhundert seinen eigenen Stil besitzen müsse.

Wir hatten uns daran gewöhnt, von einem Stil des 17. Jahrhunderts, von

einem Stil des 18. Jahrhunderts zu sprechen; und wir schienen es zu entbehren, nun nicht die Serie fortsetzen zu können.

Da wir am äußersten Ende des 19. Jahrhunderts angelangt waren, war keine Zeit mehr zu verlieren und von denen, die die Idee eines neuen Stils beschäftigte, wurden diejenigen, die bis dahin keinerlei Ungeduld gezeigt hatten, auf einmal unruhig und fieberhaft erregt.

Die Eisenkonstruktionen, die Forth-Brücke, die große Maschinenhalle der Pariser Ausstellung von 1889, der Eiffelturm, profitierten von dieser Ungeduld und wurden seither für das angesehen, was sie in der Tat sind: Äußerungen einer neuen Architektur.

Der Streit, der in bezug auf sie und in bezug auf die neu angeregte Idee einer neuen Architektur entstand, hatte eine ganz falsche Richtung eingeschlagen.

Das Publikum und die Ästheten, die gegen die Eisenkonstruktion Stellung nahmen, beschäftigten sich ebenso wie diejenigen, die die Eisenkonstruktion verteidigten, nur mit der einen Idee, zu wissen: ist es möglich, die Eisenkonstruktion schön zu gestalten oder nicht?

Es schien, daß alle die Vorstellung hatten, es hinge von dieser einzigen Bedingung ab, ob sie uns dazu verhelfen würde, einen neuen Stil zu schaffen oder nicht.

Übrigens ist die Schönheit nicht absolut Bedingung für die Idee des Stils.

Stil und Schönheit sind zwei klar voneinander getrennte Begriffe, sie hängen nicht voneinander ab — ja, sie können sich sogar gegenseitig ausschließen.

Nach Schönheit trachten, heißt nicht nach einem Stil trachten! Schöne Dinge schaffen, heißt noch nicht einen Stil schaffen.

Um zu einem Stil zu gelangen, bedarf es eines verbindenden Elementes und einer einheitlichen Richtung.

Der Stil behält sich alle die Eigenschaften, die eine Familie besitzt, vor, es gibt schöne Familien und es gibt häßliche Familien, es gibt schöne Stile, aber es gibt auch ebensogut häßliche Stile.

Schließlich ist der Streit, ob ein Ding, ob ein Werk schön oder häßlich sei, immer erfolglos.

Es gibt keine Worte, die Schönheit zu definieren, kein Argument, sie nachzuweisen und der Streit in bezug auf die Eisenkonstruktion, der sich nur um die Frage: Ist sie schön oder nicht? drehte, verursachte so, daß man das übersah, worauf es im Grunde am meisten ankam, das heißt, daß sie von einem neuen Konstruktionsprinzip, von einem neuen Gesetz durchdrungen war.

Wir waren auf dem Weg, der uns zu einem Stil führen mußte, lange ehe wir erkannt hatten, in welcher Richtung er uns führte.

Solche Werke, wie sie uns die Eisenkonstruktion vorführte, hätten uns die Augen öffnen müssen über das Prinzip, das sie mit einer Klarheit offenbarte, wie es noch kein anderer Stil in so überzeugender Weise getan hatte.

Die Eisenkonstruktion ließ wirklich die logische Auffassung und den Sinn der

Konstruktion zutage treten, die sich seit der Dorischen Kunst noch nie so nackt, so mächtig und so schön vor unsern Blicken gezeigt hatten.

Und beide — die logische Auffassung und der konstruktive Sinn erscheinen mir seitdem wie zwei schöne griechische Körper, die in wundervoller Nacktheit emporsteigen aus der abgelegten Hülle der Sentimentalität, die zu ihren Füßen niederfiel . . .

Aber seit dem Beginn der christlichen Ära war ihr Anblick unseren Augen entzogen.

Die Wißbegierde und das Verlangen, das die Renaissance kundgab, war keine naive Begierde, kein naives Verlangen.

Mit dem Beginn der modernen Ära und mit der Entdeckung der Eisenkonstruktion wurde unsere Wißbegierde und unser Verlangen in bezug auf Architektur und Kunstgewerbe naiv und mächtig!

Die Hingabe eines nackten Körpers bedeutet die Hingabe von Kräften, aus denen selbst ein Greis neues Leben schöpfen kann, und unserer Menschheit wird eine solche Hingabe dargebracht! Eine Hingabe von Begriffen — die uns in ihrer Nacktheit so herrlich erscheinen, daß es ein Verbrechen wäre, die niedergefallenen Gewänder aufzuheben! Diese wunderbaren Geschöpfe wollen frei auf neuen Bahnen wandeln!

Und wäre es nicht wirklich ein Verbrechen, diejenigen zurückzuhalten, die nach der Zukunft trachten, deren Natur es ist, zu ihr hinzustreben und die dazu ausersehen sind, ihren Körper und ihre Formen frei und schön zu entwickeln?

Die Eisenkonstruktion erschien absolut frei von dem, was die Archäologen mit dem „Nachleben" bezeichnen und was wir „Rudimente" nennen und der menschliche Verstand ist so langsam und so unfähig, sich grade von diesen nachlebenden Formen loszumachen, daß, trotzdem uns das Eisen so deutlich offenbart hatte, daß es von allen sentimentalen Abirrungen frei bleiben wolle, wir es doch nicht unterlassen konnten, Säulen mit korinthischen, byzantinischen und gotischen Kapitälen aus Eisen zu gießen und aufzustellen.

Der Streit in bezug auf die Frage: „Ist die neue Architektur schön?" zog sich unglaublich in die Länge und verhinderte dadurch, daß wir erkannten, wie wir allmählich zu einem Stil gelangten, der als der erste nicht von der Erbsünde belastet war.

Man soll nicht die Rolle überschätzen, die die Eisenkonstruktion in der Entwicklung der Architektur gespielt hat und man soll nicht behaupten, daß sie allein die Architektur der Zukunft begründen wird.

Vielmehr gibt es zu viel Fälle, wo immer noch Stein und Holz vorzuziehen sind; aber es wäre ganz ungerechtfertigt, wollte man nicht die unendlichen Folgen anerkennen, die das rationelle Prinzip der Eisenkonstruktion nicht nur für das haben wird, was wir mit dem neuen Material schaffen werden, sondern auch für Holz, Stein usw., die wir bisher so unrationell anwandten!

Es ist nicht mehr daran zu denken, sein Joch abzuschütteln oder eine andere Richtung als die, welche dies Prinzip uns vorschreibt, einzuschlagen.

Es setzt dem menschlichen Gehirn bestimmte Grenzen und dieses wird sich zufrieden geben müssen, nicht über sie hinaus zu suchen.

Es setzt unsere Erfindungskraft wie einen Eisenbahnzug auf Schienen in Bewegung.

Und sie liefe dieselbe Gefahr wie ein Zug, wollte sie von ihren Gleisen abweichen und gleich ihm bedarf sie der Gleise, um zum Endziel zu gelangen.

Man hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir das Dogma der „rationellen Schönheit" erlassen hätten.

Es ist mit diesem Vorwurf wie mit so vielen anderen; er hält keiner gründlichen Untersuchung stand.

Wir haben unstreitig alle nur möglichen Anstrengungen gemacht, um die Auffassung der Nützlichkeit aus dem Mißkredit und der Verachtung, in die sie gefallen war, herauszuholen.

... wir haben sie unstreitig gegen den Hochmut und gegen die Art und Weise verteidigt, die die Sentimentalität ihr gegenüber angenommen hatte.

... wir haben unstreitig mit innigem Behagen die Bilanz der Sentimentalität gezogen, ihren Bankerott konstatiert und den Vorschlag gemacht, dem rationellen Schaffen das Amt zu übertragen, das die Sentimentalität so schlecht ausgefüllt hatte.

Aber was die Behauptung anbetrifft, wir wären der Ansicht, daß alles was vollkommen nützlich, auch vollkommen schön sein würde, so liegt zwischen dieser Behauptung und unserer wahren Ansicht der ganze Unterschied, der zwischen dem liegt, was wir wirklich sind, und dem, was unsere Gegner aus uns machen möchten.

Der vollkommen nützliche Gegenstand, der nach dem Prinzip einer rationellen und folgerichtigen Konstruktion geschaffen wurde, erfüllt die erste Bedingung der Schönheit — erfüllt eine unentbehrliche Bedingung der Schönheit — und dadurch, daß wir diese unentbehrliche Bedingung forderten, bestimmten wir allerdings den Unterschied zwischen der modernen Schönheit und der premodernen und mittelalterlichen Schönheit.

Mir erscheint es unmöglich, daß wir noch heutzutage einem Gegenstand Schönheit zusprechen können, der sichtlich nicht die seinem Gebrauch entsprechende Form hat, dessen Form sich nicht von all dem freigemacht hat, was sie verhindern könnte, ihr eigentlichstes Sein und ihre Bestimmung auszudrücken.

Und wenn wir öffentlich bekennen, daß diese Eigenschaft ein „conditio sine qua non" der modernen Schönheit ist, so sind wir doch nicht so blind, um nicht zu fühlen, daß die moderne Schönheit um wirklich Schönheit zu sein, auch auf Sensibilität sich stützen muß.

Auf diese Art von Sensibilität, die ihre Wirkung beim Betrachten der Linien und ihrer Verhältnisse — der Farben und ihrer Verhältnisse zueinander, ausübt — beim Betrachten der Verhältnisse nebeneinander oder gegenübergestellter Materialien von gleicher oder verschiedener Natur.

Die Gesetze und die Bedingungen der Schönheit währen ewig — die Verhältnisse der Linien zueinander, der Farben zueinander und des verschiedenen Materials zueinander kann man verschiedenartig empfinden. Aber die Natur dieser Sensibilität bleibt dieselbe.

Sie schöpft aus dem Mächtigsten und Reinsten, was in uns ruht — aus der Wollust, mit der wir uns selbst in direkte Verbindung mit dem setzen, was das innerste Wesen aller Dinge ausmacht — mit dem Rhythmus.

Durch die Wollust, mit der wir die Verhältnisse der Linien, der Farben und des Materials empfinden, sind wir zum Begriff der Schönheit der Architektur gelangt, wie weit sie auch von der modernen Architektur entfernt war.

... durch die Wollust, mit der wir die Verhältnisse der Töne und Worte — ihre Akzente und ihre Folge empfinden, sind wir zur Schönheit der Musik und der Poesie gelangt, wie weit sie auch von der modernen Musik und Poesie entfernt war.

Und wir haben niemals das Gefühl der Befremdung und des Entferntseins empfunden, wie wir es im Bereich der Gefühle verspürt hätten.

Auf dem Wege der Gefühle hätten wir niemals die antike Kunst, die heidnische Seele gefunden; wir hätten niemals die Schönheit gefunden, der wir als moderner Schönheit huldigen.

Die Gefühle, die die Menschen des alten Ägypten und Griechenlands handeln ließen, sind für uns wenig zugänglich.

Die Sensibilität der Ägypter und der Griechen war im Gegenteil keiner Epoche so verwandt und so ähnlich, wie der der Modernität; und ich denke, es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß die antike Kunst erst seit kurzer Zeit wahrhaft verstanden und geschätzt wird.

Man muß das Gefühl gekannt haben, das einen beim Anblick der Linie jenes eisernen Schiffsschnabels erbeben ließ, den Krupp im Jahre 1902 in Düsseldorf ausstellte — um dieses selbe Beben beim Anblick der Profillinie des Rhamses-Kolosses, der im Wüstensand von Memphis ruht, zu verspüren. —

... man muß den Reiz der fieberhaft erregten Linie der Grisetten von Guys, der Tänzerinnen von Degas und der geisterhaften Erscheinungen Lautrec's genossen haben, um die fieberhaft-sinnliche Erregung der Linien der Silhouetten zu genießen, die in Flachrelief in langer Folge einherschreiten auf den Steinwänden der unterirdischen Gräber des Mastaba von Ti zu Sakkara.

Man muß die aufrichtige gebietende Schönheit der einzelnen Teile der Maschinen tief empfunden haben —

... dieser riesigen Maschinen, die mit feierlicher, weihevoller Gebärde die elektrischen Akkumulatoren laden, um die göttliche Harmonie und den vollkommenen Rhythmus des Partheuon zu empfinden.

Unsere Sensibilität ist derjenigen der antiken Künste verwandt.

Es mag paradox klingen und noch paradoxer, wenn ich von moderner Heiter-

keit sprechen würde: aber Sie werden darüber nachdenken und da Sie wohl keinen Einwand finden werden, der gegen das Verlangen zu machen wäre, daß die Dinge so seien, wie sie sein sollten, so werden Sie bald selbst den Wunsch bekennen, nicht nur Dinge, sondern auch Menschen um sich herum zu sehen, die so sind, wie sie sein sollen.

Das würde die Kraft und die Schönheit der zukünftigen Welt und Gesellschaft ausmachen, wenn alle Personen, die auf der Weltbühne sind, urwüchsig, wahrhaftig und sensibel wären.

Nach alledem was wir soeben auseinandergesetzt haben, erscheint es klar, daß in bezug auf die Auffassung aller Werke der Architektur und des Kunstgewerbes der moderne Stil mit dem griechischen Stil seine Richtung im Sinne der Logik gemein haben wird — ebenso aber auch seine Fähigkeit, die raffinierteste Sensibilität zu erregen.

So hat das, was nur wie eine Vorliebe, wie eine vorübergehende Zuneigung erscheinen konnte, eine Daseinsberechtigung, die an die Basis und an die Grundprinzipien des modernen Stils reicht.

Wir haben Grund, uns auf diese Verwandtschaft vorzubereiten, denn wir werden uns auf der Suche nach Formen begegnen — wenn wir ähnliche Probleme zu lösen und ähnliches Material zu verwenden haben.

Es ist unvermeidlich, daß Operationen der Vernunft, die den gleichen Gegenstand behandeln, auch zu ziemlich gleichen Endresultaten führen müssen — und ich sehe nicht ein, durch was sich die Form einer Vase, eines Glases oder irgend eines anderen Gegenstandes, den die Antike ebenso gut kannte wie wir — und der nach den Gesetzen einer rationellen und konsequenten Konstruktion geschaffen war, — ich sehe nicht ein, durch was sich diese Form von der, welche wir schaffen, unterscheiden sollte, es sei denn durch die Sensibilität, die uns dazu treibt, andere Verhältnisse, andere Einbiegungen und Wölbungen der Linie zu wählen — die uns die Farben und die Ornamente anders wählen läßt, als die Künstler der antiken Welt.

Die Sensibilität ist von ausgesprochen veränderlicher Natur und das, wodurch diese Variationen entstehen, ist alles, absolut alles, was die Charakteristik des Menschen einer Epoche ausmacht; und was ihn von einer anderen Epoche unterscheidet.

Jede Epoche hat ihre Sensibilität für sich, die sich in allem ausspricht: in Politik, Wissenschaft und Kunst. — Jede Epoche hat einen Rhythmus, der sich in allem zeigt.

Ohne das ist es eben keine Epoche.

Man hat in unserer Sensibilität eine gewisse Erschöpfung, eine gewisse Müdigkeit erkennen wollen — in dem modernen Rhythmus eine gewisse Mattigkeit, eine gewisse Entkräftung. —

Nun — die Sache steht so:

Wir verlegen den Akzent der Linie an eine andere Stelle, den Akzent der Farbenfolge anders, als die vorangegangenen Epochen.

Die Hand, die die Linie zieht, überschreitet den Moment des normalen, vollkommen abgewägten Akzents, wie ihn die Antike anwandte.

Das moderne Auge versetzt den Moment des normalen Akzents der Farben-Aufeinanderfolge, ebenso wie das moderne Ohr das zu genießen neigt, was man noch lange „Dissonanzen" nennen wird. Die Hand und das Auge verlegen den Akzent weiter und tiefer, als man ihn bisher zu setzen gewohnt war.

Es ist alles, absolut alles, was das moderne Leben ausmacht, das den neuen Rhythmus und neue Harmonien bestimmt. Der neue Rhythmus bedingt ebenso die Stellungen der Herren, die im Salon die Arme tiefer kreuzen und die tiefer ausgeschnittene Westen tragen, als die Haltungen der Damen, die die Büste und die Taille tiefer tragen und so den akzentuierten Teil ihrer Silhouette verlegen; den ich ebenso in den Gegenständen und Blumen fühle, die uns unser Raffinement wieder auffinden, oder neu entdecken ließ — weil wir in ihnen dieselbe Nuance des Akzents fanden: die Narzissen und Jonquillen, von denen Oskar Wilde in seinen „Intentionen" sagt, daß sie „griechische Objekte aus der besten Zeit seien", die Alpenveilchen, die Iris, die Orchideen.

Der Flachbogen der Eisenkonstruktion, der Flachbogen der Brücken, der Bahnhofs- und Ausstellungshallen ist über unserer Epoche ausgespannt. Er bedingt die Möglichkeiten des modernen Rhythmus ebenso wie der Parallelismus der geraden Linie den Rhythmus der griechischen Kunst bedingte — und der Bogen und der Spitzbogen den Rhythmus der romanischen und der gotischen Kunst!

Wir, die wir das Gesetz aufstellten, daß „die Linie eine Kraft ist", konnten das nicht übersehen ...

Ich glaube, daß wir von nun an einen modernen Stil besitzen, ebenso gut wie ich glaube, daß wir von nun an eine moderne Schönheit besitzen; aber ich muß hinzufügen, daß wir bis jetzt nur wenige sind, die sie erkennen — und daß wir bis jetzt nur wenig einig sind in bezug auf das, was der neue Stil sein wird, in bezug auf das, was die moderne Schönheit ist!

Wenn wir gewissen Kunstschriftstellern glauben wollten, so hätten wir heutzutage die Wahl zwischen mehreren modernen Stilen —; das hieße: „Nehmen" oder „Lassen" und das würde genau die Wichtigkeit der Suprematie von einer politischen Partei über die andere haben — oder von Pferden, die sich um die Gunst des sportliebenden Publikums streiten.

Am Start! Jugendstil, Sezessionsstil, Belgischer Stil, Wiener Stil.

Am Ziel: Die Kunstschriftsteller und Industriellen, alle aus den verschiedensten Gründen unruhig und erwartungsvoll.

Das Rennen findet aber nur in den Kunstzeitschriften und in der Phantasie der Kunstschriftsteller statt; denn es gibt gar keinen Jugendstil, keinen Belgischen Stil und keinen Wiener Stil!

Diejenigen, die das Wort „Stil" gebrauchen, um diese verschiedenen Erschei-

nungen zu bezeichnen, von denen jede eine der wesentlichsten Eigenschaften einer Nation wiederspiegelt mit denen man deswegen rechnen muß, weil sie eine wichtige Rolle bei der Gestaltung des Charakters der heutigen Menschheit spielen;

... Diejenigen, die das Wort „Stil" gebrauchen, um diese Kundgebungen zu erklären, haben gar keine Ahnung von dem, was in Wahrheit ein Stil ist; sie erfassen weder die Bedeutung noch die Weite dieses Begriffes.

Es ist kein Stil, den der verstorbene Otto Eckmann Deutschland darbrachte, weil er den englischen Präraphaeliten ihre Vorliebe für lange Haare, für Dornen, Linien und für die langen Falten nicht enden wollender Gewänder entlehnte; wohl aber ist es ein Hinweis auf die Tendenz, neue Möglichkeiten zu schaffen, um die Darstellungen der so geliebten Legenden wieder aufzufrischen; die Möglichkeit, die altgewohnten Mittel durch polypenartige Bäume, Schwäne und Zwerge und mystisch verborgene Schlösser zu bereichern.

Es ist kein Stil, den die Wiener Künstler: Hoffmann und Kolo Moser, Österreich darbringen, indem sie eine systematisch-rechtwinklige Ornamentik auf den Dingen anbringen, die sie der englischen Architektur entlehnen und jener Schule der englischen Dekoration entlehnten, die durch die Weichlichkeit, die Krankhaftigkeit und den Rhythmus der Gestalten Aubrey Beardleys beeinflußt und beherrscht war.

Aber beide Künstler streben danach, ein Bedürfnis nach leichter, reizvoller, zarter Sinnlichkeit der österreichischen Nation zu befriedigen. Der seltene, unerschöpfliche Findergeist, mit dem sie die Rechtecke, d. h. das geist- und ausdruckloseste ornamentale Element, was man sich denken kann, verteilen, befriedigt eine Sinnlichkeit, die man mit Nadelstichen reizen kann.

Es ist kein Stil, den meine belgischen Landsleute und ich selbst Belgien dargebracht haben; aber man sollte doch anerkennen, daß sich in unseren Werken die wichtigste Ureigenschaft der Linie offenbart hat. Wir erkannten in ihr eine Kraft, die wie jede Kraft, wirkt, feststehende Gesetze und Konsequenzen hat.

Diese Gesetze und Konsequenzen haben die Ornamentik ganz und gar umgewandelt und haben sie denselben Gesetzen und denselben Konsequenzen wie der Konstruktion untergeordnet.

Ein Prinzip und ein Rhythmus haben die neuen Formen und die neue Ornamentik durchdrungen.

Man darf in dem heutigen Kampf zwischen dem, was das Publikum irrtümlicherweise noch „Jugendstil" nennt, dem Sezessionsstil und dem Wiener oder belgischen Stil nur einen Konflikt verschiedener Tendenzen sehen. Und man müßte sich freuen, daß der Kampf ein ziemlich erbitterter ist und daß jede Tendenz ihre Anrechte, an der Bildung der Stile teilzunehmen, mit gewisser Heftigkeit verteidigt, daß jede Tendenz danach strebt, sich den größtmöglichsten Anteil zu verschaffen.

Diese Tendenzen sind die Immer-Gleichen, es sind die Richtungen, die alle Stile mit fortgerissen haben.

Sie haben die drei Richtungen erkannt: die Vernunft, das Gefühl und die Sensibilität.

Die Vernunft liegt in der Richtung „grade aus"; zu beiden Seiten liegen die Richtungen des Gefühls und der Sensibilität.

Zwischen dem magnetischen Punkt, den die Vernunft inne hat und den Himmelsgegenden: Gefühl und Sensibilität gibt es viele Gradationen. Auf Seiten der Sensibilität unter anderen die Sinnlichkeit, auf Seiten des Gefühls alle die aufeinanderfolgenden Abstufungen.

Es ist die Kurve, die von dem gesunden und natürlichen Lyrismus zum überschwenglichen und unersättlichen Pathos reicht.

Die Vernunft vermag die beiden Richtungen, die ihr zu beiden Seiten nahe sind, zu durchdringen, aber sie kann nicht zu den äußersten Abstufungen gelangen.

Und genau an der Stelle, an der ihre Kraft des Durchdringens aufhört, fängt das Abirren ebensowohl der Stile, die sich nach der Sensibilität, als der Stile, die sich nach dem Gefühl richten, an.

Jenseits dieser Stelle lauert Schwindel und Zusammenbruch!

Die Sensibilität ebensogut wie das Gefühl führen, sobald sie sich selbst überlassen sind, zum Nichts, in dem alle Konzeptionen, die sich von der Vernunft losgelöst haben, scheitern.

Der moderne Stil hat seinen Kurs grade auf die Vernunft genommen. Er hat anfänglich kalte gefahrlose Gewässer durchkreuzt, jetzt hat sich sein Kurs gemildert und er nimmt mit großer Zuversicht die Richtung der Sensibilität. Die Gewässer sind warm und mild, die Ufer verführerisch und voll Sonnenschein!

Wir segeln mit der zauberhaften Vorstellung, wir könnten nach der erlösenden Reise um den neuen Erdteil einen ungekannten, traumschönen, griechischen Archipel entdecken!

Dolores/ Erzählung von Johannes V. Jensen

. . . as yet the contradiction of a lie is some kind of belief;
but the lie with its contradiction once swept away, what will remain?
Carlyle.

Die Stadt liegt am Flußufer mitten unter der allmächtigen Sonne — ein Haufen zusammengekalkter Zellen, ein knochenweißer Kuchen von Häusern und Löchern, gleich dem Skelett eines gestrandeten Fabelschwammes — Sevilla. Wie der Name zwitschert! Sevilla ist berühmt und besungen wie die Liebe, ist von Träumen umsponnen wie die Stirn eines jungen Weibes von dunklem Haar. Seine Seele ist wie eine Sehnsucht nach zwei unsagbar rätselhaften Augen im Weltenall.

Ich kam mit der Eisenbahn in Sevilla an. Wiehernd und ungestüm fuhr sie in die Station ein und schnaufte wie ein junger, selbstgefälliger Hengst. Einige Hotelkutscher faßten mich gleich bei meiner Unwissenheit und schleppten mich mit sich fort — man betrog und belog mich wie geschmiert — genug davon.

Kaum hatte ich mir eine Unterkunft gewählt, als ich mich auch schon nach Sevillas schönen Frauen umsah. Ich ging durch eine fremde Straße, durch eine zweite, ich blieb vor den Schaukasten der Photographen stehen ... ich nahm eine Droschke und ließ mich zu der großen Tabaksfabrik hinausfahren, wo ich wußte, daß viele Hunderte von Andalusierinnen auf einem Fleck versammelt sein würden.

Es kostete nicht viel. Der Inspektor führte mich durch die Reihen.

Die Wärme war schwer, die Bekleidung leicht. Ich nahm hier einen vorläufigen Überblick. Mit jedem Schritt befestigte sich mein Eindruck — das Sonnenlicht lag in Streifen in der dunstigen Halle — Tisch stand an Tisch — ein Heer von Frauen, die bei der Arbeit saßen ... welche Haufen von Tabak! Es waren feine dunkle Geschöpfe darunter, vielleicht hundert an der Zahl. Den Rest konnte man unbeschadet zu tausenden nach Holland zur Ausbesserung der Deiche verschicken.

Ich mietete mir ein Zimmer auf der anderen Seite des Guadalquivir in dem uralten Bêtis. Meine Stube war gewölbt und bekam vom Hof her Licht. Gelbgekalkte Säulen, schwere Mauerbögen ... hier erwarteten mich sicher eigenartige, tiefe Tage. Als es Abend geworden war, zündete ich mein Licht an und wanderte in dem dumpfen Loch auf und nieder. Ich betrachtete die Binsenstühle, die rohen Mauern — eine kühle und freundliche Dunkelheit umfing mich nach der Lichtgeißel des Tages. Meine Füße berührten feuchte Ziegelfliesen, und wenn ich still stand, krochen Ameisen an mir herauf. Obgleich es in dem gewölbten Zimmer recht kühl war, dampfte ich vor Wärme. Alle meine Sinne schwirrten hungrig durch den Raum.

Als ich am nächsten Vormittag durch den Hof ging, sah ich einen Teil der Bewohner des Hauses draußen an der Gitterpforte sitzen. Indem ich vorbeiging, folgten sie mir neugierig mit den Augen. Mein Blick umfaßte sie alle. Auf einem Schemel saß ein junges Mädchen.

Die Kirchenglocken läuteten, La Giralda zeichnete sich drüben über der Stadt gegen den weißen Himmel ab. Längs des Flusses wurden Kohlen ausgeladen. Ich ging bis zur Trianabrücke und schlug den Weg zur Stadt ein.

Während der ersten Tage sprang ich des Morgens so blindlings und frisch aus dem Schlaf wie ein Raubvogel, der die Luft über einem Abgrund durchmißt; ich schnürte meine Stiefel — so wie Jubal an jenem Tag seine Sandalen band, an dem er die Trompete erfand.

Eine neue Stadt bot sich mir dar, und es zeigte sich, daß sie berauschend unordentlich, unerschöpflich abwechslungsreich war. Ich konnte stundenlang umherstreifen und fast ohne tieferen Eindruck bleiben. Es gab nichts, das sich fest einprägte, und doch sah ich viele seltsame Dinge. Hinterher erinnerte ich mich, daß ich einen Esel jämmerlich schreien gehört oder König Hermenegildes Haus gesehen hatte. Im Vorbeigehen hatte ich meine Finger über die Rillen in alten Mauern hinstreichen lassen und ich hatte in sonnenbeschienene Höfe hineingeblickt. Alles was ich sah, veranlaßte mich, mich naheliegender oder ferner Systeme von anderen Dingen zu erinnern. Ich bekam es niemals satt, zu nehmen und zu vergessen — zu gaffen und zu schlucken. Und die Sonne stand mir bei, sie schien und wärmte. Zur Mittagszeit stand sie fast im Zenit; die Strahlen erhitzten meine Schultern, so daß ich mich wie ein Hund am Ofen krümmte. Dieses Land gefiel mir. Die Sonne zeigte ihre Zähne — die Sonnenfackel wurde von einem Windhauch bewegt, die weißen Flammen lohten und wehten mir heiße Zipfel ins Gesicht. Solange die Sonne schien, freute ich mich ihrer; brach die Dunkelheit herein, verschlang ich die kühle Luft.

Der Guadalquivir fließt längs der Steinkais, das Wasser glitzert träge und gelb im Licht. Hin und wieder, hier und dort kommen helle Schlammwolken an die Oberfläche und verbreiten sich zu großen Flächen, wie die Fußballen eines Riesen, der seinen Kopf in den Grund wühlt. — In der Mitte des Stromes sieht man gewöhnlich einige runde schwarze Köpfe; es sind Knaben, die sich dort draußen tummeln. Sie treten unaufhörlich Wasser, immer an derselben Stelle. Aber entdecken sie einen Fremden auf der Brücke, dann kommen sie herbei, um einige Münzen durch Hereinspringen zu verdienen. Sie treten von der hohen Brücke ruhig in die Luft hinaus. Und dort stehen sie eine Sekunde mit geschlossenen Beinen und ausgestreckten Armen wie Statuen von ägyptischen Göttern — blank und braun im Sonnenraum. Plötzlich schießen sie herab und durchschneiden das Wasser.

Eine Reihe von Tagen, eine Woche hielt meine ganz elementare Stimmung an. Dann begann ich wieder mich selbst zu duzen und mir intime Spitznamen zu geben — ich bedurfte eines ereignisreicheren Lebens.

Sierpes heißt eine Straße in Sevilla; sie ist sehr schmal und lang — ein Spalt in der Stadt. Der Boden ist mit Fliesen belegt wie eine Stube, und hoch oben sind große Segel quer darübergespannt. Diese Segel sind aus Streifen zusammengenäht, so daß es aussieht als wölbten sie sich gegen Taue, als blähten sie sich. Die ganze Straße

gleicht einem Luftschiff in den Wolken. Die Sonne bescheint unsere vollen Segel, so daß sie über uns leuchten. Hin und wieder ist es, als wenn unser ganzes Schiff schwankt, während wir unentwegt durch die stille Luft weitersegeln.

Ich kam eines Tages in die Sierpes, nachdem ich viele Stunden lang umhergestreift war und das Licht und die Wärme genossen hatte. Die Cafés sind nach der Straße zu offen und ich nahm irgendwo Platz. Um mich herum summte das Gespräch, und die Straße wogte von Menschen. Lange saß ich und verfolgte all die kleinen Begebenheiten, die sich in einem Café und auf einem Fußweg abspielen können; ich las eine Zeitung, rauchte Tabak und ließ die Zeit verstreichen.

Da hörte ich plötzlich etwas — lauschte. Was war das? Jetzt wieder — ich sah mich um und umfaßte mit einem Blick alles auf der Straße und im Café, die Säulen, die Decke — ich sah die leuchtenden Segel über der Straße ... aber durch den näselnden Lärm hindurch ahnte ich langgezogene, klare Musiklaute — von hoch oben kamen sie her. Hatte niemand außer mir sie gehört? Nein — und jetzt konnte auch ich den fernen Klang nicht mehr unterscheiden. Aber gleich darauf schärfte mein Gehör sich wieder und ich vernahm von neuem Töne über mir — Stimmen, Flöten. Es klang dumpf — was mochte es sein! — schauerlich klagend war es anzuhören. Wie der Gesang eines Menschen, der mit dem Kopf nach unten aufgehängt ist. Ich saß ganz still und hörte die singende Klage herabrieseln. Wie wild bewegt sie klang!

Indem ich noch einen Grad angestrengter lauschte, kannte ich die Melodie. Über dem Café, in einer der Etagen schien jemand zu spielen. Ich weiß nicht, wie das Stück heißt; aber ich kenne es. — Gleich darauf hörte es auf. Ich hatte förmlich ein Gefühl von Schwäche in den Knien.

Einige Tage darauf saß ich in demselben Café. Es war nachmittags und die Wärme war im Abnehmen. Plötzlich wurde ich wieder unruhig und spähte umher. Ich fühlte eine Veränderung — was war geschehen? Im selben Augenblick wurden die elektrischen Ventilflügel an den Säulen sichtbar, indem sie plötzlich stehen blieben. Es war das Aufhören dieses Geräusches, das mir ins Bewußtsein gedrungen war; das Schnurren der Flügel war in dem allgemeinen Lärm verstummt.

Hm! dachte ich.

Hm! dachte ich wieder. Sollte es Töne hier in der Welt geben, die wir erst hören, wenn sie aufhören?

Ich grübelte tief darüber nach und trank in Gedanken vertieft meinen Kaffee. Und ein Gefühl überkam mich, als stünden mir große Dinge bevor. Das Unbeschreibliche war mir näher gerückt als je.

Nach und nach wurde ich mit den Bewohnern des Hauses in Bêtis näher bekannt. Die Mehrzahl der Männer löschte Kohlen auf dem Fluß, ein Teil der Frauen war drüben in der Tabaksfabrik beschäftigt. Von all diesem erzählte Rubio mir, wenn wir des Abends zusammen draußen am Kai saßen. Rubio war Besitzer des Hauses, er hatte es durch Heirat erworben. Auf der einen Seite des

Eingangstores hatte er eine Weinstube, die andere Seite hatte er als Zigarrenladen vermietet — und bei alledem war er erst 24 Jahre alt.

Rubio erklärte mir alles mögliche und gab jedem, was ihm gebührte. Er erteilte mir nützliche Winke über die Damen, die in der Dunkelheit vorbeigingen; Rubio und ich verstanden einander.

An solchen Abenden aber hatte ich meine Augen auf das Tor gerichtet. Ob Dolores sich nicht zeigen würde? Kam sie, dann forderte ich Rubio auf, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und wir schlenderten hinüber und setzten uns im Torweg zu den Frauen.

Wenn Dolores ging, wurde alles farblos. Ich wußte es wohl.

Eines Morgens war es mir klar geworden, daß Dolores gleich beim ersten Mal, als ich sie sah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte — ohne daß es mir bewußt geworden war. Dolores saß auf einem Schemel am Gittertor, beide Ellenbogen auf die Knie gestützt, und indem ich vorbeiging, erhob sie ihren sechzehnjährigen Kopf und sah zu mir auf. Im selben Augenblick fühlte ich die große und klare Selbstfolge — ich sollte natürlich ein Wunder in Sevilla finden. Aber mein Bewußtsein schloß sich augenblicklich wieder, die Überraschung verbarg sich... mein Gehirn beeilte sich zu verwischen und zu reduzieren — nichts von Bedeutung! sagte es. So wird der Jäger von einer halb schmerzlichen Lust zu zögern ergriffen, wenn er das Wild sieht. Ich ging gleichgültig vorbei. Und meine innerste schlaue Seele hatte mich wirklich zur Gleichgültigkeit überredet, denn das Ganze war im selben Augenblick vergessen gewesen.

Später, eines Morgens begriff ich, daß dieser Augenblick mit starker geheimnisvoller Macht über mich hingegangen war. Ich erinnerte mich der jungen Dolores, als eines unvergänglichen Bildes, Dolores wie sie auf dem Schemel gesessen und mir ihr Antlitz mit einem Ausdruck zugewandt hatte, wie man eben einen Fremden vorbeigehen sieht. All der anderen entsann ich mich nicht mehr.

Es lohnt sich, es ist notwendig, Beichten zu veröffentlichen — freiwillige Auslieferung erfordert Achtung; Persönlichkeiten sind selten. Kann man zudem noch andere außer sich selbst ausliefern, ist es wohl der Mühe wert, sich zum beichten zu bereiten. — Auch ich bin ein Schuft, ich bekenne, ich bekenne. Die Knaben in Sevilla waren eine schreckliche Bande — weshalb soll ich es nicht eingestehen. Sie plagten und peinigten mich von morgens bis abends; ich konnte mich ihrer nicht erwehren. Ihre Ausdauer reichte länger als meine gute Laune. Zuletzt entschloß ich mich zu schweigen und sie als bloße Erscheinungen zu behandeln. Aber hätte ich sie mit Dynamit in die Luft sprengen können ....

Scharenweise belagerten sie mich auf der Straße, manchmal zwanzig bis dreißig Stück auf einmal...

Die Knaben wollten Geld und Tabak haben, gleichzeitig aber machten sie sich, ehrlich gestanden, über mich lustig. Sie drängten sich um mich und traten mir auf die Füße.

Eines Tages geriet ich in einen großen Haufen und konnte nicht durchkommen. Ich betrachtete alle die jungen, verdorbenen Gesichter um mich herum, die harten Knabenaugen, die mich anblickten und ich erkannte meine moralische Ohnmacht. Ich wartete. Gerade vor mir stand ein langer, magerer Bursche; er hielt meinem Blick mit unerschütterlicher Frechheit stand; er fuhr fort, mich zu verspotten und gleichzeitig zu betteln — hartnäckig und gleichförmig.

Da entdeckte ich, daß er ein großes, kirschbeerrotes Muttermal auf der einen Seite des Halses hatte — ich streckte einen Finger aus und wies schweigend darauf hin. Er wich zurück, der Haufe löste sich von selbst auf. Aber über das stumpfe Knabengesicht ging ein Schatten, als würde er tödlich verletzt, seine Augen leuchteten vor Haß, und die Lippen erschlafften. Er glich in diesem Augenblick einem Affen, dem ein Pfeil in die Brust gedrungen ist und der mit beiden Händen den Schaft gepackt hält.

Ein andermal hatte ich einen Zusammenstoß mit einigen Jungen vor der Stadt. Ich war landeinwärts spaziert und war lange gegangen. Der Tag war weiß und heiß. Die Aloehecken sandten einen schwachen, trockenen Duft aus. Eine Karre schwankte in dem aufwirbelnden, tiefen Staub vorüber, ein Reiter trabte vorbei, schweigend, betäubt. Was raschelte im Gras — Mistkäfer, die in großer Geschäftigkeit paarweise ihre Kugeln davonrollten. Von den Häusern am Wege erklang kein Laut. Die Uhr war eins oder zwei.

Schließlich wurde ich müde und von der Wärme erschöpft. Ich setzte mich auf den staubigen Grabenrand. La Giralda ragte über der fernen Stadt empor und glotzte mit ihren Gucklöchern herüber.

Wer doch für eine kurze Weile Frieden haben könnte, dachte ich. Wem es doch erspart bliebe, mitzuspielen, wenigstens so lange, bis man mal tief aufgeatmet hätte ... Hier bin ich vor den Jungen sicher. Ach, wie sitzt es sich hier angenehm und friedlich!

Im selben Augenblick tauchten drei böse Buben auf mit einem Esel und einem Eselsfüllen — von allen Seiten sah ich mich umringt. Ich blieb ganz fromm sitzen und rauchte meinen Tabak. Nicht eine Fiber rührte sich in meinem Gesicht, während sie über mich herfielen. Es verging eine gute Viertelstunde, während sie Tabak verlangten. Senor, un Cigaretto, das wiederholten sie eine geschlagene Viertelstunde lang. Ich schwieg und sah sie unverwandt an. Und langsam, mit vielen Nebengedanken, scherzhaft widerlegte ich mich selbst wie ich hier saß. Ich wendete das Gefühl, Ausländer zu sein, hin und her, ich weidete mich an dem Eindruck, den ich machte.

„Ihonny — mucho money!"

Ich sah die drei bedauernswert häßlichen Bengel fest an ... aber mein Blick hatte nicht die geringste Macht über sie. Zum Teufel, nun mußten sie doch bald annehmen, daß ich taubstumm oder blödsinnig sei — aber nein, sie wurden nicht vom geringsten Argwohn ergriffen. Ich schnitt eine schweigende Teufelsgrimasse — umsonst.

„Hombre — ſſſ! ſſſ!"

Da ich mich immer noch nicht rührte, ſteckte der größte ſeine Hände mit einem Grinſen in die Hoſentaſchen und ſpreizte die Beine —

„Jankee!" rief er.

Sie lachten alle drei. Dies neue Wort erklang während mehrerer Minuten. Ich fing an mich zu langweilen.

Aber jetzt legte einer der Bengel ſeinen Arm um das Eſelsfüllen und ſchleppte es vor mich hin. Und damit lockten ſie mich in eine Falle.

„Bonito – muy fino!" ſangen ſie lockend einladend und ſtrichen dem Füllen über den Bauch — ich ſollte es auch ſtreicheln. Und ich konnte nicht widerſtehen. Das kleine Füllen war ſo weich und fein wie Binſenſeide und Sonnenſchein und Zephirwind — das ganze unbedeutende Füllen glich einem Engel; die Ohren konnten ſehr gut als Flügel gelten. Die Augen waren noch milchig blau. Das Maul aber hatte einen verſchlafenen Ausdruck ..... einen Reſt von dem großen Schlaf vor der Geburt. Zwiſchen meinen Händen hielt ich das ureigenſte Symbol der lebendigen Natur. Leuchtende Schuldloſigkeit, üppiger Tiefſinn.

Und das köſtliche Tier ließ ſich hochſchätzen ohne Widerſtand und ohne zu ſchreien.

Ich war mir ſofort klar darüber, daß ich das Füllen behalten wollte. Ohne viele Umſtände kaufte ich es und gab den Jungen dafür, was ſie verlangten, fünfzig Peſetas. Ich zog es im Triumph mit mir zur Stadt und ließ einen kleinen Stall dafür in meinem Zimmer einrichten. Ich verſorgte es des Morgens und des Abends. — Später, als ich fortreiſte, nahm ich es mit mir, obgleich es mir nicht wenig Umſtände machte. Aber ich bekam es glücklich mit nach Malaga und an Bord. Ich freute mich, mit meinem Eſel heimzukommen — hatte ich bis dahin alle Schwierigkeiten überwunden, würde es wohl auch weiter gut gehen. Aber es ging nicht gut. Als wir in den Meerbuſen von Biscaya kamen, gab es hartes Wetter. Eines Tages, als das Schiff ſtark ſchlingerte, ſah ich plötzlich von der Kommandobrücke aus, wie mein Füllen, das auf dem Vorderdeck ſtand, ſich losgeriſſen hatte und bei der Ankerwinde hin- und hergeſchleudert wurde. Ich ſprang hinunter und war mit einem Satze vorn. Im ſelben Augenblick legte ſich das Schiff ſtark auf die Seite und das Füllen rutſchte auf allen Vieren gegen die Seite des Schiffes. Ich ſprang erſchreckt hinzu, es gelang mir, das Füllen zu faſſen und — das Gleichgewicht verlierend — ſtürzte ich mit dem Füllen im Arm kopfüber über Bord! Die Wogen ſchlugen über uns beide zuſammen; das Brauſen des Windes und des Meeres, jeder Laut wurde zu einem dicken Sieden, indem wir unter die Oberfläche ſanken ...

So ſaß ich und dachte, während ich dem Füllen über das Fell ſtrich. Da ſtörten mich die Jungen —

„Peseta! Peseta!"

Drei ſchmutzige Hände ſtreckten ſich, ihr Recht fordernd, mir entgegen: das Streicheln koſtete einen Peſeta. Sie umſtanden mich ruhig im Bewußtſein ihres guten Rechtes. Ich hatte das Füllen geſtreichelt — Peſeta!

Ich warf ihnen einen feindlichen Blick zu und hielt das Füllen fest, das sie mir entreißen wollten. Ich erhob mich und schaute mich um; kein Mensch war weit und breit zu sehen — dann wurde ich sehr ruhig, und fuhr fort das Fell des Füllens zu streicheln. Ich hielt es um den Hals gefaßt, als sei es mein Eigentum; ich nahm das Maul in meine Hand und glättete die seidenfeine Wolle der Ohren.

Und während die Jungen lärmten und mir auf den Leib rückten und mich an den Kleidern zerrten, kamen mir unzählige Kränkungen und Niederlagen ins Gedächtnis zurück — plötzlich sprang ich ohne ein Wort zu sagen auf und packte die drei Bengel im Nacken. Ich ließ mir reichlich Zeit, sie alle miteinander in der linken Hand zusammenzukoppeln. Und dann schwang ich meinen Stock. Sie schrien wie toll, denn es waren keine Theaterprügel, die ich ihnen verabreichte, sondern harte, knallende Schläge. Und nachdem ich sie eine Zeitlang geprügelt hatte, geriet ich in Ekstase und verdoppelte den Takt. Erst als ihr wütendes Geschrei in flehendes Weinen überging, ließ ich sie los.

Das Eselfüllen hatte sich inzwischen ein Büschel Gras gesucht, es stand und kaute und sah dem ganzen Auftritt himmelunwissend zu. Ich nahm noch einmal den samtzarten Kopf in meine Hände und streichelte Kiefer und Maul, dann ging ich zur Stadt zurück.

Bis jetzt war ich noch mit keinem der Bewohner in Bêtis näher bekannt geworden, außer mit Rubio. Wir hatten einander vermittels Tabaksympathie gefunden. Wenn er Zeit hatte, setzten wir uns aufs Bollwerk hinaus und rauchten. Dort saßen wir und ließen unsere Augen umherwandern, behaglich von unserer gegenseitigen Anwesenheit gebunden.

Der Strom floß bedächtig vorbei. In der Mitte des Flusses tummelten sich die Knaben unter atemlosem Geschrei, sie kamen wie Ratten aus den Kloakenmündungen und verschwanden wieder durch diese. Sobald der Angestellte drüben bei der Hafenbahn sich entfernte, kletterten sie auf den Kai hinauf und strolchten dort umher. Zeigte er sich wieder, dann stürzten sie sich in schreienden Scharen kopfüber in den Fluß.

Und die Sonne betäubte. Die Gedanken zerflossen in Träumereien. — Über der Stadt hingen Papierdrachen schwindelnd hoch in der weißen Luft. Sie bohrten und bohrten sich aufwärts wie wandernde Würmer und kamen doch niemals weiter. So verstrichen die Tage.

Ich konnte aus Dolores nicht klug werden. Erst nachdem ich es aufgegeben hatte, lernte ich sie verstehen. Sie war weder so noch so — sie war eben gar nichts. Sechzehn Jahre.

Dolores glich in ihrem Äußern der jungen Königin von Holland. Sie hatte ebenso wie diese Grübchen auf den Backenknochen gerade unter dem Auge und ein kleines Grübchen im Kinn. Diese feinen, köstlichen Vertiefungen gleichen dem Abdruck, den die vorsichtigen Fingerspitzen eines Bildhauers in dem fertigen, noch feuchten Ton hinterlassen haben, indem er versucht hat, das Bildnis zu rücken.

Dolores war die Tochter eines Tagelöhners und konnte weder lesen noch schreiben. Aber sie war von uraltem Adel. Dolores war ebensoviel wert wie ein Ja für einen Zweifler. Darum strebte ich danach, gerade dieses einen Wesens Geheimnis zu entschleiern. Ich wagte es. Das, wofür ich lange Jahre schwierige und zum Teil gelehrte Gründe gesucht hatte, das sollte Dolores durch ihre bloße Erscheinung beweisen können!

Im Torweg hatte ein junger Schuhflicker, Antonio, seinen Tisch. Wir begrüßten uns immer mit ausgesuchter Hochachtung. Antonio zeigte großen Eifer sich mir nützlich zu erweisen. Er konnte ein wenig englisch — sehr wenig, ich habe ihn nie etwas anderes wie yes sagen hören. Er war ein stattlicher, hübscher Bursche und fleißig wie eine Ameise.

Dolores, die gewöhnlich irgend ein Kind auf dem Arm herumtrug, stand häufig draußen vor seiner kleinen Werkstatt. Dann knüpfte ich ein Gespräch mit Antonio an und bot ihm Zigaretten.

„Viel zu tun!" sagte ich.

„Yes."

Mercedes, Rubios junge Frau, trat eines Tages zu uns. Sie schielte und war im großen ganzen wohl kaum so reell wie das Haus, das Rubio als Mitgift bekommen hatte. Als sie uns so vergnügt beisammen sah, meinte sie auch etwas zur Lustigkeit beitragen zu müssen. Sie sah von Antonio zu Dolores und schielte und lächelte —

„Ja, diese beiden! Hi gi gi gi!"

Mercedes nickte vertraulich und verging beinah vor geheimnisvollem Einverständnis.

Dolores sandte Mercedes einen Frauenblick und machte sich davon. Nachdem sie den Hof erreicht hatte, begann sie zu trällern und das Kindchen auf- und niederzuschwenken. Die Sonne stand gerade in den Hof hinein und beleuchtete sie blendend. Wie geschwind sie sich beugen und wieder aufrichten konnte!

„So?" sagte ich zu Mercedes und lächelte freundlich. Wir gingen zusammen zum Tor hinaus.

„Diese beiden?" . . .

„Ja freilich," erzählte Mercedes mir jetzt mit mehr Würde, — eine völlig feststehende, wenn auch nicht offizielle Tatsache — Dolores und der junge Antonio seien für einander bestimmt. Sie sollten heiraten, sobald die Mittel für die Aussteuer geschafft seien. —

Nach diesem Tage benutzte ich eine jede Gelegenheit, um auf Dolores einzuwirken, suchte planmäßig die Luft um sie herum mit Beeinflussung zu füllen. Es sollte ihr gradweise klar werden, wieviel sie wert sei. Ob sie sich dann nicht von sebst dem zuneigen würde, der sie schätzte?

Es vergingen einige Tage. Eines Abends, als ich nach Hause kam, schien mir die untergehende Sonne in die Augen. Der rote Schein blendete, die Sonnenkugel hing dunkel am Horizont gerade am Ende der Straße. Ich sah vor mich

nieder und kniff die Augen zusammen. Die Luft über den rotglühenden Pflastersteinen tanzte von goldenem Staub; Fliegen schwirrten vorbei, merkwürdig sichtbar und im Lichte schimmernd.

Es kam mir jemand auf dem Fußsteig entgegen, ich beschirmte die Augen mit der Hand — es war Dolores. Die Sonne durchleuchtete ihre Kleider. Mit dem glühenden Himmel als Hintergrund, erschienen ihre Kleider wie ein grünlicher Schleier, durch den ihr Körper in schwachen Linien hervorschimmerte. Die Beine gingen, jetzt das eine, jetzt das andere voran; die Knie bewegten sich in runden Kurven. Ich sah den dünnen Kleiderstoff sich in bestimmten feinen Falten von der Schulter bis über die Brust ziehen — als würden sie aufgeblasen — und dieser schöne Ausdruck für eine lebende Form trat undeutlich im lichtstäubenden Schatten hervor. — Ich gedachte der Sierpes und der sonnenbeschienenen Segel ... und des Gesangs ...

Indem wir uns begegneten, sagte ich guten Abend und machte Miene stehen zu bleiben, ich trat zwischen die Sonne und Dolores und sah sie plötzlich aller Farbe beraubt, in ihrem weißen Kleid dastehen. Aber ich sah jetzt auch, wie matt und rein ihre Gesichtshaut war — dieselbe Weiße auf Stirn, Wangen und Kinn. Und da wurde mir ebenso schwindlig und matt zumute wie einem Matrosen, der nach einer mehrmonatlichen Reise zum ersten Mal an Land geht.

„Sie sind drüben in der Stadt gewesen?" sagte Dolores — um etwas zu sagen.

„Ja", antwortete ich und suchte nach Worten. „Sie ist — die Stadt — sie ist ... sehr antik."

Dolores beugte den Kopf. Ja, das mochte wohl so sein. Sie sah zur Seite und zog die Augenbrauen zusammen, als dächte sie tief über diese Sache nach.

Mein Herz arbeitete mühsam — ganz bis in den Rücken hinein. Indem Dolores aufblickte, als meine sie, daß wir dies Thema erschöpft hätten, heftete ich meinen Blick rettungslos auf sie. Ich fühlte mich zum Äußersten getrieben — sie mußte mich jetzt verstehen.

Aber mein Blick glitt spurlos von ihr ab. Dolores sah mich noch immer an, aber nur mit einem aufmerksamen Ausdruck — wollte ich noch eine Bemerkung machen? Sie stand da, ihres eigenen Daseins ebenso unbewußt wie eine Pflanze.

„Schönes Wetter!" sagte ich und schickte mich zum Gehen an. — Das schien gerade das zu sein, was Dolores zu hören erwartet hatte; ihre Antwort klang überzeugt und befreit, indem sie weiterging:

„Si, Senor!"

Rubio und ich probierten die Fässer in der Schenkstube und stachen neue an. Nach und nach versammelte sich ein Teil durstiger Individuen aus der Nachbarschaft drinnen bei uns — Feststimmung bei allen — abends sollte eine große Prozession in der Straße stattfinden.

Diego, ein Bewohner des Hauses, kam auch herzu und goß sich einige Gläser die Kehle hinab. Er schob seinen breitrandigen Hut in den Nacken und versöhnte sich mit der Kehrseite des Lebens — noch ein Glas. Diego setzte sich auf einen der hölzernen Stühle und fing an zu singen. Er sang eines dieser weichen, geschnörkelten Lieder, wobei er selbst gerührt und wild wurde! Sein eigenes Gekräh entzückte ihn, so daß er immer lauter sang.

Die Lebensfreude verbreitete sich schnell, es entstand ein sinnverwirrendes Getümmel. Diego fuhr fort zu singen und jetzt stampfte er noch mit den Beinen dazu und fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er verrenkte Brust und Magen und gackerte wahnwitzig zur Decke hinauf.

Ein junger, scheuer Bursche kam herein, setzte sich neben die Tür und drehte seinen Hut furchtsam zwischen den Händen. Einige Minuten später sangen ihm vier Gläser Wein rasend aus dem Hals heraus, er übertäubte Diego. Noch eine Viertelstunde, und der furchtsame Gesell brüllte heiser gegen die Decke an, von leidenschaftlicher Rührung bis zum Äußersten getrieben.

Bald darauf trugen Rubio und ich ihn vorsichtig hinaus — quer über die Straße und setzten ihn mit dem Rücken gegen das Bollwerk. Kurz darauf setzten wir einen betäubten Bruder an seine Seite. Sie saßen dort mäuschenstill wie zwei hübsche Puppen. — Der Wein floß. Die Lage ließ sich nicht mehr überblicken.

Ich schlich mich in mein Zimmer und hielt ein halbstündiges Schläfchen.

Als ich wieder zum Vorschein kam, war es ganz dunkel geworden, roter Laternenschein überall, der Hof und die Straße wimmelten von Menschen im Festfieber. Die Schenkstube war jetzt eine brüllende Hölle. Ich ging zum Tor hinaus und setzte mich neben Madre. Anders wurde Rubios alte Schwiegermutter nie genannt. Zu ihr hatte ich ein unbegrenztes Vertrauen. Man konnte sich nichts Stärkeres denken als diese alte, unförmig dicke Frau. Ihr braunschwarzes Gesicht war warzig und uneben wie Krötenhaut, aber sie hatte noch ihre weißen, scharfen Zähne, und die barschen Augen konnten *sehen*. Madre saß immer, das Gehen fiel ihr schwer. Die Fliegen belagerten sie, mit einer gewissen vertraulichen Gemächlichkeit — irgend eine Schmeißfliege summte ihr gewöhnlich um den Kopf, die sie mit ihrer dicken Hand fortjagen mußte.

Jetzt saß Madre vor der Tür und hielt Ordnung. Ab und zu streckte sie den Arm aus und erteilte mit unerschütterlich zeigendem Finger einen Befehl. *Sofort* sollte es geschehen! Die rauhe Stimme drang durch. Und wenn Madre gehorcht worden war, zog sie den Arm wieder an sich.

„Wir haben ein Fest heut abend", sagte sie freundlich zu mir.

„Ja", antwortete ich. Mehr hatten wir uns nicht zu sagen.

Das Gedränge auf dem Fußsteig war groß. Ich sah ein unbekanntes Gesicht neben dem andern, Reihen von Gesichtern, Wogen von Menschen — weiße Kleider, Fächer — ein Hin und Her von Lampenlicht.

Dolores sah ich ab und zu. Sie hatte ein gesteiftes Kleid angezogen und sich

das Gesicht ganz blau gepudert. Sie huschte hierhin und dorthin mit einer Freundin — sie sahen zu mir hin — und weg waren sie wieder.

Während ich so unter Madres Schutz dasaß, war ich Gegenstand verwunderter Aufmerksamkeit. Ich saß sinnend da und kratzte mich im Gesicht; die Mückenstiche juckten brennend in der warmen Abendluft. Die Jungen wollten sich gern mit mir einlassen, aber sie wagten es Madres wegen nicht.

Es dauerte lange, bevor die Prozession kam. Nach und nach starb der Tumult in der Schenkstube hin; einer nach dem andern wurde bewußtlos hinausgetragen. Es saß jetzt eine ganze Reihe am Bollwerk.

Inzwischen veränderte sich die Stimmung. Die Leute sprachen leiser.

Und dann kam die Prozession. An der Spitze wurde die Mutter Gottes auf einer großen Plattform getragen. Unter den Decken gingen vier Männer und trugen sie, das Gottesbild wankte vorwärts. Das Bild war hübsch — lauter Seide und Silber und Filigran. Blumen! Die hohen Lampen zitterten auf spiralgedrehten Stielen — übermütig frohe Lampen. Das Bild lächelte und hielt ein Bukett in der Hand.

Die Männer nahmen ihre Hüte ab, die Frauen stammelten ergriffen. Jemand zupfte mich am Ärmel. Es war Mercedes.

„Ist sie nicht entzückend?"

„Ja, ja, ja", antwortete ich.

Fernando, der Schneider, stand wie gewöhnlich mit einem seiner Kinder auf dem Arm — wir hatten schon früher miteinander gesprochen — über ausländische Politik — jetzt wandte er sich zu mir.

„Sie ist sehr schön", sagte er still und insichgekehrt. „Habt Ihr so etwas in England?"

„Nein, wir sind Protestanten", antwortete ich.

„Ho ho, so, Protes . . ."

Und der Schneider vergaß mich und richtete seine seligen Augen auf die Jungfrau, die jetzt gerade an uns vorbeigetragen wurde.

Hinterher kamen die Priester mit ihren Emblemen und Schreinen. Der Zug arbeitete sich langsam, langsam durch die fröhliche Menge vorwärts. Licht und Schatten wechselten grotesk auf allen bunten Farben, auf allen weißen Gesichtern.

Von der Stadt her erklang das Pfeifen einer Lokomotive.

Der Himmel hing schwarz wie Samt und mit vereinzelten großen Sternen über all den Menschen und all der Vergeßlichkeit. Längs der Straße standen hohe Stative mit Feuerwerk, das später abgebrannt werden sollte. Standen sie in dem Leuchtkreis einer Laterne, traten sie wie Pfähle mit phantastischen Gerippen behängt aus der Dunkelheit hervor.

Und als die Prozession vorbei war, wurde das Feuerwerk abgebrannt. Es war wunderschön. Feuergarben und Räder sprühten durch die dicke, heiße Nacht — hitzige Feuerstrahlen bohrten sich himmelhoch in den Raum hinauf; und wenn sie schließlich mit einem fernen, erstickten Puff ermatteten und verlöschten,

sah man eine Sekunde beim Scheine der letzten Funken die graue Rauchwolke, die in der Dunkelheit hoch, hoch oben dahinzog.

Zuletzt ging der Meister zu dem großen Stativ, das gerade vor unserem Tor stand. Er hielt die Lunte daran,und Sisss! schoß das Feuer in die Höhe — Funken hagelten, Knall, Knall — und dort stand Maria Purissima mit großen, leuchtenden Buchstaben! Der Schein fiel auf den dunklen Fluß, auf das Wasser, das sich in flachen Wirbeln und Ringen dahinschlich; er flackerte über die Häuser und beleuchtete sie taghell. Ein letzter Knall, und die Lichtbuchstaben begannen herabzutropfen. Die Dunkelheit kehrte zurück.

Aber nachdem das Feuerwerk vorbei war, versammelte sich eine kleine Gesellschaft in dem großen Hinterzimmer hinter der Schenkstube — nur Leute aus dem Hause.

Gerade als wir hereinkamen, erwachte Diego, und als er seine Frau sah — ein zerzaustes, vernachlässigtes Ding — schwankte er im Branntweinübermut auf sie zu und küßte sie. Sie lächelte — wie eine Kranke. Und während Diego schwatzte und ihren Hals mit dem Mund suchte, hielt sie ihn mit beiden Händen an die Brust gepackt.

„Wein!"

Rubio stellte Gläser herum. Wir verbeugten uns vor einander und tranken.

Außer Carmen, Diegos Frau, waren Mercedes und Dolores anwesend. Und dann Madre. Schneider Fernando trank auch ein Glas mit, aber er blieb nicht lange. Bevor er ging, fiel ihm etwas ein. — Also ich sei Protestant — was das wäre?

„Wir glauben an nichts in der Welt", antwortete ich rasch, den roten Wein in meiner Hand.

Fernando senkte sein friedliches Antlitz und grübelte lange. Schließlich sah er mich mit seinen zirkelrunden Augen an und flüsterte kopfschüttelnd:

„Es impossible!"

... Nachdem Diego noch ein Glas getrunken hatte, wollte er tanzen, und ehe wir es uns versahen, war ein Fandango im vollen Gange. Wir anderen klappten den Takt, und Diego tanzte mit seiner Frau. Ihre viel zu kurze Oberlippe verschwand ganz, indem sie lächelte, ihre Augen glänzten demütig, wenn Diego beleidigend in unserer Gegenwart gegen sie antanzte.

Endlich fiel Diego um und konnte nicht wieder auf die Beine kommen. Carmen bettete ihn auf eine Bank. Ich sah, daß der Zigarettenstummel ihm noch hinterm Ohr saß; er hatte ihn getreulich während seiner desperaten Galopporgie begleitet.

Jetzt forderte Rubio Dolores zum Tanz auf. Antonio besann sich, dann schloß er sich mit Mercedes an. Madre, einige andere und ich schlugen den Takt dazu.

Die Zeit verging festlich, wir stachen ein extra Faß Malaga an. Es war sehr gemütlich in dem großen, kahlen Zimmer.

Da, in einer eingetretenen Pause sagt Madre plötzlich auf ihre trockene Art:

„Nun reist der Engländer bald nach Cadiz, kleine Lola — soll er dich mitnehmen?"

Es sollte eine Art Schelmerei sein, und alle lachten.

Ich aber richtete mich vom Stuhl auf — heiß vom Wein, aber nicht davon allein — und sagte sehr eindringlich: „Ja, ja!" Ich starrte Dolores an. Und da mir nichts anderes über die Lippen wollte, griff ich Madres Worte auf und wiederholte sie:

„Wenn ich nach Cadiz reise, kleine Lola, willst du mich dann begleiten?"

Dolores beugte den Kopf tief und lachte gezwungen. Alle anderen schwiegen.

Im selben Augenblick konnte ich mich beherrschen, ich atmete schwer und war heftig bewegt.

Nachdem das Schweigen eine Weile gedauert hatte, sahen wir allesamt zur Bank hinüber, wo Diego lag und laut schnarchte. Wir lauschten den seltsamen Lauten, und Mercedes gab das Signal zum allgemeinen Gelächter.

Rubio trat vor und reckte sich. Es war schon spät. Ich sagte gute Nacht und ging.

Ein Fußboden von Marmor aus ungeheuren, sich kreuzenden Mustern zusammengesetzt — klafterdicke Säulen, die sich in die Höhe recken, lotrecht in gedämpftem Licht emporstrahlen und sich weit unter den Wölbungen verbreiten — versteinerte Flucht, lebende Ruhe!

Die Kathedrale in Sevilla wurde im Laufe von Jahrhunderten erbaut. Es wächst Gras in dem Steingitterwerk zwischen den Turmspitzen.

Innerhalb einer der Gitterpforten sitzt eine Reihe in Stein gehauener Löwen, die bis auf den heutigen Tag gleich hochfahrend und lächerlich dreinschauen. Manche Steinfigur steht in ihrer Nische in einer bitterlich peinlichen Stellung. Alles dies sind ganz gewöhnliche Bildhauerfehler. Aber die Fehler haben sich mit Gewalt durchgesetzt.

Ich saß in der Kathedrale und dachte an die leidenschaftliche Kraft der dahingegangenen Geschlechter. War ihr Glaube auch falsch und töricht, so war ihr Lebenswille doch fürchterlich echt. Sie begannen mit der Aussicht auf zehn Generationen zu bauen. Torquemada tötete zu Tausenden ... ein Priester in unseren Tagen bringt es höchstens soweit, Lustmord an seiner Haushälterin zu begehen.

Es waren ganze Menschen — Bedauernswerte durch und durch, Verrückte — aber bis zum Letzten. Kein Pardon. Sie richteten ihre Glocken mit Kontragewichten ein, damit sie ganz herumschwingen konnten — teuflisch erfunden — aber ein ganzer Schritt. Wenn wir Glocken machen, sollen sie meiner Seel' auch ganz herumschwingen.

... Still! Dort weit hinten gehen Pfaffen, buchstäblich in einer anderen Gegend der Kirche, so groß ist sie. Es kommen Leute herein und knien einsam betend vor den Wachskabinetten nieder.

— Es zog ein Luftseufzer durch den Raum, das Gespenst eines Getöses — als wenn ein Ton in einer großen Klaviatur von selbst anschlägt.

Nein, es war jemand, der in seinem ewigen Schlaf seufzte.

Die Zeit steht still. — Hoch oben hinter den Kapellengittern unter den verschleierten Wölbungen hängen maurische Fahnen ...

Ich sitze und hantiere mit Tiegel und Form und zischendem, heißem Metall; ich gieße meine Flüche und verwahre sie.

— Wenn ich mir's recht überlege, werde ich noch dazu kommen, die Kirche und das Geschlecht, das sie erbaute, zu verwerfen. Die Frage beschäftigt mich, da ich nun einmal ein Amateurrebell und Dilettantprophet bin. Es ist meine Profession zu reden — obgleich ich ein Sprachloser bin.

Die begrabenen Kirchenerbauer waren des Hasses wert, weil ihre Torheit unersättlich war; sie trotzten mit titanischer Stärke ihren Humbug durch.

Das Geschlecht, das jetzt lebt, fordert keinen Ernst heraus, sondern gemischte Gefühle. Es ist unmöglich, ihm einheitlich entgegenzutreten. Diese Abkömmlinge, die sich Restenkuchen backen aus den Brocken von dem Tisch der großen, saftigen Narren! Diese genügsamen Vettern, die Heuchelei schnapsen, wo die Alten Orgien von Fanatismus feierten!

O, aber es ist wenigstens gut, daß wir human sind. Das muß uns darüber hinweghelfen, daß wir Lebensgier entbehren ... traurig wäre es nämlich, wenn wir unser Wesen mit Gewalt durchsetzen würden.

Ist die Zeit, in der wir leben, nicht zusammenhanglos? Das Geschlecht, das große Tier, blickt sich um mit Facettaugen anstatt mit einem einzigen Paar Augen.

Wir besitzen kein gemeinsames Gefühl und keine tödliche Uneinigkeit! Unsere Gedanken sind eine Reihe Subtraktionsrechenstücke mit einem schwindelnden Fazit von Differenzen. Die Summe ist uns abgewöhnt worden.

Aber die Zeit bleibt nie stehen, sie ist barmherzig. Wir alle sollen sterben und verfaulen. Niemand soll sich unserer erinnern. Nur ich und meines Gleichen sollen dafür sorgen, daß wir verspottet und in den Staub gezerrt werden.

Verzeiht, entschuldigt, daß ich von Amts wegen mich selbst nenne (seid versichert, daß ich im Herzen ebenso schofel und servil bin wie Ihr anderen alle) — es ist ja mein Lebensunterhalt, neue Losungen zu verkünden. Und jetzt suche ich die ganze, viereckige Idee, die den Grundstein für das Haus eines neuen Jahrhunderts bilden soll. — Ich schlafe und träume von neuen Häusern, so daß mir schwindelt und ich dadurch erwache und noch immer schwindelt mir. Ich will sie finden.

Und wenn wir anfangen zu bauen, wollen wir, wie in alten Tagen, ein Tier lebendig unter die Schwelle des Hauses vergraben.

Tage vergingen — bald in Unruhe und bald in Stille. Aber die Reife der Zeit kam. Hatte ich Boten rings umher ausgesandt, so konnte ich sie jetzt fast alle auf einmal zurückerwarten. Und sie würden voraussichtlich schlechte Nachrichten bringen.

Alles kam mir zäh und unverschiebbar vor. Ich hatte das Gefühl, als würden die Verwicklungen, in die ich mich eingelebt hatte, eine weitläufige Lösung erfordern. Es ist leicht, sich zu verbreiten und Verzweigungen auszu-

ſtrecken. Schwieriger iſt es, alles wieder einzuziehen, die neue Veränderung ſeines Weſens zu finden.

— Als ich eines Tages nach Hauſe kam, merkte ich, daß etwas in der Luft lag; es war ſo ſtill im Hof. Ich war noch nicht viele Minuten in meinem Zimmer geweſen, als Madre anklopfte. Sie kam auf eine eigentümlich vorſichtige Weiſe herein und fing an zu ſprechen und zu erklären. Schließlich verſtand ich, daß ſie nach meinem Konſul fragte.

„Was ſoll der?"

Madre erklärte. Aber ich konnte ſie nicht verſtehen, ſie ſprach ſo überſtürzt. Langſamer, bat ich. Das konnte Madre nicht; die Sprache war für ſie nur im Zuſammenhang da, einzelne Worte gab es für ſie nicht. Sie wiederholte und wiederholte, aber immer gleich ſchnell. Wir mußten es aufgeben. Aber es mußte etwas geſchehen ſein, weil Madre ging. Ich konnte der Alten anſehen, daß ſie es gut mit mir meinte.

Den ganzen Tag über merkte ich etwas. Gegen Abend ſetzte ich mich vors Tor. Antonio grüßte nicht. Antonio ſagte nicht mehr Yes. Er war eine Beute der bekannten ſpaniſchen Eiferſucht.

Nach und nach kamen mehrere in die Abendkühle hinaus. Aber ſie hielten ſich offenbar von mir fern. Ich tat, als beachtete ich es nicht und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Ein Poliziſt kam des Weges und es verbreitete ſich ein peinliches Schweigen. Als er vorbei war, beugte Madre ſich zu Mercedes und flüſterte — ich konnte es verſtehen:

„Er iſt nicht bange geworden."

— Erſt als Rubio kam, wurde das Rätſel gelöſt. Er ſprach leiſe mit den anderen und ſchielte zu mir hin — und dann ging er geradeswegs auf die Sache los. Ob ich bei meinem Konſul geweſen ſei?

Nein, was ich da ſollte?

Einer von los secretos — Madre nickte ſchaudernd —, ein Geheimpoliziſt ſei vormittags dageweſen und habe nach mir gefragt. Man meine, ich ſei ein amerikaniſcher Spion. Es war ja während des Krieges.

„Hat jemand mich angezeigt?" fragte ich ſofort und ſpähte umher. Von überall begegneten mir offene, ehrliche Augen. Aber innerhalb des Tores ſaß Antonio, er ſah nicht auf. Er war auffallend fleißig — Schwupp! warf er eine Sohle in den Weichkübel — Klatſch! legte er das Leder wieder auf das Brett über ſeinen Knien. Und jetzt ſchnitt er langſam und bedend eine neue Sohle zurecht.

Ich wandte bedächtig meinen Blick wieder fort.

— Nein, ich ſei kein Spion! Ich holte meinen großen akademiſchen Bürgerbrief herbei und las die lateiniſche Schrift vor. Madre nickte übermäßig befriedigt — hatte ſie nicht die ganze Zeit meine Partei ergriffen!

Als der Geheimpoliziſt am nächſten Tage wiederkam, ſchlug ich ihn in Gegenwart aller mit meinen Papieren und Siegeln aus dem Felde.

... Die Boten kamen jetzt einer nach dem andern mit Nachrichten heim. — Meine innerste gute Bauernvernunft hatte in der Stille gearbeitet und war zu einem Resultat gekommen. Eines Tages konnte ich mir ohne Beschönigung sagen, daß Dolores sich nicht von mir bezaubern ließe. Nein.

Ich ersparte mir unnötige Aufregung und ließ mich schweigend von der Höhe herabplumpsen, zu der ich hinaufgeklettert war. Ich fiel hart und stieß mich an einer Stelle.

Inzwischen sollte Antonio sich nicht unbedingt als Sieger fühlen. — Ich ging eines Morgens in der Frühe zu ihm. Als er sah, daß ich auf ihn zukam, maß er mich — und sein Antlitz bekam jenen krankhaften Zug, der dem Spanier eigen ist, wenn er gereizt wird.

Ich hatte einen alten Dolch drüben in der Stadt gekauft, eine gefährliche Toledoklinge mit maurischem Schaft — den zeigte ich Antonio und erklärte ihm, daß ich ihn gekauft hätte.

Ein gutes Exemplar — er könne selbst sehen! Ich nahm einen Korkblock, den er zu irgend einem Zweck auf dem Tisch stehen hatte, legte ein Geldstück darauf und spaltete es mit einem einzigen Schlag in zwei Teile.

Stahl! — Aber ich hätte keine Scheide. Ob Antonio mir eine nähen könne? Und wieviel sie kosten solle?

„Soll geschehen," antwortete Antonio mürrisch. Auf drei Realen würde sie sich stellen.

Bevor ich ging, bot ich Antonio eine Zigarette. Er bedachte sich. Aber dann nahm er eine. Es waren feine Zigaretten.

Dolores — sie hatte noch nicht einmal etwas Sonderliches gemerkt. Aber sie fuhr fort, mir gleich jung und verlockend zu erscheinen, nachdem ich mir selbst eingestanden hatte, daß ich mit meinem Äußeren keinen Eindruck auf sie machen könne. Die Sache nahm nun eine peinliche Wendung. Mein Sinn wurde gemischt und unrein. Und als ich es als eine Pflicht gegen mich selbst empfand, abzubrechen, und nicht abbrechen konnte, da — ja, da war ich in Not. Ich hatte gar zu oft Veranlassung, schlechte Laune festzustellen.

Unter diesen Verhältnissen wurde Sevilla mir bald zur Last. Ich war mit der beschwingten Hoffnung hergekommen, die ganze Tabaksfabrik einzunehmen, und nun war ich nicht einmal imstande, dieses eine ganz unpersönliche Mädel zu beugen.

Ich fühlte mich niedergeschlagen und unrein zumute. Und eines Tages, als ich in Alcazar war, wurde die Lage mir verhaßt. Ich sah das Bad der Mauren, ein Bassin und eine Grotte im Freien. Mitten in der Grotte stand eine Marmorfigur bis zum Gürtel im Wasser — eine plumpe Frauenfigur, die mit beiden Händen Wasserstrahlen aus ihren Brüsten drückte. In dem arsenikgrünen Wasser des Bassins schwammen fleischfarbige, träge Fische. Da fühlte ich eine Mystik die auf mich selbst gemünzt zu sein schien, da wurde ich meiner selbst tief überdrüssig.

Was wollte ich noch in dieser Stadt, wo die Insekten mich auffraßen? „Torre del Oro“ irritierte mich. Die Kathedrale mit ihrem Gitterwerk von Türmchen und Rosetten erinnerte mich an einen mächtig großen gußeisernen Ofen oder Herd. Diese halbe Million Tons, die für alle Ewigkeit der Erde auf der Brust lag! Und ihr Inneres langweilte mich ebenso schmerzlich, wie alle Staubwedel von Palmen, die auf den Marktplätzen standen. Ich sah ein, daß dieser ganze Kirchenstil nichts anderes sei als ein Palmenplagiat — enkimblättriger Stil.

Nein, ich richtete mich auf und verleugnete. Wenn ich demnächst abreiste, sollte dieser ganze Wirrwarr mich nicht verändert haben. Ich würde als derselbe abreisen, als der ich gekommen war, denn ich hatte mich selbst mitgebracht.

Der letzte Abend ... ich ging in ein Café auf der anderen Seite des Flusses, gerade dem Hause in Bêtis gegenüber. Dort setzte ich mich an einen der Tische auf dem Fußsteig.

Die Dunkelheit brach schnell herein. Als ich es bemerkte, sah ich nach oben — der Himmel war dicht mit strahlenden Sternen besetzt. Reisegestimmt wie ich war, rührte es mich nicht; ich fühlte mich verlassen und wollte mit niemand und mit nichts etwas zu schaffen haben.

Aber trotzdem habe ich seither nicht die klaren, kühlen Sterne jenes Abends vergessen können.

Dort drüben auf der anderen Seite lag das gelbe Haus, das mir so wohl bekannt war. Wenn die Gaslaterne über dem Tor angezündet war, wurde die Fassade dadurch eigenartig beleuchtet. Leute, die ins Haus wollten, verschwanden, bevor sie das Tor erreicht hatten, der Schatten verschlang sie vorher. — Die Entfernung war zu groß, als daß ich jemand erkennen konnte. Es war auch unnötig. Selbst wenn ich Dolores weißes Kleid auf den lautlosen Abstand hätte sehen können, würde es mich weder froh noch beklommen gemacht haben.

Der Fluß trieb vorbei, verschlossen und dunkel unterm Sternenlicht. Noch rollte hin und wieder ein Wagen über die Trianabrücke.

Die Luft lag in tiefer Stille. Der Abendfrieden wirkte besänftigend — die Angelusglocken hatten erst kürzlich ihr Gezank und Gekeife eingestellt.

Eine Stunde verging. Als ich meinen Kaffee trinken wollte, war er kalt geworden. Diese kalte Tasse Kaffee machte mich vor mir selbst gering. —

„Kellner, eine Flasche Wein!“

... Nein, Dolores, mir wurde es nicht vergönnt, deinen küssenden Mund zu küssen.

Aber wenn du wüßtest, wie ich mich deinetwegen bereitet hatte, wie schimmernd neu, wie glücklich bang mein Sinn dich erwartete!

Bei deinem bloßen Anblick ging mir ein Stich durch die Brust, der noch lange nachher schmerzte. Der Schimmer deines Haares allein konnte mich so erwärmen, daß ich mein Geschäft vergaß und der ganzen Welt große Summen erließ.

Weshalb konnte dein Instinkt dir nicht sagen, daß ich der rechte Mann für dich sei — der einzige, der es vermochte, dein Wesen voll und leuchtend in dich selbst zurückzuspiegeln. Ich sah, daß du von Kopf bis zu Fuß ohne Fehl warst — ich

versteh mich auf dergleichen, ich habe soviel Fehlerhaftigkeit gesehen. Ich kannte dich ... eine Tochter der Erde, eine fertige Form! In meinen Armen hätte ich dich zum Leben erwecken wollen, ich hätte dir stolzer geschmeichelt als irgend einer Königin — ich hätte dein Haar, deine Wangen, deine Ohren, deine Knie für ewig ausgezeichnet.

Weshalb ahntest du es nicht? Ich verstand doch gleich, daß nur der höchste Egoismus eines Mannes dein Glück werden könne. Ich glaube, ich wäre würdig gewesen, dein Schuhband zu lösen. — Aber ich bin auch eine Art Mensch — ich wollte dich nur, wenn du dich selbst durch mich suchtest — ich wollte deinem blinden Ego begegnen.

Weshalb konnte es mir nicht gelingen, dich zu bewegen nur ein einziges Mal die Augen niederzuschlagen — das hätte mir genügt. — Du begegnetest meinem begehrenden Blick mit Augen, die ebenso unwissend und fern waren wie Sterne.

Prost, Dolores, dumme Dolores!

... Du solltest wissen, wie ich mich nach dir gesehnt habe bis zum heutigen Abend. Ich habe mich gesehnt ... Lola ... du!

Ach, Dolores, wen soll ich jetzt lieben? Was soll aus mir werden? Und du gehst dort drüben, du lebst noch.

Hier sitze ich reisefertig ... Prost, alle unerreichbaren Sterne!

Hier sitze ich wie ein Ding, dem alle Teile fehlen — selbst der Name ...

Wie eine Rundung ohne eine Erde ...

Prost, Dolores!

Cadiz drei Wochen später.

Welcher Tag und welches Datum, das wußte ich nicht. Ich verschlief die meiste Zeit. Übrigens fehlte mir nichts. Aber ich litt an einer Ungeduld, die mit jedem Tage heftiger wurde. Ich konnte mich nicht dazu zwingen, etwas zu tun. Meine Ohnmacht erfüllte mich mit Bekümmerung, Ruhelosigkeit, Selbstanklage. Was wurde nun aus meinen Werken? Wie sollten künftige Kulturhistoriker sich ohne die Quellenschriften behelfen, die mir im Magen lagen!

Außerdem war ich in Cadiz alt geworden. Hatte alles dort gesehen und unmaßgeblich beurteilt, es gab keinen Stoff mehr für meine Gedanken. Wenn ich neu denken soll, muß ich neu empfinden. — Aber ich blieb in Cadiz, weil es mir nicht einfiel fortzureisen.

Schließlich wurde ich krank.

Tage- und nächtelang lag ich auf dem Rücken. Mein Gemüt war in einen dicken Knoten von Verleugnung und Halsstarrigkeit verschlungen.

Was spürte ich eines Tages — wo kam das her — es war ein häßlicher Gestank in der Luft! Er kam aus mir selbst, ich roch aus meinem eigenen Hals, wie eine alte leere Flasche. Ich hatte einen Geschmack im Munde, als läge mir eine Kupfermünze auf der Zunge ... das Fährgeld für Charon!

Ich hatte angefangen, bei lebendigem Leibe zu riechen.

Jeden Morgen untersuchte ich meine Gemütsverfassung und sah ein, daß der Tag keine Rettung bringen würde.

So verging eine lange Zeit.

Hin und wieder, des Nachts oder am Tage verbrannte ich in einem Feuer von Ingrimm. Weshalb war mein Magen verdorben, weshalb hatte ich morsche Eingeweide geerbt, wenn ich danach begehrte, im Zirkus aufzutreten und Blechabfall und alte Nägel zu fressen? Ich klagte meine Eltern an, ich verfluchte sie — weshalb mußte ich Magenschmerzen haben, weil sie Gott anbeteten? Weil meine Ahnen am Fasten starben, sollte ich auf fette Speisen verzichten! Jetzt lagen sie in der Erde, die Narren, die entsagten, während sie lebten, und ihr Vieh zum Opferfeuer für die Nase des Himmels hingaben. Weil sie ungesäuertes Brot aßen, lag ich mit hohlen Zähnen da und verpestete die Luft. Ich klagte zweitausendjährige Geschichte an, ich verleugnete sie — es gab gar keine Weltgeschichte, es gab nur ein talentloses Epos, das von traurigen Helden handelte, eine langweilige, endlose Messiade.

Und nun gingen die Leute draußen auf der Straße und verfaßten Anmerkungen, die kein Mensch lesen mochte — Kommentare, Inhaltsverzeichnisse ... die nie gelesen werden würden, nie und nimmer! All diese Lebenden waren mit Recht zur Vergessenheit verdammt.

Ich stellte mir vor, wie sie draußen spazierten, die Köpfe aus den Kleidern hervorgesteckt ... dieser überflüssige Kopf. Was sollte der? Kein Wunder, daß unser tiefster Instinkt darauf ausgeht, ihn uns gegenseitig abzuhauen. Unser Kopf hätte auch anständiger am Körper verteilt werden können. Es ist Grund genug da, ihn zu verbergen — das Ohr, dieser widerwärtige, nackte Knorpel! — Der Nabel bliebe ja trotzdem unser Mittelpunkt, und unsere Seele sitzt — in der Hose.

Nächte und Tage.

Eines Abends bei Sonnenuntergang saß ich im Park von Cadiz. — Die Sonne erreichte den Horizont des Meeres und verschwand hastig dahinter. Als der letzte kurze Feuerstab zusammengeschrumpft und zu einem Punkt geworden war — und dann nichts mehr — lag das Meer plötzlich ganz allein und leer da.

Ich war so allein, so verlassen.

Meer und Himmel und Sonnenuntergang konnten meinen schweren singenden Drang nicht lösen. Mein Wille war und blieb heimatlos, meine Sehnsucht verschmähte ein jegliches Objekt. Meine Sehnsucht, die lebte! Meine Seele, die vor Allmacht schwoll und vor Rhythmus überfloß!

Aber solange ich gefunden habe, habe ich verleugnen müssen. Es ist mir seltsam ergangen. Als ich anfing, falsche Lenspoesie zu verfolgen, um sie auszurotten, wurde ich selbst zum Dichter. Während ich Werte suche, verliere ich alle Werte. Beethoven — so tragisch erging es dir — du wurdest taub, während du deine Musik schufest!

— Die Dämmerung brach herein. Palmen und Büsche wiegten sich leise im Winde. Jedes Wellenplätschern unten gegen die Mauer erneute das Schmerzbewußtsein in meinem Kopf. Mir war schlecht zumute. Die Unmöglichkeit, Hilfe zu schaffen, brachte mich auf untröstliche Gedanken, meine Unruhe wurde von Müdigkeit genährt. Alle Gedanken, die ich mir machte, wollten diese rettungslose Niedergeschlagenheit erklären und konnten es nicht.

Ich ging ein Stückchen und setzte mich wieder auf eine andere Bank — wie man im Bett seine Lage verändert, um die Atemnot zu erleichtern.

Als ich noch nicht lange gesessen hatte, hörte ich eine gedämpfte Stimme in meiner Nähe. Zwischen den Palmen entdeckte ich zwei, die auf einer Bank saßen, ein Mann und ein Mädchen. Er hielt ein Taschentuch in der Hand und trocknete ihr das Gesicht. Er tröstete sie geduldig — die Stimme summte milde durch die Dunkelheit —, er beugte sich herab und küßte ihr Ohr. Aber sie fuhr fort zu schnupfen und zu weinen ...

Das linderte meinen Schmerz, das tat mir wohl. Ich wurde während einiger Minuten so von diesem armen, fremden Kummer erfüllt und gefesselt, daß die qualvolle Spannung meines Gemütes nachließ.

... Der Nachmittag war so klar, daß das dunkle, blaue Meer wie ein Ring unterm Himmel lag. In weiter Ferne zogen zwei Dampfer dahin, nur die Masten und Schornsteine waren zu erkennen. Das Schiff, auf dem ich stand, machte eine Beule in das Meer, als ob wir die runde Form der Erde etwas eindrückten. Das Schiff pflügte sich vorwärts, stampfte und schien den Kopf zu schütteln — drückte hin und wieder den Bug nach unten und spaltete das Wasser.

Die Sonne stand im Westen auf einem niedrigen, goldenen Dreifuß. Die Möven strichen in schweigendem Flug dicht über das Wasser hin.

Und als die Sonne untergegangen war, zog das Schiff durch die klare, grünliche Luft dahin ... wie ein Greis, der seine hohe, blanke Stirn hebt und seine blinden Augen aufwärts wendet. Bald strahlte der Mond — die gelbe Kugel hing frei im Raum, ohne zu leuchten.

Das Wasser höhlte sich und plätscherte lind ums Schiff, die Wogen spielten Häuschenvermieten. Und weiter hinten schlüpften die kleinen Wellen gülden und still durch den Mondstreifen hin und her.

Und da — in weniger als einer Sekunde — fiel ein Meteor vom Zenit — er strahlte lotrecht herab, hing wie ein Klöpfel in der Himmelsglocke — und war verschwunden.

Das Schiff wanderte getreulich weiter, und die beiden großen Windkoppen oben am Schornsteine streckten die Hälse, öffneten das Maul und glotzten, glotzten je nach einer Seite in die Dunkelheit hinaus.

Nachts begann es zu stürmen, das Schiff legte sich unruhig von der einen Seite auf die andere. Der Wind sang hartnäckig und biegsam durch die Takelung. Irgendwo pfiff der Wind durch ein hohles Stück Eisen. Die See ging hoch.

So sangen das Meer und der Sturm die ganze Nacht hindurch. Es war, als

ob ein alter und hartköpfiger Organist unablässig in den höchsten Registern variierte. Wenn die Wolken sich teilten, kam der Himmel zum Vorschein und die meilenhohen Säulen, die silberweißen Pfeifenbündel ... und der Organist fuhr fort, die Töne zu halten und mit beiden Händen in die kleinsten weißen Pfeifen hineinzugreifen.

Beefsteak mit Kartoffeln und Wein aus Valdepenas!

Mein Kellner freute sich, als er mich wiedersah. Er unterhielt mich, den Finger gegen die Tischplatte gestützt. Ob ich verreist gewesen sei?

Ja, ich sei in Tanger gewesen.

„Ach so!" Der Kellner lächelte. „Solo?" fragte er schmeichelnd bedeutungsvoll.

„Sie haben das Salz vergessen!" antwortete ich grimmig warnend. Er verschwand geknickt.

Solo! — Danach fragte meine Wirtin mich auch. Was sind das für Sitten und Gebräuche hierzulande!

Ich aß, solange etwas zu essen da war. Dann rollte ich mir eine Zigarette, drückte sie liebevoll flach und zündete sie an. Hah! Ich trank und schluckte den Rauch, ich schmeckte mit allen inneren Wänden, und schließlich blies ich halberstickt zwei Strahlen durch die Nase. Oho! Der Wein füllte mich, ich schaute mich mit Behagen um.

Mein Café lag etwas entlegen in der Stadt. Es pflegten gewöhnlich einige wortkarge Paare in den Ecken zu sitzen und irgend ein Sakrament zu genehmigen, Eis, Wein oder süße Kuchen. So auch heut abend.

Ich bestellte mir auch Vanilleeis und begann zu grübeln, während ich es aß. Solo! Ja, ich war allein, und wollte es bis zum letzten Tage bleiben. — Das Eis war kalt, kalt, aber diese eisige Kälte ging Hand in Hand mit einer delikaten Süßigkeit. Ich dachte mit großem Ingrimm an mancherlei und befand mich doch unendlich wohl dabei. Es würde schon alles gut werden, ohne Zweifel, dachte ich, aber inzwischen sollte aller Welt ein Unheil geschehen. — So saß ich und vermittelte und suchte Versöhnung, und die Zeit verstrich.

Aber die gute Laune schlich mir davon, während mein Kummer zu schlafen schien. Und als mein Kummer erwachte, befand er sich allein im Dunkeln. Ich wurde mir selbst unerträglich. Nichts wollte helfen.

Als ich nach Hause gekommen war, begann ich in meinem Zimmer auf und ab zu gehen und zu singen: Ein alter, schleppender Psalmgesang war mir eingefallen — just einer von den Gesängen, die die schreckliche Klage von Jahrhunderten enthalten. Sie mußten schaffen oder sterben, bauen, bauen ... die Erde abgrenzen, um Häuser darauf zu bauen ...

Und während ich auf und ab schritt und sang, kam mir unwillkürlich eine Erscheinung in den Sinn. Es war ein großer Mann mit einem weißen Bart — etwas gelblich, als wäre er rot gewesen, bevor er weiß wurde. Er war sehr alt — seine Finger waren weißlich vor Alter, sie sahen aus wie abgebrühte Würste. Korra schien er zu heißen.

„Hier bin ich nun!"

Wie leise und schlicht er sprach.

„Willst du dich nicht bald ruhig verhalten? Weshalb singst du vor Schmerz? Weshalb stürmst du vergeblich? — Du sollst auf das Leben warten — das Glück kommt zu dem Geduldigen."

Ja, er hatte Recht. Er war selbst still geworden und wußte es ... aber im selben Augenblick stellte ich mir diesen hohen Kopf gegen eine Mauer gedrückt vor, während er mit dem Ende eines Balkens über die Steine hinaus gequetscht wurde.

Nein! Nein! Ich sang, und mein Text war ein einziges Nein. — Das wäre zu leicht und billig! Außerdem konnte ich mich ja erschießen, wenn ich wollte. Fort, alle alten Bettler!

Im Laufe der Nacht begann es zu stürmen. Es wurden ganze Wolken von scharfem Staub gegen die Fenster gefegt. Ich konnte das Meer knurren hören. An Schlaf oder Ruhe war nicht zu denken und die Nacht war sengend heiß. Ich aber legte mich unbeweglich auf den Rücken, schlug meine Verstocktheit wie einen Mantel um mich und schloß die Augen.

— Wie ich so dalag, dachte ich an Dolores. Sie beunruhigte mich nicht mehr.

Aber sonderbar genug schweiften meine Gedanken von ihr zu einer ganz anderen Frau, die ich auch nicht besitzen konnte, denn sie war vor vielen hundert Jahren gestorben; es war die Königin Berengaria, an die ich dachte. Ich habe einmal ein Bild ihres Kraniums gesehen. Sie war schön. Bengerd, die einzige Frau, die ich hätte lieben können.

An sie dachte ich die ganze Nacht und sehnte mich. Ich beschloß, ein Buch über Bengerd zu schreiben. So stark war meine Sehnsucht nach dieser meiner toten Frau, daß die vergangenen Zeiten auferstanden und mich wie eine Dunkelheit angähnten. Ich fühlte mein Herz knistern, während ich mich an das Unmögliche, das Tote klammerte.

Ich blieb den ganzen nächsten Tag zu Hause. Der Sturm schwoll draußen in dem weißen Sonnenschein, die Decke und die Türen seufzten, und hinter dem Tapetenpapier staubte Kalk herunter. Der Wind war so heftig, daß er das Wasser aus den Eimern der Träger auf die Straße herabriß und in der Luft verstreute. Cadiz' Schwalben suchten Schutz hinter den weißen Mauerkronen, kämpften und kreuzten von Dach zu Dach vorwärts.

Aber trotz des Sturmwetters war der Tag seltsam still.

Spät am Abend ging ich aus. Es war sehr dunkel, und heiße, trockene Luft jagte durch die Straßen, wogte gewaltsam um alle Ecken.

Auf den offenen Plätzen innerhalb der Ringmauer tanzten hohe Staubwolken; man konnte sie eben, eben durch die Dunkelheit unterscheiden. Bisweilen waren es zwei wilde Figuren, die sich begegneten, einander um den Hals wirbelten und mit einem Satz gen Himmel stoben.

Das aufgebrachte Meer brandete gegen die Mauer und zog sich wieder zurück. An einer Stelle, wo die Mauern einen Winkel bildeten, rasten Wasser und Steine

gegeneinander; es war, als ob Kronos seinen Todesspuk im Rachen auf und nieder röchelte.

Die Nacht aber war öde wie zu den Zeiten, als noch kein Vieh auf Erden lebte. Der Sturm und der Staub belustigten mich nur. Was kümmerten mich Nacht und Meer. Ich ging aus, weil ich es für hygienisch richtig hielt. Mein Gemüt brannte wie die Hölle. Ich kam nach Hause und legte mich schlafen. Aber gegen Morgen riß meine physische Geduld. Ich erwachte plötzlich und schüttelte die geballte Faust in der Luft. Vorbei! Vorbei!

Es ist merkwürdig, daß es Menschen gibt, für die alles spekulativ wird ... obgleich doch alles nur sozusagen eßbar ist. Wir bilden gewiß eine Kaste für uns.

Nachdem ich nichts geringeres als ein Erdbeben verursacht hatte, fand ich Rettung, indem ich eine kleine Portion abstrakter Gedanken zur Welt brachte. Wir gewinnen den Weltraum ein! — das fiel mir in jener Nacht ein. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telephone ...

Diese Einsicht aber ließ mir alles in einem anderen Licht erscheinen — ebenso wie ein einziger kleiner Tropfen Säure eine Lösung umfärben kann.

Nachdem ich diese großartige Entdeckung gemacht hatte, erholte ich mich. Ich ging zum Barbier, ließ mich schneiden und hübsch machen, ich fühlte die allerhöchste Zufriedenheit. Meinen hohlen, unheilbaren Zahn ließ ich ausziehen. Meine Haut schelferte ab, ich mauserte und wurde wie neu. War ich es überhaupt gewesen, der getrauert hatte? Und ich fing an, ein großes Buch zu schreiben; mein Kopf strahlte und floß über von gangbarer Literatur, wie ein Haus während einer Sturmflut.

Ich mischte mich jetzt auch wieder unter die Leute. Das erste, was ich vornahm, war ein Besuch in der Kathedrale.

Der Küster sprach nicht schlecht deutsch — er machte mich also zu einem Deutschen. Und ich ließ es geschehen. Während er mich umherführte, sparte ich nicht an „Entzückung".

Hier solle ich nur sehen, die Kirche sei neuerdings restauriert worden — neue Säulen — Marmor zu hundert Mark per Kubikfuß. Was ich zu diesen großartigen Kirchenstühlen sage! funkelnagelneu ...

Wundersch ... plötzlich fixierte ich den Mann scharf. Nachdem ich den Ausdruck in seinen Augen gesehen hatte, sagte ich mit erwachender Entrüstung:

„Sehr schön, mein braver Mann! Aber wo sind die weltberühmten Bilder — Murillo, Palmavecchio?!

Er schwieg und schrumpfte zusammen. Jetzt sah ich erst, daß der Küster ein magerer und verkümmerter Mensch war. Aber ich setzte ihm scharf zu, ich hatte ihn in eine Ecke gedrängt. Er flötete und sang, aber bekennen mußte er. — Die Kathedrale in Cadiz besitzt weder Bilder von Murillo noch Gebeine von St. Peter, sie hat weder Risse in den Wölbungen aus der Zeit der Freiheitskriege noch Fresken, die viele Jahre überkalkt gewesen sind. Sie ist rein heraus modern.

Ich fragte den Küster, wie er es möglich mache, seinen Unterhalt zu ver-

dienen ... es war sein Pech, daß er sich aufs Deutsche verlegt hatte! Aber ich wolle sehen, ob ich ihm helfen könne, sagte ich.

Und ich griff in meine Westentasche und nahm den Zahn hervor, der mir vor kurzer Zeit ausgezogen worden war. Es war ein großer Backenzahn, wie ein Dreifuß geformt und sehr hohl — den bot ich ihm. Ich pflege allerdings meine hohlen Zähne zu gebrauchen, um Abhandlungen darüber zu schreiben .... aber einerlei, er sollte ihn haben.

„Bitte, nehmen Sie nur. Eine Kathedrale ohne Reliquien empört meiner Seele Tiefe. Eine Kathedrale ohne ... da empfinde ich zum erstenmal das ‚Ding an sich'."

„Nun, nun — schon gut! — spenden Sie dem Höchsten diese dankbare Zähre! Her mit der Hand — da!" Und sprach's und ging.

Und ich reiste von dem stürmischen Cadiz ab und kam an einem erdrückend heißen Juliabend in Granada an. Der Zug lief unter der Sierra Nevada dahin, die 45 Grad des Himmels verdeckte. Die Gipfel standen hoch oben mit bläulichen Eisblicken, der ewige Schnee starrte wie die Augen eines Erfrorenen. Aber tief drinnen in dem schwarzgrünen Tal lugten, blitzten die Lichter von Granada.

Es erging mir hier nicht besser als in Sevilla. Ich fragte nach dem Hotel de la Paz, aber man fuhr mich offenkundig nach einem ganz anderen Hotel. Das ist hier so Sitte, Widerstand nützt nichts. Ich ließ mich mitschleppen und bekam ein Zimmer angewiesen.

Der Oberkellner kam mit dem Fremdenbuch und ich schrieb meinen Namen, Jensen, Handelsreisender in Anthropologie, Copenhague. Der Kellner verschwand mit dem Buch. Aber wenige Minuten nachher kam der Wirt. Er begann mit wortreichen Umschweifen:

Ich dürfe es ihm nicht übel nehmen, wenn er mich auf einen Irrtum aufmerksam mache ... aber ob ich nicht eigentlich ins Hotel de la Paz gewollt hätte? Mißverständnis von seiten des Kutschers ... Gott bewahre, er kenne mich, er könne wohl behaupten, daß man mich kenne, wo ich auch hinkäme — ich wäre sehr bekannt in Spanien! Nicht, daß er persönlich etwas gegen mich hätte, es sei Prinzipsache, Prinzipsache und die Rücksicht auf die anderen Gäste, und — äh ... der Wagen hielte unten. Es solle mich nicht das Geringste kosten vom Hotel irgendwo anders hingefahren zu werden, wohin ich wolle. Und ehrlich gesagt, ich möchte mich ein bißchen tummeln! Denn hier würden die Gäste nicht hinausgeworfen, die meisten pflegten soviel Bildung zu besitzen, von selbst zu gehen ... aber wenn ich kein spanisch verstünde, dann würde er gern den Hausknecht heraufrufen, damit er es mir verdolmetschen könne ...

Auf diese Weise kam ich doch ins Hotel de la Paz.

Dort geriet ich gleich in einen fürchterlichen Wortstreit mit dem Kutscher, der mein Gepäck heraufgetragen hatte. Schließlich gelang es mir, ihn hinauszuwerfen. Die Hitze war entsetzlich. Ich warf meine Kleider ab und schöpfte alles Wasser, was zu finden war. Die Reise hatte mich tüchtig steif gemacht und ich ergriff eine lange Eisenstange, die bei der Tür stand und machte Turnübungen damit.

Im selben Augenblick erschien ein Kellner. Als er mich mit der hochgeschwungenen Eisenstange sah, ergriff er einen Wandschirm, der in der Nähe stand, und ihn wie einen Schild vor sich ausgestreckt haltend, wich er schreiend rückwärts zur Tür hinaus. Ich hörte ihn die Treppe hinunterpoltern und um Hilfe rufen — und unwillkürlich übersetzte ich mir selbst sein Spanisch — ein tobender Deutscher auf Nr. siebenundzwanzig!

as Granada anbetrifft, so kann ich beschwören, daß die Alhambra dicht dabei liegt. Aber diese alten, rostigen Türme geben weder morgens noch abends einen Ton von sich, wie die Memnonsäule. Ich war im Patio de Leones. Die Löwen dort erinnern an die Pfeifenpferde von gebranntem Ton, wie wir sie als Kinder auf dem Jahrmarkt kauften. — Es gefiel mir in Granada.

Manche Nacht wachte ich auf und hörte das Wasser in den Eisenröhren des Hotels sausen und singen — ich empfand meine Identität mit der Welt und schlief weiter. Abends, wenn ich im Bett lag und las, konnte ich ganz schwache Abstufungen in der Leuchtkraft meiner Glühlampe unterscheiden — just solch unbedeutendes Steigen und Fallen wie in dem Kolbenschlag einer Dampfmaschine zu spüren ist. Und ähnlich so war meine Seele — ein empfindsames Licht, das jeden Atemzug, den die Welt tat, mitempfand.

Ja, und ich hatte mich selbst in der Hand, konnte zu meinem Schicksal Marsch! oder Stillgestanden! sagen. Während vieler Tage tat ich nichts anderes, als meine Willensfreiheit zu genießen.

Eines Abends fühlte ich mich einsam und mußte an Dolores denken.

Ich löste ein Billett nach Sevilla und reiste die ganze Nacht hindurch. Zeitig am nächsten Vormittag fuhr ich vom Hotel nach Bétis hinüber. Aber ich hielt mich dort kaum eine halbe Stunde auf.

Die erste, die ich sah, war die alte Madre, sie „saß" im Hof. Ich wußte, daß ich mich an keine andere als an sie zu wenden hatte — sie besaß jene abgekühlte und zugleich strenge Lebensanschauung, die Vernunft mit Autorität zu umgeben vermag.

Ich gab Madre zu verstehen, daß ich unter vier Augen mit ihr sprechen wollte — mimisch — sie verstand mich sofort. Als wir aber sprechen wollten, ging es nur mit großer Mühe. Es fielen etwa folgende Worte:

Madre: „Sie sagen, Sie wollen ..."

Ich: „Ja, ich will für Dolores Aussteuer sorgen."

Madre: „Sie wollen für Dolores Aussteuer sorgen?"

Ich: „Ja, ich ..."

Madre (heftet den Blick durchdringend auf mich): „Also Sie wollen für die Aussteuer sorgen ..."

Ich: „Ja, ich will für Dolores Aussteuer sorgen."

Madre: „Herr, sagen Sie, daß Sie ..."

Ich: „Ich sage."

Madre: „Oho! Sie wollen für die Aussteuer sorgen ..."

Ich: „Ja, ja."

Madre: „Für Doloros. Oho!"

Ich konnte meine Sache nur gebrochen führen. Meine schmutzigen Geldscheine aber sprachen klar und fließend. Sie schwiegen redegewandt. Madre und meine Scheine schwiegen miteinander.

Plötzlich schien Madre alles als ganz unmöglich abtun zu wollen. Gleichzeitig aber sah sie mir wie ein Mann in die Augen und erklärte in einem ganz alltäglichen Ton, daß ich wohl einige Stück Wäsche vergessen hätte, als ich abreiste. Ob sie mir ins Hotel gebracht werden sollten?

„Ja, danke." Ob ich sie gleich bezahlen dürfe, dann ...

„Man bezahlt beim Empfang," sagte Madre und lachte, daß es nur so schallte. „Wir pflegen uns auf Leute zu verlassen, besonders auf Engländer. Die Wäsche wird heut abend gebracht werden und die Rechnung ebenfalls."

Damit verabschiedete ich mich. Aber als ich durch das Tor ging, rief Antonio mich an — er war dabei, Stiefel zu besohlen. — „He! Pst!"

Die Scheide ... ich hätte wohl die Scheide vergessen. Aber sie sei fertig. „Bitte!"

Ich bezahlte die drei Realen und bot Antonio eine von den guten Zigaretten. Wir schieden im höflichsten Einverständnis.

Abends kam Dolores mit meinen blendend reingewaschenen Hemden ins Hotel.

Und am nächsten Tage fuhr ich über Berge und Täler, durch Tunnel und über donnernde Brücken nach Granada zurück.

An einem frühen Morgen machte ich mich auf den Weg, um den Mulhacén zu besteigen.

Ich blickte nicht zurück, bevor ich die erste freie Höhe erreicht hatte — es war inzwischen Mittag geworden. Das Tal lag unter mir; tief unten am Fuß des Berges lag Granada und sah wie ein großer Steinbruch aus. Es war ein mächtiges Panorama, das sich meinem Blick bot — Land und Berge — ein Luftraum von vielen Kubikmeilen.

— Wenn dieses Land mal unser wird, dachte ich, werden wir etwas ganz anderes daraus machen. Zuerst wird es ja einige Verluste mit sich führen, da wir alle die falschen Wechsel, die die Mystiker, Dichter und Jesuiten in Spanien in Umlauf gesetzt haben, mit übernehmen müssen. Dieses Land ist immer eine Tasche gewesen, aus der Lügner sich Münzen holen konnten. Sie brauchten nur das richtige Gepräge zu haben, die Münzen ...

Nun gut. Ein großer Teil der mißlichen Papiere sind ja auch in Europa in Umlauf — und wir denken nicht daran sie einzulösen. Mag der Verlust den Gierigsten teuer zu stehen kommen — mag mancher betriebsame Jobber aus dem Sattel fliegen! Es wird einen Chok geben ... ich höre Zähne wie Kastagnetten klappern. Fallit, Fallit!

Laßt uns einmal sehen ... ich setze den Fall, daß wir die Alhambra und den Dom von Sevilla vernünftig administrieren, solange sie zusammenhalten ... später können wir sie niederreißen und durch Verkauf an Museen und an deutsche

Privatleute zu Geld machen. — Mag das Geschäft während der ersten Jahre auch etwas flau sein — sobald wir in den Besitz von barem Gelde gekommen sind, lassen wir ein Schabeisen über das Land hingehen — von den Pyrenäen bis Gibraltar — und mahlen das ganze alte Mauerwerk zu Staub. Und wenn wir das Land planiert haben, beginnen wir mit den neuen Bauplänen ...

Ich wandte mich wieder dem Berg zu und begann höher zu steigen. Nachdem ich eine Kluft passiert hatte, kam ich auf eine weite, steilabfallende Steinebene.

Hier herrschte Einsamkeit. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging; aber die Sonne kam von hinten und brannte mich stark im Nacken.

Zwischen den spitzen, von der Sonne mürbe gebrannten Steinen wuchs hier und da ein Büschel Timian und duftete trocken und kräuterig. Farblose Grashüpfer schwirrten in die Höhe und fielen mit einem kleinen Plumps an einer anderen Stelle nieder. Hin und wieder sah ich eine große, behaarte Spinne, die zu ihrem Loch eilte und sich in Sicherheit brachte.

Die Mittagszeit war vorüber und die Ebene wollte kein Ende nehmen. Ich ging auf einem ziemlich ebenen und harten Felsenboden, der so von der Sonne erhitzt war, daß er durch meine Sohlen brannte. So geschah es, daß ich über die Erde schritt, obgleich sie glühend war.

Als ich fast das Ende der Ebene erreicht hatte, zeigte es sich, daß noch eine breite und tiefe Kluft vor den Schneegipfeln lag. Ich setzte mich mutlos auf einen Haufen Steine, eine Warte, die irgend jemand dort oben errichtet hatte. — Der Schweiß floß mir über die Augenbrauen, und ich hörte mein Blut sieden und klopfen.

Der Sonnenschein flimmerte phosphorisierend über das einsame Steinfeld herab; das Tal lag tief, tief unten. Und plötzlich wich das Steinfeld seitwärts zurück, das Tal und die Berge vor mir wanderten lautlos nach rechts. Die Besinnung verließ mich, und als ich mich aus der gebeugten Stellung aufrichtete, wich alles was ich sah mit einem Satz nach oben — es dunkelte mir vor den Augen.

Ich kroch in den Steinkranz hinein, rollte mich auf die Seite und legte mich in das bißchen Schatten, das da war.

Das Übelbefinden wich sofort, ich war nur zu lange in der Sonne gegangen. — Aber ich blieb liegen und wunderte mich über die große Einsamkeit und Stille. Ich fühlte, ohne mich zu rühren und ohne den Mund zu öffnen, daß, wollte ich rufen, der Laut einige hundert Meter weiter spurlos dahinsterben würde. Die Sonnenwärme brannte mir in der Seite; ich wußte mit geschlossenen Augen, daß die Sonne schweigend und glühend am Himmel stand, schweigend wie seit Jahrtausenden.

— Nachdem ich eine Weile geruht hatte, stand ich auf und maß das Land unter mir.

... Wir waren unserer drei, die sich gemeinsam auf eine Expedition begaben. Wir wußten nicht, was wir mit unserer Reise bezweckten — aber es fehlte uns etwas, und das wollten wir suchen.

Der eine meiner Freunde war ein merkwürdiger Gesell. Er war bis zu seinem zwanzigsten Jahr blind gewesen und hatte dann durch eine Operation seine Seh-

kraft erlangt. Während der ersten Zeit sah er alle Dinge umgekehrt — aber er sah, alles war ihm neu und teuer. Seine Stimme schlug um vor Entzücken. Er wünschte ebenso wie Nero, daß aller Menschen Köpfe auf einem Hals säßen — damit er ihnen allen auf einmal um den Hals fallen könne.

Mein anderer Freund und Waffengefährte hatte von der Natur scharfe Augen und ein übernatürlich feines Gehör bekommen, und sein Gefühlssinn war so fein, daß er Haare mit seinen Fingerspitzen zählen konnte. Deshalb erfaßte er alle Schäden in der Welt vielfältig — er sah scheel vor Groll, mit schwarzgekleideter Seele.

Als wir Drei eine Zeitlang zusammen gereist waren, wurden wir uns einig, daß wir uns trennen wollten, jeder sollte allein seines Weges weiterziehen. Hier auf der Sierra Nevada nun trafen wir wieder zusammen.

Mein froher, lebenslustiger Freund kam zuerst. Er schleppte sich vorwärts mit gesenktem Haupt, von Kummer erdrückt, von Enttäuschungen niedergebrochen. Mein anderer Freund, der düstere, kam in vollem Lauf. Hin und wieder blieb er stehen und hielt sich den Magen vor Lachen — dann lief er weiter und fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er schäumte vor Lachen, als er ankam, schwitzte vor Grinsen.

Wir sprachen nicht miteinander, kein Wort wurde gewechselt; meine beiden Freunde legten sich auf den Rücken und fielen in Todeskrämpfe. Der erste weinte sich in den Schlaf, der andere lachte sich einen kolossalen Bruch an.

Und als sie nun tot waren, bettete ich die Leichen und setzte mich gedankenvoll daneben.

Die Sonne schien senkrecht auf die beiden Totenmasken nieder und zeigte die mißhandelten Züge. Die regelmäßigen, vertrauensvollen Linien des einen Gesichtes waren zerstört wie eine Schrift, die mit einem Nagel zerkratzt worden ist. Der redliche Trotz des anderen Gesichtes war von Lustigkeit gesprengt, mit Süßlichkeit übergossen, von zynischem Plunder verzerrt.

Ich war allein — ich wendete mich wieder dem Gipfel des Berges zu. Als ich eine Strecke gegangen war, begegnete mir Satan. Wir begrüßten uns überrascht und kamen ins Gespräch. „Du reist soviel umher," sagte der Lahme. „Du solltest dich lieber irgendwo zur Ruh setzen." „Dazu rätest du mir?"

„Ja. Sieh mich an, ich bin seßhaft geworden und steh mich gut dabei. Das Geschäft geht flott ... weißt du schon, daß ich die ganze Geschichte gegründet habe? Willst du einen Anteil haben? Wir geben schon Dividende. Geschäft und Seligkeit sind zweierlei, Jensen — ich verkaufe Aktien an die Engel! Dann und wann werde ich mal eine Aktie bei einem Dichter los — nimm nur eine — neulich verkaufte ich einem Dichter eine Aktie und erhielt sein neues Buch als Gegenzahlung. Das fing so an: Nu will is ein Gesichte erzählen, tommt, dann tönnt ihr hören! Na, ich nahm die ganze Auflage, meine Seelen unten können jede ein Exemplar bekommen. — Willst du übrigens zum Gipfel hinauf?"

„War meine Absicht," sagte ich. „Aber es ist noch weit und ich habe nichts zu essen und zu trinken mitgenommen. Ich glaube, ich warte, bis eine Zahnradbahn angelegt wird."

Satan lachte. — „Du kannst ja mit mir fliegen," sagte er, „komm nur mit."

Gut, ich flog also mit ihm hinauf.

Und nachdem wir die Aussicht genossen hatten, zeigte Satan mir in einer Vision alle Länder der Welt und ihre Herrlichkeiten. Er bot mir alles an ... unter gewissen Bedingungen. Ich dachte an Faust und an andere, die schwere Bedenken gehabt hatten. Aber ich war bald entschlossen. Der Grund und Boden war seit damals fabelhaft im Preis gestiegen, die Erde war mindestens das Doppelte wert. ... „Gut, ich schlage zu," sagte ich. Satan drückte mir warm die Hand.

Dann unterschrieben wir die Schlußnote — das ganze Geschäft war im Handumdrehen gemacht.

Satan geleitete mich darauf höflich zu der Steinebene zurück, und ich begann den Niederstieg, um mein neues Eigentum in Besitz zu nehmen.

— Ein Stückchen weiter unten begegnete mir Zarathustra, der mir mit dem Adler, mit der Schlange und dem Löwen entgegenkam. Ich blieb stehen und zeigte ihm mitten auf die Brust.

„Gut, daß ich dich treffe! Du gehst hier und weißt von nichts. Ich kann dir die Versicherung geben, daß du unten durchschaut bist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß du eine unheilbare Verwirrung von Buddhismus und weiblichem Katholizismus bist, von Flugprosa und vom alten Testament. Weißt du nicht, daß es eine mosaische Reminiscenz von dir ist, hier oben auf dem Berge in Donner und Blitz herumzustolpern? Du bist ein falscher Wechsel, meine ehrwürdige Figur, du bist entdeckt, wir lösen dich nicht ein. Dein Selbsterhaltungstrieb greift ins Leere, wir haben dich kassiert. Wir verzeihen niemand — mag er hinterher auch tot, gekreuzigt oder verrückt sein. Die, die wir eine kurze Zeit am höchsten gestellt haben, die ziehen wir nachher am tiefsten in den Staub, damit sich das Wort in der heiligen Schrift erfülle!"

Zarathustra warf den Kopf in den Nacken und blies auf die hochfahrende Weise alter Herrn den Mund auf und sog ihn wieder ein — aus und ein, aus und ein ...

Ich ging weiter. Und als ich fast unten angelangt war, traf ich eine große Schar, die darauf wartete, daß jemand vom Berge zu ihnen herabsteigen würde. Sie betasteten mein Gesicht mit ihren Augen, stellten mir ein Bein, zögerten und fragten schließlich: „Bist du der Antichrist, der kommen soll?"

„Nein," antwortete ich. Und ich konnte meine Verachtung nicht unterdrücken. O, wie gut ich diese Leute kannte. Ihr Rücken juckt von der Peitsche, und sie rufen nach dem großen Spötter. Aber kommt er einmal ...

Ich hätte am liebsten jedem einen Fußtritt versetzt. Aber ich antwortete ihnen in einem rauhen Ton: „Nein — erwartet lieber einen andern. Ich bin ein Verkünder, ich taufe. Platz da, Gesindel, laßt mich unters Volk kommen."

Mein lieber, teurer Georg! [Berlin], den 24. November 1842.

Du wirst herzlich lachen, daß ich schon heute meine Schreiberei anfange, wo Du uns kaum verlassen, aber wem das Herz so voll ist wie mir, dem fehlt die Geduld zum Warten; wirst schon mitten in dem bewegten Treiben einen Augenblick für Deinen Schatz finden, den du ihm gern gibst. Ich bin fortwährend mit Dir, daß die Traurigkeit gar nicht bis zu mir gelangen kann. Die Freude, Dich endlich gefunden zu haben, und all' meine besten Kräfte Dir widmen zu dürfen, gibt mir eine solche Ruhe und Fassung, daß es nur einer guten Nachricht von Dir bedarf, um mich heiter zu erhalten. Hast Du erst die Reise überstanden, werde ich um vieles froher sein. Wie glücklich werden die Königsberger sein, Dich dort zu haben, und wie stolz ich, wenn bei all dem Großen was Dich wieder neu erregt, mir es doch so klar im Gemüte steht, daß einen Teil Deines Herzens Deine Liebe ausfüllt.

Jetzt, nun Du fort bist, komme ich erst allmählig zur Besinnung; bis gestern Abend, wo wir von einander schieden, war ich noch wie im Rausch. Du glaubst nicht, wie die Liebe mich verändert hat. — Es steht wie eine Offenbarung in meinem Herzen, so reich, so weit, so groß! Das alles danke ich Dir. Ich weiß jetzt wozu ich lebe und daß ich lebe, und ob mein Leben sich jetzt zur Sonne oder zur Nacht wendet, — ich trage einen Schatz in mir, den niemand mir zu verkleinern imstande ist. —

Meine Liebe steht über jedem äußeren Einfluß, sie ist meine Religion. Schreibe mir, wenn Du sonst genug Muße findest, wie Königsberg, wie jeder einzelne dort von den bekannten Kämpfern Dir gefällt. Die Zeitung berichtet viel, aber leider fast nie das Wahre. Ich bin überzeugt, du wirst dort mehr echte Gesinnung und weniger Redensarten finden, die Dich hier anwidern mußten. Der Berliner Liberalismus ist nur eine Livree, als bunter Plunder den Bedientenseelen übergehängt, ein einziger Anlaß und die Maske fällt. Jetzt ist das Tagesgespräch Deine Unterhaltung mit dem Könige; wohl vier verschiedene Personen haben mich heute schon um nähere Notizen befragt, die ich ihnen leider, unter dem Vorwand, nicht näher unterrichtet zu sein, versagen mußte. Die Leipziger Zeitung meldet heute als neueste Weltbegebenheit unsere im Mai bevorstehende Hochzeit. Bezeichnet dies nicht auf eine klassische Weise die Armut der Interessen?

Morgen vormittag fange ich meine Zeichenstudien an, es ist das beste Mittel, mir Deine Entfernung erträglich zu machen, wenn ich das treibe, was Dich noch einst irgend erfreuen kann. Ich möchte Riesenkräfte haben, die Beste, Liebenswürdigste, Schönste sein, nur für Dich, um Dich dereinst ganz beglücken zu können. Glaub's mir, mein einziger Schatz, so könnte keine Zweite Dich lieben, einen stolzern, kühneren Einzug hat nie ein Held gehalten, als Du in meinem Herzen. Noch fünfzehn Tage, dann habe ich

Dich wieder. Bleib' mir gesund und denk' an mich. Der alte „Zaunkönig" und alle lassen Dich grüßen. Deine Emma.

Berlin, den 25. November 1842. Nach Mitternacht.

Ich mag meinen Tag nicht beschließen, mein geliebter Georg, ohne Dir eine gute Nacht durch die Ferne zu rufen. Im Hause schläft alles, ich allein bin wach und mache die kalte Reise mit Dir. Wäre ich heute ebenso heiter gewesen, wie gestern, hätte ich wieder einen Brief an dich abgeschickt, aber der gute Mut hatte viel nachgelassen, und an seine Statt zog die Sehnsucht nach Dir, mein herzallerliebster Schatz, von allen Seiten ein. Ich weiß wahrlich nicht, wie es werden soll. Seit Du fort bist, will's mit keiner Sache gehen, es scheint, daß alle Kräfte sich dem Herzen zugewendet haben. — Lieben kann ich bis zur Meisterschaft — darin sitzt nun alle Klugheit und der ganze Plunder meiner kleinen Gelehrsamkeit. Mit dem Zeichnen bei Holbein hat's auch nicht gehen wollen, Du standest mir zu lebhaft vor Augen, wie ich zum letztenmal vor Dir gesessen. Abends war der Dr. Ebert da, Fanny unterhielt viel und ich war recht glücklich, still dabei sitzen zu können. Hast du nicht gemerkt, daß ich bei Dir gewesen? Während allerhand Gleichgültiges besprochen wurde, habe ich an die Zukunft gedacht, wie schön es sein wird, wann wir beide fortfliegen in die weite Welt und uns um all' die Nichtigkeiten und Kleinlichkeiten der Leute nicht kümmern wollen. Dein Gedicht von der Lerche lese ich wohl dreimal des Tags, und sitze ich allein, dann sage ich es mir. Es ist eine Glut d'rin, wie in keinem andern, Du hast es mit Deinem Herzblut geschrieben. Mein Schatz, dann, wann es tagen wird und die große Völkerdämmerung anbricht, dann folge ich Dir mit in den heiligen Kampf, und selbst sollte ich Dich verlieren, ich will es, wenn Du zum Besten der großen Sache stirbst. — Und doch, ohne Dich in der Welt, mich durchschaudert's, wenn ich es ausdenken will; lebe ich doch jetzt eigentlich nur in Dir und durch Dich. Hätte ich nur erst Nachricht, wie Du die Nachtreisen überstanden, in drei Stunden kannst Du in Königsberg sein. Das wird einen Jubel geben! unter den Frauen nicht minder. Werden viele sein, die Dich gleich der Frau Voigt lieben und achten. Es dämmert schon, ich will nur für heute das Schreiben aufgeben. Was wollt' ich geben, könnt' ich eine Minute Dir in die lieben Augen sehen! mein Schatz!

Den 26.

Vor wenigen Stunden habe ich einen Brief aus Polen von meiner Freundin erhalten, sie ist ganz glücklich in dem Gedanken, bald Deine persönliche Bekanntschaft zu machen und dankt Dir innig für Deine Namensunterschrift in dem Buche. Habe ich Dich nur erst wieder, dann können wir gemeinsam das Für und Wider dieser Reise erwägen. — Was ich eigentlich dort soll, weiß ich nicht recht, Du nimmst mir dergestalt Herz und Kopf ein, daß ich nur alles in Beziehung auf Dich verstehe und sehe, folglich zu jeder Unterhaltung untauglich bin, die eben

nicht Dich zum Anfang oder Ziele hat. Ein Mädchen kann viel lieben, das magst Du glauben. Ich möchte Dir meinen Geist leihen, aber Dein Herz zu mir nehmen, es sollte tief wie im Meergrund geborgen sein. Ich bin recht begierig, welchen Eindruck Dir die Ostsee machen wird, für mich gibt's kein Element, diesem Einen vergleichbar. Wieder ein Tag vorbei, kann ich bald sagen, aber die Tage werden gar lang ohne Dich, die Sehnsucht dehnt sie gewaltig aus.

Ich habe heute Abschied von den belgischen Bildern genommen, morgen wird die Ausstellung geschlossen. Es sind doch großartige Schöpfungen, man muß sich nur erst hineinsehen, um sie richtig zu erfassen. Hast Du keinen Bekannten in Berlin, dessen Porträt Dir Freude machen würde? Besinn' Dich einmal, mein Schatz, damit ich Dir doch etwas zuliebe tun kann. Ich bin mir nie ärmer an Talenten vorgekommen, als gerade jetzt, wo ich einen unerschöpflichen Born von inneren Reichtümern besitzen möchte, Dein Leben damit zu schmücken. Vielleicht kommt er mir über Nacht, hab' nur Geduld. — Ich fühl's, daß ich Dich glücklich machen werde, wenn sonst die Allgewalt der Liebe dauernd befriedigen kann. Was fände in ihr aber nicht seinen Ursprung? Ist denn das wahre Erglühen Deiner Seele für die Freiheit der Völker etwas anderes? Wüßtest Du, wie ich Deinen Brief ersehne! Adieu! Deine Emma.

Königsberg, Samstag früh 9 Uhr, 26. November 1842.

Meine gute Emma, mein lieber Schatz!

Endlich, vor einer Stunde bin ich hier angekommen, beinahe aber nicht, denn die Weichsel ging gestern so stark mit Eis, daß man kaum übersetzen konnte; über die Voga waren fußbreite Bretter gelegt, die man bei stockfinsterer Nacht kaum sah. Gesprochen habe ich hier noch niemand, kann Dir also eigentlich nichts erzählen, ich will erst gegen Mittag zu Voigt steigen und den Morgen zur Ruhe benützen. An Voigt adressiere Deine Briefe; Ihr Frauen habt mehr Talent, Briefe zu schreiben, als wir Männer, auch wenn ihr uns eben nichts Besonderes zu sagen habt. Melde mir wenigstens so schnell als möglich, daß Du mich nicht vergessen und noch so lieb hast wie bisher. Dasselbe will auch ich Dir hiemit gemeldet haben. Ich verstehe mich auch aufs Briefschreiben — gelt?

Natürlich träumte ich auch von Dir, mein Schatz, und von unserer künftigen kleinen Haushaltung. Die erste Nacht war ich in meinen Träumen etwas geniert durch vier Strohköpfe von Gutsbesitzern, die mit Schnaps und Kartoffeln renommierten. Die zweite Nacht ging's schon besser, da fuhr ich nur in Gesellschaft eines haarigen Juden, der mich beharrlich nach der Hauptstadt der Schweiz fragte. Die dritte Nacht war ich ganz, ganz allein mit Dir zusammen und habe Dir prächtige Geschichten und tausend stolze Pläne erzählt, die Du mir nicht zu Wasser machen darfst. Zwischen Marienburg und Elbing hatte ich meinen Spaß mit einem Studenten, der meine Gedichte gelesen hatte und sehr enthusiasmiert war. Ich gab mich als Landsmann des Georg Herwegh zu erkennen und machte Deinen Schatz fürchterlich schlecht. Der Student wurde ganz verblüfft und hätte mich,

glaube ich, gern geprügelt. In Elbing endlich löste sich wider meinen Willen das Rätsel durch den Esel von Kondukteur, der mich beim Namen rief. So — jetzt, was hast Du erlebt? Baust Du rüstig weiter an unsern spanischen Schlössern? Sag' einmal, Schatz!

Meine Liebe wird nicht kalt, aber der Kaffee, auf den ich mit Schmerzen wartete. Darum erlaube mir, zu schließen und Dich herzlich, recht herzlich zu küssen. Ich kann Dir meine Seligkeit nicht weiter schildern, da ich sie selbst nicht begreife.

Grüße Deine Eltern, Deine Schwestern und Deinen Bruder und vergiß mir nicht, den kleinen Zaunkönig abzuküssen.

Ich habe Dir Deinen Willen getan und sogleich geschrieben. Laß mich nun auch nicht lange warten. Dein Georg.

[Königsberg], Sonntag, 27. November.

Guten Morgen, mein liebes Kind!

Ein Tag wäre denn herum! Der Brief, den Du Donnerstag früh in Berlin auf die Post gegeben, kam zugleich mit mir in Königsberg an. Hätte ich Voigt eine halbe Stunde später aufgesucht, so hätte ich denselben schon nicht mehr zu Hause angetroffen. Er war eben im Begriff, mit Jacoby, Walesrode, Crelinger u. a. mir bis Elbing entgegenzufahren, da man mich erst Samstag abend erwartete. Ich logiere übrigens nicht bei Voigt, sondern bei dem Justizrat Crelinger, einem Bruder des Berliner Crelinger, aber das komplette Widerspiel desselben. Mein Quartier ist recht freundlich und elegant und ich fühle mich recht wohl unter den braven Leuten hier, die von meiner Verlobung mit Dir natürlich schon Kunde hatten, ja sogar bereits wußten, daß meine Braut eine sehr kühne Reiterin ist. Hörst Du, das Reiten darfst Du mir im heiligen Ehestand nicht aufgeben, Du mußt in allen Stücken das kühne heroische Mädchen bleiben, das Du jetzt bist. Nicht wahr? Die gute Frau, die mich liebt und achtet, habe ich auch gesprochen, hast aber nichts von ihr zu fürchten, mein guter Schatz. Die übrige Königsberger schöne Welt habe ich noch nicht kennen gelernt, will Dir übrigens nach Einsicht derselben getreulichen Bericht erstatten. Etwas, was ich an allen Liberalen unserer Zeit vermisse und auch bei den Königsbergern, ist ein gewisser idealer Anflug. Sie sind alle klug, brav, munter, rührig — ja sie sind nobel, was man so unter nobel versteht, aber sie besitzen doch nicht jene Noblesse, jenen Adel, jenes Ehrfurchtgebietende, wonach mein Gemüt wenigstens überall verlangt. Ob Du mich begreifst, weiß ich nicht, vielleicht kann ich Dir das einmal mündlich klar machen an Deinem eigenen kleinen Persönchen, das Deinem Schatz in der ersten Stunde so imponierte und Gott weiß womit allen Deinen Freunden und Freundinnen eine Art von Scheu einflößt. Sieh, so eine Art stiller Größe, die sich wie eine Atmosphäre um den Menschen legt — das meine ich eigentlich. Aber, ich werde albern, wenn ich weiter räsoniere.

Zehn Tage werde ich wohl zum mindesten hier bleiben müssen. Morgen oder übermorgen wollen meine Freunde zu Schlitten mit mir an die See fahren. Ich

freue mich wie ein Kind, denn ich sehe das Meer, wie Du weißt, zum erstenmal. Die Seele muß einem so recht weit werden; ich möchte wohl einmal ein Vierteljahr mit Dir auf dem Meere oder an dem Meere zubringen.

Noch etwas: Seit dem Besuche beim Könige bin ich viel stolzer geworden, das heißt viel freier. Das Königtum ist tot, maustot für mich und wird gar keine Zauberkraft mehr auf die Welt ausüben können. Wie klein, wie unendlich klein und ordinär ist mir der Mann erschienen! Ich fange an, Mitleid mit den gekrönten Häuptern zu bekommen. Sie spielen eine mehr als armselige Rolle.

Gott, wie freue ich mich, mein Leben mit einem Mädchen teilen zu können, das für eine Sache schwärmt, und dem ich nicht anders gefallen kann, als wie ich den Besten meiner Zeit gefalle. Du wirst mir viel, sehr viel sein; ich fürchte nur, daß Du Deine Forderungen zu hoch stellst. Liebe nicht allein den Poeten in mir, er möchte, soviel Mut und Kraft er in sich fühlt, die Welt zu erobern, Deinen Erwartungen nicht entsprechen können. Liebe mich so sehr, daß Du auch mit weniger, als Du in Deinen Träumen von mir begehrst, zufrieden sein wirst.

Dein Georg.

Noch habe ich keinen Brief von Dir, warum läßt Du mich solange warten?

Berlin, den 28. November 1842.

Es ist eine schöne Sache um die Hoffnung, mein lieber Georg; seit sieben Uhr bin ich ganz trunken in der Aussicht, daß jeden Augenblick ein Liebeszeichen von Dir zu mir hereinfliegen kann. Ich zähle wie Ingeborg jedweden Morgen und Abend, wann mein Geliebter endlich heimkehren wird, und kürze mir auf diese Art die Stunden ohne Dich. Am Sonntag waren hier viel Gäste, als aber die Stunde kam, in der ich vierzehn Tage zuvor Deine Braut geworden, habe ich mich auf mein kleines Zimmer geflüchtet, um recht allein, ganz allein mit Dir zu sein; unten hätten tausend Fragen mich doch fortwährend gestört. Ein Herr Mayet, von dem ich Dir schon erzählt, ein gesinnungsloser Bube, sagte mir an jenem Abend, ich solle mich sehr in acht nehmen, Bräute und junge Frauen wären ihm stets gefährlich gewesen, worauf meine Antwort: sollte die Braut eines Republikaners Ihnen gefährlich sein können, ich zweifle sehr, — mich seinen ferneren Unterhaltungsformeln entzog. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie diese preußischen Beamtenseelen mir verhaßt sind. Wenn der Himmel nicht gar so hoch wäre, möchten sie einen Schleier vor die Sonne ziehen, damit ihre Strahlen gemäßigt auf den ewig gebeugten Rücken fallen möchten. Ein starrer Aristokrat ist mir, wenn ich wählen muß, zehntausendmal lieber, als diese fahle Brut.

Nein, ich möchte Dich um alle Freuden der Welt nicht ruhiger als Du bist; nur wo Bewegung ist Fortschritt, nur in fortwährenden Kämpfen Glück. Ich weiß, daß uns keine idyllische Zukunft winkt, ich weiß, daß unsere Charaktere sich noch arg aneinander reiben müssen, um ungehindert dieselbe Bahn zu verfolgen, aber diese Erkenntnis gibt mir Mut und Freudigkeit, statt Besorgnis. Solchen Mann habe ich mir gewünscht, nur solchen konnte ich lieben, — und liebe ich.

Was liegt doch für ein Himmel in diesem Bewußtsein. Könnte ich es Dir doch recht aussprechen, was Du mir bist, und ich durch Dich. Lieber ein kurzes Leben, als ein langes behagliches. Die Behaglichkeit, das ist die Schmarotzerpflanze unserer Zeit. Alles muß abgewartet werden — die Freiheit auch. Wenn sie über Büchern sitzen, denken sie, daß ihnen dereinst als Belohnung für eifriges Studieren die Freiheit als Prämie gereicht werden wird. Wir wollen es anders machen, lieber Georg, die große und kleine Republik werden ihre Zeit treiben helfen, statt sich treiben zu lassen. Jeder Mensch sollte ein Flügel seiner Zeit werden, aber die meisten sind Blei. Ich glaube, ich fange an zu philosophieren, nimm's nicht übel, lieber Schatz, das helle Wetter und die liebe Aussicht auf Deinen Brief machen mich übermütig. Du bekommst heute auch einige Zeilen von mir, ich wollte nicht allein Freude haben und Dich auf eine sanfte Art zwingen, mein zu gedenken, trotz aller Zerstreuungen und Anregungen in Königsberg. Seit Du fort bist, hat sich ein Dr. Tropus aus Leipzig, Bekannter von Mosen und Dir — wie er sagt, bei uns eingeführt. Dich hat er erst am Tag Deiner Abreise mit Mosen besucht, ist also sicherlich einer der Quälgeister gewesen, die Dich an jenem Morgen so unwirsch gemacht. Er gehört, wie es scheint, den gemäßigst Liberalen an, treibt's mehr scheinbar als Handwerk, und wird, wenn's damit nicht geht, wohl mit der Zeit sich auf ein anderes Fach legen. — Diesen Eindruck hat er mir gemacht, ich kann mich freilich irren. Leb' wohl, mein Schatz, auf eine kleine Zeit, mein Roß erwartet mich und wiehert schon gewaltig im Stall, ich folge dem Rufe und lasse mich auf eine Stunde forttreiben. Wenn's doch bis zu Dir eilte, aber wer weiß, den Herren Jacoby u. a. käme ich vermutlich sehr ungelegen — vielleicht auch Dir? Das letzte glaub' ich nicht, selbst wenn Du es mir einreden wolltest; würde denken, mein Schatz kennt sich selber nicht. — Hast mich lieb, mein Herzensjunge? Kannst mir's immer mal schreiben, werde nie überdrüssig der Wiederholung. Eben fliegt ein Kuß zu Dir, leider gar symbolisch, — fange ihn auf und bringe ihn mir wieder.

Die gute Laune hat sich empfohlen. Der heiß ersehnte Brief ist ausgeblieben. Wenn Du nur nicht krank bist. Dieser Gedanke tritt wie ein Gespenst zwischen mein Glück. Wenn man so wie ich sich mit allen Fasern der Seele an ein Wesen gekettet fühlt und muß um dies eine in Sorge sein — das ist wohl schrecklich. Nun steht mein Hoffen fest auf morgen, denn selbst wenn Dein Unwohlsein zugenommen, darf ich ja denken, daß Du einem andern den Auftrag, mir zwei Worte zu schreiben, gegeben haben wirst. Du weißt ja zu gut, daß ein Verschweigen aus Schonung mir gegenüber eine große Härte wäre. Ich will nicht nur der Gefährte Deines Glückes sein, ich will und muß alles mit Dir teilen. Nur wen wir gering schätzen, laden wir allein zum Freudenmahle ein, die geliebten Personen sind lebenslänglich zum Geleite angenommen. Ich tue gewiß besser, wenn ich mein Geschreibsel einstelle, damit der heitere Brief ohne trüben Schluß zu Dir gelangt. Die Königsberger Zeitung, von der ich Nachrichten über Deinen Empfang erwartete, ist auch noch nicht hier. Alles geht verdreht! Heute Abend kommen

Duncker und seine Braut. Was soll ich nun mit den Leuten reden in meiner Sorge um Dich? Wenn ich ehrlich bin, empfange ich sie gleich mit den Worten, daß ich sie zu allen Teufeln wünsche. Lieber, lieber Georg, was hast Du aus mir gemacht? Von europäischer Liebenswürdigkeit ist gar nicht mehr die Rede, ich will, ich denke, ich fühle nur Dich, sonst nichts — aber in Dir alles. Leb' mir wohl, mein einziger, teurer Schatz, halt Dich wacker und verlerne nicht das Lieben, ich wüßte sonst nicht, was ich noch sonst auf der Welt sollte.

Da Du bis nächsten Mittwoch in Königsberg zu bleiben gedenkst, kann ich Dir getrost nach dorthin schreiben. Die Eltern und Geschwister, auch der Zaunkönig, grüßen Dich herzlich. Meine Seele grüßt Dich immer, immerzu. Adieu!

Deine Emma.

Königsberg, Montag, 28. November 1842.

Nur noch guten Abend will ich Dir heute sagen, meine teure Emma; da ich nicht den Trost habe, etwas von Dir zu lesen, so will ich wenigstens den Trost haben, Dir zu schreiben und mich auf diese Weise ein paar Augenblicke mit Dir zu unterhalten. Seit ich hier anwesend bin, ist die Post erst einmal von Berlin angekommen; der Übergang über die Weichsel scheint schwieriger geworden zu sein.

Eben war eine kleine Deputation von Studenten in Gala bei mir, um mir zu erklären, daß man von seiten der Behörden einer etwaigen Demonstration bereits zuvorgekommen sei. Es ist gut, daß nicht viel Leute nach Königsberg reisen; in der Ferne und aus der Ferne flößt auch das mehr Respekt ein, als in der Nähe betrachtet; man denkt sich die Anzahl freisinniger Männer viel größer, als sie in der Tat ist; und unter diesen Freisinnigen selbst hat es wieder sehr bescheidene Exemplare. Politisches Geschick ist hier so selten, wie überall in unserm guten Vaterlande; noch ungemein viel Vertrauen auf den guten König; Republikaner sind spärlich gesät. Die Bürgerschaft indifferent; die Frauen besser als die Männer. Poesie fehlt.

Jacoby und Crelinger gefallen mir am besten. Der erste wird mit der Zeit noch weit gehen und flößt mir Zutrauen ein. Auch stehen wir, wie mir scheint, recht herzlich zusammen. Die Berliner können ihn übrigens auf zehn Jahre verurteilen, und es wird sich keine Hand für ihn regen. Mit der liberalen Bourgeoisie werden wir nie siegen, wir müssen die Sympathie der Massen suchen, sonst geht es nicht, und wird ein Sieg immer nur ein momentaner sein. Mein Dichten und Trachten ist nun, etwas hinaus zu schleudern, was die Menge packt und ergreift. Ein gelungenes Lied wäre hinreichend; warum kann ich keine Marseillaise schreiben?

Ich bin ein hübsches Stück von einem Bräutigam; ich politisiere mit meinem Schatz. Aber ich weiß, was mein Schatz an mir liebt, und will ruhig sein. Ja, die Welt soll erfahren, daß Du mich nur gehoben, nicht gefangen hast, wie so viele nun glauben werden. Auch Deine Gesundheit wurde gestern bei einem Mittagessen ausgebracht, und ich habe tüchtig darauf getrunken.

Heute abend will ich einen Besuch bei Schön machen, mit dem sie auch wichtiger tun, als er verdient. Doch — ich werde sehen.

Wie bringst Du jetzt Deine Abende zu? Könnte ich mich nur auch Freitag oder Samstag hier losmachen. Mich verlangt nach Dir. So ein bißchen Sehnsucht ist ja verzeihlich.

Schreibe mir auf diesen Brief Danzig poste restante, da ich spätestens heute über acht Tage von hier Abschied nehme. Wenn Du aber glaubst, daß ich noch einen Brief hier erhalten kann, so adressiere nach Königsberg (Justizrat Crelinger). Schreibe mir viel, recht viel, über Gegenwart und Zukunft. —

Die Leipziger Zeitung weiß nun heute schon wieder, daß ich Dich im Mai heimführen werde. Ich glaube gar, der Korrespondent ist euer Hausfreund. Grüße und küsse Dein ganzes Haus, Vater, Mutter, Bruder und Schwestern. Das versteht sich immer von selbst, wenn ich über Dir es auch zu schreiben vergessen sollte.

Adieu, mein Kind! Dein Georg.

Berlin, den 30. November 1842. Mitternacht.

Mein teurer, herzallerliebster Schatz!

Heute ganz in der Frühe, als die Traumgötter noch Beratung mit mir hielten, kam Dein Brief zu mir. Ein schöneres Erwachen hatt' ich bis jetzt noch nie gehabt, d'rum treibt's mich auch, vor Tagesabschluß Dir noch aus Herzensgrund zu danken. Also hast Du mich wirklich lieb, so recht aus voller Seele — glaub' mir's, es tut mir auch not, hängt doch mein ganzes Leben an dieser einzigen Überzeugung. Heut steht von dem Rohmerschen Prozeß in der Zeitung, daß Follen auf drei Tage verurteilt worden und Dein Erkenntnis bisher noch nicht entschieden. Was wollen denn die Züricher von Dir? Vergiß nicht, mir darüber zu schreiben, oder komm' lieber bald und sage es mir. Der Zaunkönig, den ich ohne Gnade heute für Dich abgeküßt, hat auch gesagt: „Zaunkönig soll bald wieder kommen", und vielleicht rührt Dich dies Kinderstimmchen mehr als die meine. Heute Nachmittag habe ich meine zweite polnische Stunde genommen, nachdem bin ich mit Anna und Fanny zu einem Kaffee für kleine Kinder gebeten worden. Seit ich Dein Schatz bin, meinen sie, wäre ich kindisch geworden und passe am besten in die junge Gesellschaft. Dein Witz mit dem Studenten hat mich höchlich amüsiert. Du bist doch ein arger Schelm; aber weniger erfreulich ist mir der Eisgang der Weichsel. Sei doch nur vorsichtig, mein lieber Georg, denke hübsch, daß meine ganze Existenz von der Deinen abhängig ist, und verzögere nicht unnütz die Rückkehr. Wirst du von Danzig nach Stettin zu Wasser oder Lande gehen? Die Nacht, wo Du allein im Postwagen gewesen und stolze Pläne gemacht hast, war dieselbe, in der ich klar fühlte, daß Deine Gedanken mit mir waren. Ich werde Dir Deine schönen Träume nicht stören, fürchte nicht. Was Du auch ersinnen magst, liegt die Ausführung irgend in meiner Macht, und Liebe ist allmächtig, muß es uns werden. All' meine schönsten, süßesten Zukunftsbilder,

die ich in früherer Zeit oft in mir auftauchen sah, scheinen mir jetzt, wo ich Dich kenne, fahl und kleinlich. Wir wollen leben wie kein anderes Paar unter Gottes Sonne, lieben wir uns doch mehr, als alle Liebenden zusammen. Glaubst Du es nicht auch? Manchen Augenblick ist mir's, als müsse der Körper zusammenbrechen von der Macht des Gefühls. Es gibt eigentlich, seit ich Dich gesehen, für mich kein Gewesenes und Zukünftiges, alles scheint mir ein gegenwärtiger Moment der Liebe. Es ist spät, ich tue besser, für heute zu enden. —

Wenn wir erst beisammen sein werden und in hellen Mondnächten durch die Gefilde von Spanien streifen können. Mit Dir in Spanien! Darin liegt ein Meer von Seligkeit. — Ich wollt' Dir noch sagen, liebster Schatz, daß ich nicht leide, daß die dumme Züricher Behörde Dich einsperrt. Du bist gewiß noch unter Bekannten und bringst Toaste aus. Gute Nacht, Herzliebster!

[Königsberg], Mittwoch, den 30. November 1842.

Meine liebe, liebe Emma!

Heute endlich kommt nach drei Tagen wieder eine Post hier an und bringt mir zwei Briefe zumal von Dir. Wie habe ich sie verschlungen! Darfst mir's glauben. Sie trafen ein, als ich eben einen energischen Brief an Seine Majestät begonnen hatte, über die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit seiner Minister, in bezug auf Preßangelegenheiten. Ich will ihm die volle ganze Wahrheit sagen, wie er sie noch nie gehört. Zuerst aber will ich nun diesen Brief an Dich zu Ende bringen.

Hier treiben sie's auch toll genug. Der Oberpräsident Böttticher hat den Studenten bei Strafe der Relegation verboten, mich auch nur auf meiner Wohnung zu besuchen, geschweige denn, mir ein Ständchen zu bringen. Die Studenten aber trotzten, und auf die Erklärung des Polizeipräsidenten, eines braven Mannes, daß er dem Herrn Oberpräsidenten für nichts gut stehe, wenn er ein etwaiges Ständchen verhindere, begnügte oder mußte sich der Oberpräsident mit der Aufforderung begnügen, nur wenigstens dafür zu sorgen, daß bei dem Ständchen keine Exzesse vorfallen. Das Ständchen werde ich nun heute abend um 10 Uhr zu genießen haben. Freitag ist ein großes Festmahl, und ich kann mich der Partei wegen solchen Geschichten nicht entziehen, da dieselbe bei Gelegenheiten der Art zugleich imstande ist, die Böcke von den Schafen zu sondern. Mit Jacoby befreunde ich mich immer mehr; ich hatte gestern eine lange Unterredung mit ihm, während welcher er mir sein ganzes politisches Glaubensbekenntnis ablegte. Er ist weitaus der tüchtigste und idealste. Nach ihm aber kommt gleich Dr. Jachmann.

Jacoby gestand mir offen, daß er für mich gefürchtet, als er gehört, ich wolle mich verheiraten; ich habe ihn aber durch die Schilderung Deines Wesens, mein lieber Schatz, vollkommen und für immer beruhigt. Er selbst erklärte mir, nie heiraten zu wollen. Jacoby ist einer der seltenen Menschen, die Opfer zu bringen wissen.

Schön werde ich heute sprechen.

Guten Morgen, mein Herz, und bleibe mir zugetan! Ich bin's Dir für immer

und mit ganzer Seele, das weißt Du, und wirst Dir keine Sorge machen. Ein Besuch hindert mich, weiter zu schreiben. Ich küsse Dich und Dein ganzes Haus, absonderlich aber Dich, versteht sich. Dein Georg.

Sei doch so gut und gib unmittelbar nach Empfang dieses Briefs etwa 15 Exemplare meines Porträts auf die Post; ich habe schon alle weggeschenkt, die ich mitgenommen habe. Lege aber dem Paket keinen oder nur einen versiegelten Brief bei, da ich nicht gewiß weiß, ob mich dasselbe noch hier antrifft. —

[Berlin], 1. Dezember 1842.

Eben wollte ich mich auf mein Roß schwingen, da kommt Dein Brief, und ich lasse den stolzen Rappen warten und fliege erst zu Dir. Wie ist mir doch jedes Deiner Worte so klar, so lieb, so heimatlich. Fürchte nicht, daß ich Dich nicht verstehe, wenn mir die Gabe des Ausdrucks auch fehlt, ich begreife Dich so ganz und gar, denn das Gefühl ist wundertätig in mir. Was Du über die Liberalen sagst, über den Mangel des Adels in der Erscheinung — finde ich auch, und hinge damit nicht auch ein innerer Mangel im Zusammenhang, würde es wenig schaden. Es kommt aber eben daher, daß sie mehr nach dem Tüchtigen, Materiellen, aber nicht nach der Verwirklichung und Verkörperung der ideellen Freiheit streben. Meine Bekannten haben mir oft den Vorwurf gemacht, daß ich zu viel auf Repräsentation gebe — ich finde jedoch, daß der Inhalt die Form notwendig bedingt, und daß eine harmonisch entwickelte, edle Natur fortwährend einen stillen Zauber tragen muß. Die gesellschaftliche Grazie ist Putz — die innere ist der unbewußte Adel, der sich auf jedes Wort, auf jede Bewegung überträgt. Daß Du davon in mir gefunden, freut mich, wenn es eben wirklich vorhanden; ich muß Dir ehrlich bekennen, mein Schatz, daß ich selbst den Zwiespalt der Natur und ihre Äußerung nie schmerzlicher empfunden, als gerade in mir. Du hast das Meer gesehen, wie freut mich das! — Ich weiß, es muß Dich ganz begeistert haben; vielleicht hast Du Dich dabei meiner Worte erinnert: Lieber am Meer, als im Gebirg, wenn beides nicht zugleich sein kann. Ich werde nie jene Nächte an der Nordsee vergessen, wenn die Mondscheibe glutrot über den Wellen stand, kein Mensch am Strande, der Himmel tausend Sterne ausgesandt, unter den Wellen es leuchtete und dazu aus der Tiefe die Meereshymne heraufbrauste. Damals wußte ich noch nichts von dem Gefühl, was mich heute durchbebt, und dennoch war mir schon so groß, so weit, so schöpferisch! Laß uns auf dem Meer reisen, dort geht unsre Welt erst auf. Es scheint mir, als läge noch die ganze Urschöne der Schöpfung auf den Wellen ausgebreitet. — Fürchte doch nicht, daß ich Dich des Poeten wegen liebe, oder irgend einer Ursache halber, ich liebe Dich, weil es mein innerster Beruf, Dich zu lieben, weil — ach, weil es eben nicht anders geht, ich muß, es ist eben mein Leben, und daß ich lebe, macht Dich doch nicht ängstlich. Unfrei kannst Du nicht werden, und Du bist mir das verkörperte Bild der Freiheit, nach der ich, solange ich lebe, mich gesehnt, darum gekämpft, ihr nahe zu treten. Ich kann jetzt nicht annehmen, daß vor Dir mir eine Seele nahe gestanden. Du bist's, und nichts

anderes kann es sein. Woher wissen die Königsberger, daß ich reite? Gewiß durch Crelinger. — Es ist mir lieb, daß der Königsberger seinem Bruder unähnlich. Der hiesige ist kein Mann. Er ist ein Mischmasch von Ästhetik, Politik, Salonwesen und Popularität. — Alles, alles Kanonenfutter, nichts weiter. — Tust recht, die Könige zu bemitleiden, es sind wandelnde Mumien, deren Kronen von den entmarkten Köpfen der Völkersturm schon treiben wird. Ich muß auf mein Roß, adieu!

[Berlin], den 1. Dezember, abends, 1842.

Bald hättest Du mich nicht wiedergefunden. Mein Rappe war übermütig und sank unter mir zusammen, glücklicherweise blieb ich ganz fest im Sitz und half dem armen Tier mit den Zügeln auf. — Ottilie ist soeben bei mir gewesen, wir haben von Dir gesprochen, es ist ein liebenswürdiges Mädchen! Wo Du doch heute sein magst? — Das ist das Schmerzliche der Entfernung, daß sie es uns unmöglich macht, dem Geliebten mit den Augen zu folgen. Ein liebes Mädchen, von der ich heute ein Glückwunschschreiben erhalten, sagt in ihrem Briefe: „Dein ganzes voriges Leben, Dein ganzer Entwicklungsgang ist nur Vorbereitung zu diesem Ziele, war doch von jeher die Verheißung Deiner jetzigen Bestimmung tief in Dein Wesen gelegt." An einer anderen Stelle schreibt sie: „Wäre Herwegh immer in der Schweiz geblieben und Du in Berlin, er hätte und kein anderer Dich am tiefsten zur Verehrung anregen müssen." Die das schreibt, kennt mich seit meiner Kindheit, liebt mich und mit allen meinen Fehlern, und darum glaube ich ihr so leicht und so gern, selbst wenn es weniger klar in mir stünde. Wann kommst Du nun, mein Schatz? Morgen schreibe ich noch einmal, und dann muß ich erst auf Deinen Bescheid warten, ob nach Königsberg, Stettin oder Danzig. Gefällt's Dir dort denn gar so gut?

Nun grüße mir Deine Freunde Jacoby, Crelinger und Walesrode; sie sind mir lieb wegen ihrer Gesinnung und weil sie Dir wert. Gestern hab' ich die Rezension über „Walhallas Genossen" mit Lust gelesen. Sie leidet an einigen Längen, ist aber doch sehr gut abgefaßt.

Wieder ein Tag vorbei. Wann geht meine Sonne auf? Leb' wohl, Herzliebster, und denk an mich. Deine Emma.

Mein lieber Schatz! [Königsberg], 1. Dezember 1842.

Die Post hier könnte mich rasend machen, sie hat mir heute keinen Brief von Dir gebracht. Du hast doch einen geschrieben? Oder bist Du faul gewesen?

Was ich Dir schreiben soll, weiß ich so eigentlich nicht. Ja — die Studenten haben mir gestern das Ständchen gebracht, der Pedell ging umher, wie ein brüllender Löwe, und heute ist bereits eine Untersuchung eröffnet worden. Ich habe einige Worte an die Studenten gerichtet, die Gott weiß wer nachgeschrieben hat, denn sie zirkulieren bereits handschriftlich. Das ist doch auch eine Armut der Interessen!

Meine Unterredung mit dem Könige wird nun auf eine Weise ausgebeutet, die mich anfängt, zu ärgern. So auch unsere Heirat. Dem Strauß verargen sie, daß er eine Schauspielerin geheiratet, mir, daß ich überhaupt heiraten will. Daß das Lumpenvolk doch erst Dich sähe und spräche, mein gutes Kind!

Ad vocem Lumpen fällt mir Liszt ein, der mir heute halb deutsch halb französisch geschrieben und sich sehr über die Lumpen beklagt, die ihm die Komposition meines Rheinweinliedes aufgemutzt haben. Er hat nun, wie er schreibt, auch das Reiterlied komponiert, und die beiden Kompositionen sollen nebst einem dritten Liede von mir im Februar im Druck erscheinen.

Schön habe ich gestern gesprochen; man kann aufrichtig mit ihm sein, er hört alles an, und erschrickt vor keiner Ansicht, wenn es auch nicht die seinige ist. Er hat nur eine Grille, und die betrifft die Person Eurer Majestät, von der er noch alles mögliche erwartet, obschon sie ihn selbst am gröblichsten mißhandelt, da sie nicht gewagt, ihn an die Spitze der Angelegenheiten zu berufen. Ich werde noch einen Abend bei ihm zubringen.

Auch vom Zensor, dem Polizeipräsidenten, habe ich einen Besuch erhalten. Du wirst lachen. Aber die Liberalen halten große Stücke auf ihn, er soll ein Ehrenmann sein, und er hat wenigstens freimütiger über die preußische Regierung zu mir gesprochen, als irgend ein Liberaler in Berlin. Doch — ein Zensor! Das Handwerk bleibt ewig infam.

Gestern wohnte ich einer Vorlesung des Dr. Alexander Jung (über höhere Geselligkeit) bei. Der Mensch sieht aus, wie ein ausgeblasenes Licht, ist eine gutmütige, aber höchst unpraktische Haut, die nur mit Gott im Himmel lebt. Er begrüßte mich in der Vorlesung durch ein Wortspiel: „Auch der deutsche Bote aus der Schweiz fand seinen Herweg (h) zu uns."

Das sind meine Abenteuer, und wenn morgen das Fest- und Zweckessen vorüber, will ich mich glücklich preisen.

Treu lieb' ich Dich mein Schatz, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit usw.

Ich werde abermals unterbrochen, und wollte Dir nur noch sagen, daß die Frauen diese Strophe zu meiner Entschuldigung zitieren.

Donnerstag, abends 6 Uhr.

Sonntag abend bin ich fest entschlossen, abzureisen, mich einen Tag in Elbing, einen Tag in Danzig, einen, vielleicht auch zwei Tage in Stettin aufzuhalten, bin also Montag über acht Tage bei Dir, mein Herz, wenn ich nicht nach Hamburg entwische, was eine Verzögerung von acht Tagen ausmachen würde.

Antworte mir nun auf diesen Brief poste restante Stettin. Denke recht viel an mich und lasse Deinen guten Geist mit mir sein, wie mein schlimmer ewig bei Dir ist.

Grüße, wer nach mir fragt, d. h. Dein ganzes Haus, und küsse mir den Zaunkönig tüchtig ab. Dein Georg.

Du mein herztausiger Schatz! Berlin, den 2. Dezember 1842, abends.

Ich möchte jetzt den ganzen Tag verträumen, nur um immer wie in den letzten Morgenstunden durch Deinen Gruß geweckt zu werden. So einen herzigen Brief wie dieser, den ich heut empfangen, schreibt kein anderer, als mein Schatz, ach, ich hab' Dich auch so lieb, so unaussprechlich lieb dafür, daß Du von Glück sagen kannst, fern zu sein, ich glaub', ich drückte Dich zu Tode. Zehn Tage bist Du nun fort, das ist lange, und doch welch eine kurze Zeit im Verhältnis zu den vier vollen Monaten der Trennung, die uns bevorstehen. Dazwischen liegt freilich ein Wiedersehn, so sonnig, so schön, daß ich mich selbst darum beneiden könnte. Was Du mir über Königsberg schreibst, interessiert mich umso mehr, als ich bis jetzt vergebens in der Königsberger Zeitung nach einigen Worten über Dich gesucht hab'. — Wenn Du mir so schreibst wie heute über Deine heiligsten Interessen, dann gefällst Du mir am allerbesten. Wenn ich es jedem Deiner Worte anfühle, daß Du Mann bist, Mann des Volkes, der Freiheit! ich wollte, man könnte bei uns das eine gleichbedeutend dem andern finden. Nein, ich werde Dich nicht hemmen, ich könnte es nicht, denn Du bist ein Schweifstern, dessen Lauf ein Weib nicht hindern könnte; sei auch unbesorgt, Du wirst eine Marseillaise finden, wenn Du willst, und mehr als diese. Einer von uns beiden schreibt sie, wenn nicht Du, so ich! Sieh mal, wie das kleine Persönchen sich breit macht, aber mir scheint's, ich könnte, seit ich Dich liebe, alles, mein Inneres ist jetzt so unbändig, da sieht man, daß der Liebeszustand der naturwahrste ist, denn er macht revolutionär. Die andern meinen, unsere Liebe gleiche der Schöpfung, die auch am siebenten Tage vollendet gewesen — vollendet ist sie aber noch nicht, o, es muß noch ganz anders werden, sie muß noch Taten erwecken — laß mich nicht denken, daß es bei Dir ein Schwächerwerden geben kann. Was wäre das für Liebe, die durch Gewohnheit beruhigt oder irgend beeinflußt würde. Ich hab' mich nie der Gewohnheit untertänig gemacht, sie hat in keiner Beziehung auf mich einwirken können, wird's und kann es nie zwischen Dir und mir. Ich bin diesen Morgen vor dem Zeichnen bei einer Braut gewesen, die eben getraut worden und dann nach dem Rhein reisen sollte, um dort zu bleiben. Die Braut war krank und sehr traurig. — Sie heiratet ihren Schwager. Mir machte dies alles einen schrecklichen Eindruck, ich dachte unwillkürlich an uns, ob Du wohl, wenn ich stürbe, Dir eine andere Frau nehmen würdest. Fort mit den Gedanken. —

Im Mai, im Mai, mein Schatz, wenn Frühlingsauferstehen ist, dann holst Du Dein Mädchen ins Alpenland, und wäre es bis ans Ende der Welt, ich folgte Dir mit tausend, tausend Freuden. Heute abend wird wohl Duncker mit der Braut kommen, und nachher muß ich tüchtig Polnisch lernen, weil morgen wieder Stunde ist. Gingen die Posten regelmäßiger, schriebe ich nach Königsberg, aber bei dieser Ungewißheit kann ich es nicht wagen. Dein bißchen Sehnsucht, so wenig es auch sein mag, ist mir sehr lieb gewesen, und merkwürdig dazu. Ich glaub', außer meiner Freundin bist Du der erste Mensch, dem es etwas bange wird nach mir. Wann kehrst Du heim, mein Schatz? Vielleicht morgen über acht Tage?

Schreib's mir ja zuvor, überraſche mich nicht, Du weißt, ich bin glücklicher in der Vorfreude.

Nun haſt Du ſchon die See geſehen, und vielleicht gar im Sturm, denn dies iſt die Zeit. — Ich liebe das Meer am meiſten, wenn es aufgeregt iſt. Bewegung iſt ſein Element, Ruhe ſeine Krankheit. Gleicht's nicht auch Dir? Wenn Du Dich ganz vergißt über der Idee, wenn Dein Herz ein weitgeöffnet Feld für die leidende Menſchheit, jeder Atemzug einer Träne gleicht um Dein gefeſſelt Volk, jedes Wort einem flammenden Befreiungsſchwerte — dann, dann biſt Du meine Welt, mein Schatz, dann möcht ich vor Dir knien, und dieſe Luſt kommt mir ſonſt nie, weil Du mir wie die ſichtbare Freiheit erſcheinſt. Ich vertiefe mich wieder, und es iſt Zeit, zu ſchließen, wenn ſonſt dieſer Brief noch auf die Poſt ſoll. Leb' wohl, leb' wohl, mein einzig Lieb, leb' wohl auf kurze Zeit! Kennſt Du das Lied? Ach, daß ich Dich eine Sekunde hier hätte, daß Du mir's anfühlen könnteſt, wie Du mein alles, alles biſt. Auf Wiederſehen, mein Schatz! Deine Emma.

Mein beſter Schatz! [Königsberg], 4. Dezember 1842.

Ich komme hier kaum zur Vernunft, zur Geſundheit gar nicht. Glaube mir, ich werde froh ſein, wenn ich wieder ein paar Tage ruhig bei Dir zubringen kann. Daß es nur ein paar Tage ſind! Daß man erſt die verfluchten Pfaffen und tauſend andere Geſchichten nötig hat, um ſich heiraten zu dürfen. Warum ſoll ich Dich nicht gleich mit mir nehmen? Iſt auch Verſtand darin? Es wird keine zehn, keine drei Jahre mehr dauern, und es wird eine Menge kleiner Gemeinden geben, die offen ihren Austritt aus dem Chriſtentum und Judentum erklären werden, und, da ſie nicht länger Heuchler ſein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abſchwören. Ich kenne z. B. hier ſchon die Menſchen, die das in kürzeſter Friſt zu tun entſchloſſen ſind.

Vorgeſtern fand mir zu Ehren und zum Schrecken des hieſigen Oberpräſidenten der in allem Ernſte glaubte, ſein Schloß ſolle geſtürmt werden, ein großes Feſtmahl (von zirka 150 Perſonen, ſoviel eben Platz hatten) ſtatt, an dem anfänglich auch die Frauen teilnehmen ſollten und wollten, was jedoch ſpäter unterblieb.

Verſe und Proſa die Menge, im ganzen ein guter Geiſt und der Philiſter hingeriſſen. Erelinger begrüßte mich mit einer guten furibunden Rede, Profeſſor Lengerke mit einem Gedichte. Die Muſikanten in königlicher Uniform ſpielten die Marſeillaiſe und die Patrioten ſind ſehr zufrieden. Es ſoll dies das erſte politiſche Diner geweſen ſein, und als ſolches iſt es wirklich gut ausgefallen. Die Polizei hat Reſpekt bekommen und befohlen, während meiner Anweſenheit niemand zu arretieren, wenn es auch Exzeſſe geben ſollte. Auch Dein Schatz hielt eine Rede und trug die Lerche vor; man war höchlich erbaut und begeiſtert. Auf Dich fielen gleichfalls Toaſte: den beſten lege ich Dir bei, und habe Auftrag, Dich von dem Verfaſſer beſtens zu grüßen. Wie es mich freut, daß man überall auch Deiner gedenkt! Tauſenderlei Gerüchte zirkulieren nun natürlich über dieſes Diner.

Jacoby brachte einen Toast auf den Bund der freien Männer, und nun wollen die Esel schon von einer geheimen Verbindung etwas wissen.

In Danzig finde ich hoffentlich einen Brief von Dir poste restante vor. Morgen will ich an die See. Mittwoch reise ich von hier und bin Samstag in Stettin, wo ich ebenfalls einen Brief vorzufinden hoffe, poste restante. Vielleicht schreibe ich Dir Mittwoch noch einmal von hier aus, jedenfalls aber von Stettin, um Dir den Tag meiner Ankunft in Berlin zu melden. Von Zürich habe ich Briefe erhalten, noch enthalten dieselben aber keine Antwort auf meinen letzten Brief, denn sie sind zehn Tage unterwegs geblieben. Allerlei Vermutungen dagegen und Anspielungen.

Laß mich in Danzig und Stettin nicht vergebens nach einem Brief fragen.

Bleibe mir gut, behalte mich lieb!

Grüße alle! Dein Georg.

Sonntag früh. Kann ich besseren Gottesdienst halten, als Dir schreiben?

Berlin, den 4. Dezember 1842. Mitternacht.

Mein geliebter Georg!

Endlich finde ich eine ruhige Stunde, Dir zu schreiben; den ganzen Tag war ich wie ein gejagtes Reh, morgens von Visiten, mittags von einem Diner und abends wieder von Besuchen dergestalt heimgesucht, daß ich Mühe hatte, meinen Unmut zu bergen. Inmitten all' dieser Sonntagsunruhe trafen Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit ein und ich schickte mich augenblicklich an, die 15 Exemplare Deines Porträts unter Crelingers Adresse nach Königsberg zu befördern. In wie tausendfältige Stimmungen Deine Nachrichten mich diesmal versetzt, kann ich Dir kaum beschreiben. Die erste war eine unendliche Freude, denn mich dürstete nach einem Worte von Dir, so sehr, wie bisher noch nie. Ich glaube, wäre ich ohne diese Zeilen geblieben, ich wäre ganz melancholisch geworden. Wohl zehnmal hab' ich sie an die Lippen gedrückt, kamen sie doch von Dir. Als ich nun endlich las und wiederholte, konnte ich mich eines tiefen schmerzlichen Gefühls jedoch nicht erwehren. Du ahntest nicht, wie viel Bitteres es für mich hat, zu wissen, daß Du von allen Seiten wegen Deiner Verbindung mit mir leiden mußt, oder Dich einer schiefen Beurteilung aussetzest. Verdenken kann ich es den Leuten nicht, wenn sie an mich den gewöhnlichen Maßstab anlegen, wodurch hätte ich denn ein günstigeres Urteil mir schon verdient, und sind nicht die meisten Frauen eher Blei als Flügel für die Männer? Du mußt deshalb auch gerecht sein und es ihnen nicht verargen, wenn alle, die ihr Hoffen bis jetzt auf Dich gesetzt, diesen Schritt nicht gut heißen. Glaube es mir, Georg, wäre meine unermeßliche Liebe und die innerste Teilnahme an denselben Interessen mir nicht eine Bürgschaft dafür, daß ich Dich der Welt noch schöner erhalten werde, ich sagte Dir noch heute: vergiß mich — laß jede Nebenrücksicht schwinden, denk' nicht zurück an das, was Du zurückläßt und wie es zurückbleibt. Was ist denn auch das Geschick des einzelnen gegen den Mord, den Du an Deinem Volke begehst? Ich schreibe Dir dies, damit

es Dir Erleichterung sein mag, wann selbst Dich ein Zweifel, ob Du gut getan, durchbeben sollte. Kommt er, und wäre er noch so leise, dann schicke mir diesen Brief, und ich werde Dich noch im tiefsten Grunde meines Herzens segnen, daß Du mich verstanden und nicht geglaubt, ich wolle Dich für mich, sondern mich ganz hingeben, damit die Welt Dich um so reicher besitzen möchte. Ein Weib kann viel, unendlich viel, wenn es liebt, und Deine Emma kann lieben, magst es schon glauben, mein Georg. Laß durch nichts in der Welt Dich binden, als durch Deine höchste innere Wahrheit — führt die Dich zu mir, glaubst Du durch mich ihr näher — dann bleib' bei mir bis zur letzten Stunde; entferne ich Dich von Deinem Ziel und wär' es nur um eines Zolles Länge — so schicke mich fort.

Meine Liebe bleibt dir, die kannst Du nicht mehr entfernen, Du müßtest mich denn zuvor erst töten und selbst dann, denke ich mir, müßte sie wie ein Phönix aus der Asche erstehen. Verzeih', wenn ich so aufgeregt schreibe, aber ich kann nicht anders, ich bin es und mag Dir's nicht verbergen. —

Was Du von Königsberg schreibst, übertrifft wahrlich jede ordentliche Vorstellung von Dummheit und Infamie. Also nicht einmal ein Ständchen! Bald werden sie es von Regierungswegen verbieten, einander zu lieben und zu hassen; aber es ist ganz gut, ich wollte, es käme noch ganz anders, damit endlich die alten, festgepanzerten Nachtmützen ihnen von den devoten Köpfen fielen. — Das ist ein Lumpenpack! Dein Besuch beim König fängt mich übrigens auch schon an zu ärgern, denn man wird ihm andere Motive unterlegen. Ist es denn nicht ein alltäglich Ding, daß selbst liberale Leute von der Pest der Hofluft angesteckt werden? Wie viele werden nicht aussprengen, daß Du nicht der guten Sache halber, sondern weil dich die Gunst des Königs gerührt, dorthin gegangen. Schlag' Dir's übrigens aus dem Sinn, mein Schatz, das Reden dauert eine Weile, bis etwas Neues die Aufmerksamkeit fesselt. Liszt, der im Februar erwartet wird, hilft Dein Andenken bei der Menge schon verdrängen. Übrigens ist er wieder neu dekoriert worden in Weimar. Auf die Komposition Deiner Lieder freue ich mich. Ich habe heut abend Dein Reiterlied, von Krüger komponiert, mit Leidenschaft gesungen. Hätt' ich Dich nur erst wieder, ach, mir bangt ganz unbeschreiblich nach Dir!

Ob Du doch nach Hamburg reisen wirst? Warum kann ich Dich nicht begleiten? Nur zweimal hätte ich Dich jeden Tag sprechen mögen, ehe Du von Besuchen gefoltert, und dann, wenn alles fort und du den langen Tag in der stillen Nacht noch einmal an Deiner Seele vorüberziehen ließest. Du sagtest einmal im Scherz zu mir: Du bist Hypochonder! Ich glaub', Du hast recht, wenigstens heute, darum tue ich wohl besser, eine Pause zu machen, Dich nicht noch mehr zu verstimmen, als Du ohnehin es bist. Jacoby möchte ich kennen und würde viel darum geben; kommt er nicht nach Berlin? — Gestern war hier eine Gesellschaft von Studenten bei Gustav, wollte Gott, sie hätten einen vernünftigen oder unvernünftigen Toast ausgebracht. Anekdoten und dummes Zeug figurierten, zum Schluß wurde bis zum Morgen gesungen: Integer vitae – Gaudeamus usw. Ich hörte noch bis in den Traum hinein die Bierstimmen. Wie wenige unserer jungen Leute haben

Leidenschaft, oft könnte ich weinen, so schmerzt mich diese Schlaffheit. Dieses so ganz Durchglühtsein von einer großen Idee, und Gut und Blut dafür opfern, wie selten! Alles treiben sie wissenschaftlich. Jacoby also will sich nie verheiraten? Ach, laß mich heut enden, es zieht wieder finster auf! Schlaf mir wohl, mein Schatz, der bleibst Du immer, wie's auch kommen mag, wenn ich selbst nicht die Deine bleiben dürft' — ich kann nicht weiter.

Den 5. Dezember.

Guten Morgen, mein Herz! Dein Bild hat tüchtig durch meinen Traum gespukt. Es war, als sollte unsre Hochzeit sein, Du ließest Dich aber statt mit mir mit Fanny trauen und ich blieb allein zu Hause. Wie findest Du den Unsinn?

In einer halben Stunde will ich reiten, später muß ich das Porträt von Marie Ebert anfangen, was wohl alle hellen Stunden in Anspruch nehmen wird. Jedenfalls schreib' ich Dir regelmäßig jeden Tag nach Stettin, denn das ist ja mein einziger Trost. Die Königsberger Zeitung meldet gar nichts von Dir, wohl aber von dem gefährlichen Übergang über die Weichsel. Daß ich Christophorus wäre und Dich hinübertragen könnte! Ich mag, was ich gestern nacht geschrieben habe, nicht wieder durchlesen, es wird gewiß sehr aufgeregt sein, denn mein Herz schlug, als sollte es zerspringen. Mag es Dich nicht zu sehr verstimmen, nimm es, wie es zu nehmen ist. Der Vesuv schleudert seine Lavamassen ohne Rückhalt aus, so auch ich vor Dir die meinen. Ich will nicht für ein Ideal von Dir gehalten, noch als etwas Besseres von Dir geliebt werden, als ich bin. — Was wäre denn Liebe, wenn sie um dieser oder jener Eigenschaft wegen erstürbe? Gestern habe ich von einem Theologen eine Friedenshymne, uns beide betreffend, erhalten. Der gute Mensch freut sich, daß nun das Schwert in die sanfte Zither verwandelt wird. Das ist ein arger Irrtum! Ich kann Dir's nicht genug aussprechen, wie lieb es mir ist, in die Schweiz zu kommen und all' dies Philistervolk zurücklassen zu können. Mir liegt Berlin auch schon wie Ballast auf dem Herzen. Ja, laß uns fort in das Alpenland. Zuweilen, wenn meine gute Stunde aufgegangen und ich mich mit Dir vereint träume, unser Leben nur Du und ich, dann wird mir so groß, so überselig, das ganze Glück überflutet mich. Wir wollen vereint die Blitze in die Welt schleudern, ach, und ich will ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt, mit andern Worten ist das wohl gleichbedeutend mit dem einen — wenn sie liebt! Gestern in der Gesellschaft wollte mir ein Herr Liebert ein Empfehlungsschreiben für Dich geben, im Falle Du nach Hamburg gingest. Ich habe es entschieden abgelehnt, da die Person durchaus uninteressant und Du höchstens ein langweiliges Diner dadurch mehr zu verdauen gehabt hättest. Ohnehin denk' ich, hast Du mehr als zuviel Bekannte dort und bedürftest nicht eines Zettels, um Dich wo Du wolltest einzuführen. Der kleine Zaunkönig hat mich gestern mit den Worten: „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall, die eben am Himmel geschlagen," empfangen. Er läßt Dich grüßen und wiederholt dieselbe Bitte, Du möchtest bald wieder kommen! Diese Vorlesungen über höhere Geselligkeit denke ich mir unerträglich! Gewiß ist das ein

Ästhetiker. Ich weiß nicht weshalb, aber ich habe jetzt eine starke Antipathie gegen die Schöngeister, gewöhnlich sind es so entmarkte Gesellen. Außerdem kann ich Vorlesungen für Frauen und Männer nicht leiden! — Es ist selten was Kluges, es ist immer von allem ein wenig, ich habe genug von dieser Art genossen. Bertha Stich wohnt in Hamburg; wirst Du die auch aufsuchen? Sie ist eine hübsche, aber wenig bedeutende Erscheinung. Du bist doch ein Engel, daß Du mir so oft schreibst, ich hätte es Dir wahrlich nicht zugetraut, daß Du so viel Lust und Muße finden würdest. Ich hoffte, in der Zeitung Deine an die Studenten gerichteten Worte zu finden, aber alles schweigt. Heute werd' ich nun wohl nichts mehr von Dir hören, als was ich mir selbst erzähle. — Leb' denn wohl! All' meine Gedanken sind mit Dir, wo sollten sie auch anders sein. Ein junger Schweizer, der unsere Verlobungsnachricht bekommen, hat mir gestern einen ganz seligen Brief geschrieben, worin er unter anderem schreibt: Ich wagte nach der Nachricht zuerst gar nicht auszugehen, in der Furcht, allen Leuten vor Freude um den Hals zu fallen. — Die Jugend ist zufrieden, aber Deine Freunde! Wenn ich es doch erst beweisen könnte, ich brenne danach.

— Vergiß mich nicht, mein Leben hängt an Deinem treuen Gedenken.

Deine Emma.

Mein lieber Schatz! Berlin, den 6. Dezember 1842. Nach Mitternacht.

Was ich Dir schreiben will, weiß ich noch nicht, wohl aber, daß ich Dir schreiben muß, obschon die Sehnsucht nach Dir all' meine Gedanken lähmt. Wie bleibst Du noch lange! — Morgen abend hab' ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen, so kleine Zeit für Glückliche, so unerträglich lang, wenn man sie getrennt von seinem Lieb zubringen muß. Was Heimweh heißt, hab' ich in dieser kleinen Vergangenheit erfahren. Wohl muß des Schweizers Sehnsucht nach seinen Alpen groß sein, größer aber ist die nach einem geliebten, fernen Wesen. — Dein Herz ist meine Schweiz, Deine Liebe ist mein Alpenland, von dem ich weit, weit hinaus ins Alpenland schaue. Wenn ich bei Dir bin, dünkt mich alles größer, freier — hier, ohne Dich, verdumpfe ich. Mach', mein Schatz, daß ich meine Höhen bald erklimmen kann. Du willst nach Hamburg, bist vielleicht schon gar unterwegs mit irgend einem russischen Dampfboote von Elbing aus dorthin abgesegelt. Zwei Tage habe ich keine Nachricht von Dir, weiß also nicht, ob Du Deinen Entschluß schon ausgeführt. Solltest Du aber bis Stettin reisen und vielleicht den Plan haben, von dort durch Mecklenburg nach Hamburg zu gehen, dann rate ich Dir entschieden ab; dieser Weg soll entsetzlich sein und Dir weit mehr Zeit nehmen, als wenn Du durch Berlin kämest. Einer unserer Bekannten hat ihn vor nicht langer Zeit gemacht und kann nicht genug von den Widerwärtigkeiten des Weges erzählen. Chaussee ist nur stellenweis in Mecklenburg, wo außer den Ochsen nichts gedeiht; tu' mir's also zulieb und wähle nicht diese Straße, wo Du auf drei Meilen oft acht Stunden in der Kälte zubringen mußt. Erzählen kann ich Dir nichts. Mein Leben ist von außen her ziemlich einförmig, desto reicher aber von innen, nur schade,

das, was es hellt und ihm ewigen Wechsel gibt, läßt sich schwer in Worte fassen. Für die höchsten Seelenstimmungen genügt ja aber selten der Ausdruck, nur die auf gleicher Höhe stehen, in demselben Wärmekreise, verstehen einander auch ohne Worte. Ich denke, Du bist in der Nähe, mein Georg — ich muß es denken, wenn ich ruhig bleiben will. Könnte ich mich doch in diesen Brief verwandeln, der so frei zu Dir kann. Auf meinem Erkerstübchen finde ich eben das Gedicht von Prutz an Dich: Wilde Rosen. Du zeigtest es mir eines Tages vorm Abschiede. Damals gefiel es mir wenig, ich fand viel gute Absicht, auch Wärme, aber keinen Schwung darin. — Dies alles fehlt mir heute auch, aber Gott weiß, ob ich genügsamer durch Deine Entfernung geworden, oder ob es nur deshalb mich fesselt, weil es an Dich innig gerichtet, es beschäftigt mich ein wenig. Schlaf' wohl, mein liebes Herz, morgen fahre ich fort. Im wunderschönen Monat Mai! Das wird ein Leben geben, mein herzinniger, lieber Schatz. Wir wollen zeigen, was zwei Leute können, die zu derselben Fahne schwören, es ist keines Menschen Kraft zu gering, um das gewaltige Rad in Bewegung zu setzen, und die Begeisterung hat Riesenkräfte; oder weckt Riesenkräfte auch in den Frauen.

Wenn ich Dich nur ganz glücklich mache!?

Mein liebster Schatz! Berlin, den 8. Dezember 1842. Abends 6½ Uhr.

Zwei prächtige Briefe, der eine von Follen, der andere von Frau Schulz, sind eben bei mir eingelaufen. Der Morgen brachte mir einen von Dir; also welch ein Sonnenaufgang nach so langer, schwerer Dämmerung von drei Tagen. Beide Züricher Briefe schließen tausend Grüße für Dich ein, und hätte mir die Lust gefehlt, Dir dorthin zu folgen, sie wäre mir durch Follens Zuruf geworden. Die Bahn wäre nun gebrochen; jetzt heißt es, das Feld behaupten, und dazu mag mir Gott und meine Liebe verhelfen, was ja im Grunde eins ist. Follen hat Angst, ich könne ihm die freie Rennbahn ritterlichen Streites zwischen Dir und ihm versperren wollen — davor mag mich der Himmel bewahren — nur wo Streit ist, ist Leben, nur wo Leben, Fortschritt, und vor dem Rückschritt wie vor dem Frieden wird uns schon die Zukunft bewahren; nicht so, mein lieber Schatz? Also Samstag in Stettin, und wann bei mir? Lauert die Hamburger Reise immer noch wie ein Gespenst im Hintergrund? Oder gibst Du sie auf und bleibst über das Fest bei mir? Denke an vier Monat Trennung, so recht denk' daran, und dann mach' erst Deine nächsten Pläne. Du bist ein grausamer Schatz! Wenn Du aber irgend hoffen darfst, nützen zu können in jener goldaristokratischen, unfreien Stadt, dann geh' in Gottes Namen, und kehr' Dich weder an mein Verlangen, noch an Deinen leisen Wunsch, und die Götter, die Dich glücklich in jene Freiheitsruinen geleiten, werden Dich doch endlich auch in meine Arme zurückführen. Wüßte ich übrigens, wo das Zauberkraut wächst, dessen Saft die Sehnsucht nach der Geliebten bewirkt, so sehr ich Feind aller Hexenmittel und der blassen Romantik bin, ich tröpfelte Dir bei Nacht heimlich etwas davon ein, denn daß ich eine gehörige Dosis unschuldigerweise davon zu mir genommen, ist mehr als sicher. Du hattest Dir einen

Brief nach Stettin bestellt, und erhälst drei, nimm's nicht übel, mein Herzliebster. Der Toast von Walesrode macht mir Freude, hab' Dank für die Abschrift, ich möchte, die guten Leute kämen alle zu unserer Hochzeit. Follen mußt Du mir mitbringen; Dir tut er ja alles zuliebe. Was das unselige Warten auf die pfäffische Weihe betrifft, so magst Du nur glauben, daß sie mir ebenso entbehrlich für uns scheint, als Dir, aber es geht diesmal nicht anders, später wollen wir's nach eigenem Fürsehn halten, mein Herz. Was übrigens den einzelnen Firlefanzerei erscheint, kann deshalb der Menge noch nicht entzogen werden, nur sollte es jedem freistehen, seine Ehe kirchlich oder auf weltlichem Wege zu vollziehen, der Zwang ist das Abgeschmackte. Steht mir der Sinn danach, schreibe ich morgen noch einmal, geht's weder mit Laune noch mit Zeit, so wird Dir dieser Brief wohl den Freudenruf meines Herzens, der unserem Wiedersehen gilt, laut entgegentragen. Zum Lieben fehlt mir aber weder Zeit noch Stimmung. Dies eine aber halte fest, und magst es nie verlieren. Deine Emma.

Danzig, Sonnabend [wahrscheinlich den 10. Dezember 1842].

Meine liebe Emma!

Heute früh bin ich endlich in Danzig angekommen, wo ich's jedoch nur bis heute abend um 7 Uhr auszuhalten im Sinn habe. Kaum bleibt mir in einem Kaffeehaus soviel Zeit, um diese Linien Dir zu senden, die Dir melden sollen, daß ich Mittwoch mit dem letzten Eisenbahnzug, der mit der Post konkurriert, von Stettin aus in Berlin eintreffen werde. Erkundige Dich, wenn Du Lust hast, wie es sich mit dieser Geschichte verhält und erwarte mich, wenn Du Lust hast, im Bahnhofe, der, soviel ich mich erinnere, nicht sehr weit vom Schloßplatze entfernt liegt. Die See habe ich gesehen, will Dir aber nichts darüber schreiben. Ich habe nun doch eine Art Heimweh nach Dir bekommen und muß meine Reise beschleunigen.

Behüt' Dich Gott! Auf Wiedersehen. Dein Georg.

Gespenster/ von Lafcadio Hearn

as Hokkekyo erzählt von einem Buddha, der selbst die Gestalt eines Kobolds annahm, um solchen zu predigen, die nur durch einen Kobold bekehrt werden konnten. Und in eben dieser Sutra findet sich die Verheißung des Meisters: „Wenn er einsam in der Wüste weilt, werde ich Kobolde in großer Zahl dahin entsenden, ihm Gesellschaft zu leisten." Das Verblüffende dieser Verheißung wird einigermaßen modifiziert durch die Versicherung, daß auch Götter dorthin entsendet werden sollten. Aber wenn ich je ein Heiliger werden sollte, möchte ich mich wohl hüten, mich in der Wüste niederzulassen, denn ich habe japanische Kobolde gesehen, und sie haben mir durchaus nicht gefallen.

Kinjuro, der Gärtner, zeigte sie mir gestern abend. Sie waren zum Matsuri unseres Ujigami (dem Tempel unseres Sprengels) zur Stadt gekommen, und da es am Abend des Festes mancherlei kuriose Dinge zu sehen gab, machten wir uns bei Anbruch der Dunkelheit auf den Weg zum Tempel, Kinjuro mit einer angezündeten Papierlaterne, auf der mein Abzeichen gemalt war.

Es hatte am Morgen stark geschneit, aber jetzt war der Himmel und die scharfe, stille Luft diamantklar. Indem wir so auf dem festen Schnee dahinschritten, der unter unseren Füßen angenehm knirschte, kam es mir in den Sinn, zu fragen: „Sage, Kinjuro, gibt es einen Schneegott?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte Kinjuro. „Es gibt viele Götter, die ich nicht kenne, und niemand kann die Namen aller Götter kennen. Aber es gibt die Yuki-Onna, die Schneefrau."

„Und was ist die Yuki-Onna?"

„Sie ist die weiße Frau, die die Gesichter im Schnee macht. Sie tut niemandem etwas zuleide, aber sie macht die Menschen bange. Bei Tage hebt sie nur sachte den Kopf und erschreckt die einsamen Wanderer, aber bei Nacht streckt sie sich oft höher empor als die Bäume, blickt darauf eine kleine Weile um sich und fällt dann in einem Schneeschauer zu Boden."

„Wie sieht denn ihr Gesicht aus?"

„Über und über weiß, — es ist ein ungeheures Gesicht — und es ist ein einsames Gesicht."

(Das von Kinjuro angewendete Wort war samushii, dessen gewöhnliche Bedeutung „einsam" ist. Aber eigentlich wollte er wohl sagen „unheimlich.")

„Hast du sie je gesehen, Kinjuro?"

„Nein, Herr, ich selbst sah sie nie, aber mein Vater erzählte mir, daß, als er einmal in seinen Kinderjahren über den Schnee in des Nachbars Haus laufen wollte, um dort mit einem anderen kleinen Jungen zu spielen, er unterwegs ein großes, weißes Gesicht aus dem Schnee auftauchen sah, das unheimlich um sich blickte. Laut schreiend floh er heim. Alle Hausgenossen liefen hinaus, um nach

dem Gesicht zu schauen, aber es war nichts da als Schnee, und nun wußten sie daß er die Yuki-Onna gesehen hatte."

„Und sehen sie die Leute auch jetzt noch manchmal, Kinjuro?"

„Ja, die Leute, die die Pilgerfahrt nach Yabumura machen, in der Periode, die Dai-Kan heißt und die die Zeit der größten Kälte ist, bekommen sie manchmal zu sehen."

„Was ist dort in Yabumura, Kinjuro?"

„Dort ist der Yabu-jinja, der ein uralter und berühmter Tempel des Yabu-no-Tenno-San ist, — des Gottes der Erkältungen, Kaze-no-Kami. Er liegt hoch oben auf einem Hügel fast neun Ri von Matsue. Und das größte Matsuri dieses Tempels wird am zehnten und elften Tage des zweiten Monats abgehalten. Und an diesem Tage kann man gar seltsame Dinge sehen, denn jeder, der sich eine böse Erkältung zugezogen hat, betet zu der Gottheit von Yabu-jinja, sie zu kurieren und tut ein Gelübde, nackt und bloß eine Wallfahrt nach dem Tempel zu machen."

„Nackt?"

„Ja; die Pilger tragen nur Waraji (Strohsandalen) und ein kleines Tuch um die Lenden. Und eine Menge Männer und Frauen gehen nackt durch den Schnee zum Tempel, obgleich der Schnee um diese Zeit sehr tief ist. Und jeder Mann trägt als Gabe für den Tempel ein Bündel Gohei (Papierschnitzel) und ein blankes Schwert, und jede Frau einen Metallspiegel. Und im Tempel empfangen sie die Priester und vollziehen seltsame Riten. Denn nach einer alten Sitte ziehen sich die Priester an wie Kranke, legen sich nieder und stöhnen und ächzen und schlucken Tränklein, die nach chinesischen Vorschriften aus Pflanzen bereitet wurden."

„Aber sterben nicht manche Pilger an den Folgen der Kälte, Kinjuro?"

„Nein; unsere Landleute in Izumo sind abgehärtet. Überdies laufen sie so schnell, daß sie ganz warm bei dem Tempel anlangen, und vor ihrer Rückkehr ziehen sie dicke warme Kleider an. Aber manchmal sehen sie unterwegs die Yuki-Onna."

Die zum Miya führende Straße erstrahlte zu beiden Seiten im Lichtglanz einer Zeile von Papierlaternen, die mit heiligen Symbolen bedeckt waren. Der ungeheure Tempelhof war in eine Stadt fliegender Zelte, Verkaufsbuden und Schaubühnen umgewandelt worden. Trotz der Kälte war das Gedränge sehr groß. Es schien, als ob zu all den üblichen Attraktionen eines solchen Matsuri noch eine Anzahl ganz besonderer Überraschungen in Aussicht wäre. Unter den gewöhnlichen Lockmitteln vermißte ich bei diesem Feste nur das Mädchen mit dem Obi (Gürtel) aus lebendigen Schlangen, — offenbar war es für die Schlangen zu kalt geworden. Aber da wimmelte es von Wahrsagern und Spaßmachern, Akrobaten und Tänzern, — da gab es einen Mann, der Figuren aus Sand machte und eine Menagerie mit einem Emu aus Australien (neuholländischer Strauß), und ein paar ungeheure Fledermäuse von den Loo Choo-Inseln, — dressierte Fledermäuse, die allerlei Kunststücke machen konnten. Ich bezeigte den Göttern meine Ehrfurcht, kaufte einige merkwürdige Spielsachen, und dann begaben wir uns zu den Kobolden.

Man hatte sie in einem großen Gebäude untergebracht, das bei bestimmten Anlässen solchen Unternehmern überlassen wurde.

Das in kolossalen Schriftzeichen gemalte Schild „Iki-Ningyō", deutete den Charakter der Ausstellung an, denn Iki-Ningyō („Lebende Bilder") entsprechen ungefähr unserem Wachsfigurenkabinett. Aber die ebenso realistischen japanischen Schöpfungen sind aus weit billigerem Material hergestellt. Nachdem wir zwei hölzerne Billette für einen Sen gekauft hatten, traten wir durch den Vorhang und befanden uns in je einem langen, mit Buden besäumten Korridor, oder eigentlich in mattenbedeckten Gelassen, etwa in der Ausdehnung kleiner Zimmer. In jedem solchen, dem Zweck entsprechend szenisch dekorierten Raum, befand sich eine Gruppe lebensgroßer Figuren. Die Gruppe zunächst dem Eingang, — zwei Samisenspielende Männer und zwei tanzende Geishas, schien mir keine rechte raison d'être zu haben, bis ich durch Kinjuro aus dem Anschlagzettel erfuhr, eine der Figuren sei lebendig. Vergeblich spähten wir nach einem verräterischen Atemhauch oder einer sonstigen Regung. Plötzlich aber lachte einer der Männer laut auf, schüttelte den Kopf und begann zu spielen und zu singen. Die Täuschung war so vollkommen, daß man an seinen Augen hätte irre werden können.

Die übrigen Gruppen, vierundzwanzig an der Zahl, waren jede in ihrer Art von außerordentlicher Wirkung; die meisten veranschaulichten berühmte Volkssagen oder heilige Mythen: Überlieferungen von feudalem Heroismus, dessen Erinnerung jedes japanische Herz im tiefsten bewegt; Legenden kindlicher Pietät, buddhistische Mirakel und Geschichten der Kaiser waren zumeist die Themen. Manchmal jedoch war der Realismus brutal wie z. B. in einer Szene, wo eine Frauenleiche, deren Hirnschale von einem Schwerthieb zerschmettert war, in einer Blutlache lag. Für diesen grausigen Anblick wurde man nicht einmal durch die wundersame Auferstehung der Toten im anstoßenden Gelasse entschädigt, wo man sie sehen konnte, wie sie in einem Nichiren-Tempel Dankgebete an die Götter richtete und an ihrem Mörder, der sich durch eine glückliche Fügung zu gleicher Zeit an demselben Ort eingefunden hatte, das Bekehrungswerk vollbrachte.

Am Ende des Korridors hing ein schwarzer Vorhang, hinter dem Wehgeschrei ertönte. Und über dem schwarzen Vorhang war ein Plakat angebracht, mit einer Inschrift, die jedem eine Belohnung verhieß, der auf dem Wege durch die Schreckensgeheimnisse keine Furchtanwandlung verraten würde.

„Herr," sagte Kinjuro, „da drinnen sind die Kobolde."

Wir schoben den Vorhang zurück und befanden uns auf einer Art Wiese zwischen Hecken. Und hinter den Hecken sahen wir Grabstätten, — wir waren auf einem Friedhof. Da waren wirkliche Pflanzen und Bäume und Sotobas und Hakas (Grabsteine) und die Wirkung war ganz natürlich. Da überdies der Plafond sehr hoch war und durch eine sinnreiche Gruppierung der Lichter unsichtbar blieb, schien oben alles Dunkelheit. Und dies gab einem die Empfindung, in der Nacht im Freien zu sein, ein Gefühl, das durch die frostige Luft gesteigert wurde. Hie und

da konnten wir unheimliche Formen unterscheiden, zumeist von übermenschlichen Dimensionen; einige schienen an nebelhaften Orten zu warten, andere über den Gräbern zu wallen. Ganz nahe von uns, über die Hecke zur Rechten hinausragend, stand ein buddhistischer Priester, der uns den Rücken zukehrte.

„Wohl ein Yamabushi, ein Teufelaustreiber?" fragte ich Kinjuro.

„Nein", sagte Kinjuro. „Sehen Sie doch, wie groß er ist. Nein, ich glaube, es muß ein Tanuki-Bozu sein."

Der Tanuki-Bozu ist die Priestergestalt, die der Kobold-Dachs (Tanuki) annimmt, um zur Nachtzeit verspätete Reisende ins Verderben zu stürzen. Wir traten näher heran und blickten ihm ins Gesicht. Es war ein Nachtalp, — dies sein Gesicht.

„Es ist wirklich ein Tanuki-Bozu", sagte Kinjuro. „Was geruht der Herr darüber zu denken?"

Statt zu antworten, sprang ich entsetzt zurück, denn das grausige Ding hatte plötzlich über die Hecke hinausgegriffen und mich mit einem Stöhnen gepackt. Dann fiel es kreischend und schwankend zurück. Es wurde durch unsichtbare Schnüre bewegt.

„Ich glaube, Kinjuro, dies ist ein widriges, abscheuliches Ding.... Aber nun kann ich wohl nicht mehr Anspruch auf den Preis machen."

Wir lachten und gingen weiter, um einen dreiäugigen Mönch (Mitsu-me-Nyudo) anzusehen. Auch der dreiäugige Mönch lauert zur Nachtzeit dem Unbesonnenen auf. Sein Gesicht ist sanft und lächelnd wie das Antlitz Buddhas, aber er hat ein tückisches Auge an der Spitze seiner Tonsur, das man erst sehen kann, wenn es schon zu spät ist, sich gegen ihn zu wehren. Der Mitsu-me-Nyudo holte nach Kinjuro aus und erschreckte ihn fast ebenso wie mich der Tanuki-Bozu.

Dann schauten wir die Yama-Uba an, die Bergamme. Sie fängt kleine Kinder und füttert sie eine Zeitlang, um sie dann zu verschlingen. Ihrem Antlitz fehlt der Mund, aber sie hat dafür einen an ihrer Schädelspitze unter den Haaren. Diese Yama-Uba streckte ihre Hand nicht nach uns aus, weil sie mit einem niedlichen kleinen Knaben beschäftigt war, den sie gerade im Begriffe war, zu verzehren. Das Kind war um die Wirkung noch zu erhöhen, entzückend hübsch gemacht.

Dann sah ich das Gespenst einer Frau in der Luft über einem Grabe schweben. Da dies in einer kleinen Entfernung war, konnte ich es gelassener beobachten. Es hatte keine Augen. Das lange Haar hing lose herab, das Gewand wallte so leicht wie Rauch. Mir kam ein Aufsatz einer meiner Schüler in den Sinn, in dem er feststellte: „Das Eigentümlichste an ihnen ist, daß sie keine Füße haben." Dann prallte ich entsetzt zurück, denn ich sah, wie das Ding ganz lautlos, aber sehr schnell durch die Luft auf mich zusteuerte.

Unsere weitere Reise zwischen den Gräbern war eine fortgesetzte Folge ähnlicher Erlebnisse, nur etwas heiterer gestaltet durch das Gekreisch von Frauen und das Gelächter von Leuten, die, früher selbst erschreckt, sich nun an dem Schreck der anderen ergötzten.

Von den Kobolden begaben wir uns in eine kleine Theaterarena, um zwei Mädchen tanzen zu sehen. Nachdem sie eine kleine Weile getanzt hatten, zog eines der Mädchen ein Schwert heraus, hieb damit der anderen den Kopf ab, stellte ihn auf den Tisch, wo er seinen Mund öffnete und zu singen begann. All dies war sehr hübsch ausgeführt, aber ich war noch ganz im Banne der Kobolde und fragte Kinjuro:

„Kinjuro, jene Kobolde, von denen wir die Ningyos sahen, glauben jetzt noch die Leute, daß sie wirklich existieren?"

„Nein, jetzt nicht mehr," antwortete Kinjuro, „wenigstens nicht die Stadtleute, — vielleicht ist es auf dem Lande anders. Wir glauben nur an den Herrn Buddha, wir glauben an die alten Götter und wir glauben auch, daß die Toten manchmal zurückkehren, um eine Grausamkeit zu rächen oder einen Akt der Gerechtigkeit herbeizuführen, aber wir glauben nicht all das, was früher geglaubt wurde. Herr," — fügte er hinzu, als wir eben zu einer anderen seltsamen Ausstellung kamen, „es kostet nur einen Sen, zur Hölle zu fahren, wenn es dem Herrn beliebt?"

„Sehr wohl, Kinjuro," sagte ich, „zahle zwei Sen, damit wir beide in die Hölle kommen."

Und wir traten hinter den Vorhang in ein weitläufiges Gemach, das von seltsamem lauten Sausen, Klirren und Klappern widerhallte. Diese Geräusche rührten von unsichtbaren Rädern und Scheiben her, die eine Schar von Ningyos auf breiten, etwa brusthohen Wandbrettern in Bewegung setzten. Diese Ningyos waren nicht Iki-Ningyos, sondern sehr kleine Püppchen, sie veranschaulichten alle Dinge der Unterwelt.

Die erste, die ich erblickte, war Sozu-Baba, die alte Frau des Gespensterflusses, die die Kleider der Seelen fortnimmt. Die Kleider hingen auf einem Baum hinter ihr. Sie war unheimlich groß, rollte ihre grünen Augen und knirschte mit ihren langen Zähnen, während das Schauern der kleinen weißen Seelen vor ihr wie Schmetterlingsbeben war. Mehr gegen den Hintergrund zu sah man Emma Dai-O, den großen König der Hölle, grimmig nickend. Zu seiner Rechten auf ihrem Dreifuß sah man die Köpfe der Zeugen, Kaguhana und Mirume, wirbelnd auf einem Rade kreisen. Zu seiner Linken war ein Teufel damit beschäftigt, eine Seele entzwei zu sägen. Daneben sah man Darstellungen aller Torturen der Verdammten. Ein Teufel war eben im Begriffe, einem an einen Pfosten festgebundenen Lügner die Zunge auszureißen. Er tat es langsam, kunstgerecht, ruckweise, — die Zunge war schon länger als der Körper des Gequälten; — ein andrer Teufel zermalmte eine andere Seele in einem Mörser und übertönte durch das Geräusch des Stoßens das Klirren aller Maschinen. Etwas weiter weg sah man einen Mann, der lebendig von zwei Schlangen mit Frauengesichtern verschlungen wurde. Eine Schlange war weiß, die andere blau. Die weiße war seine Frau gewesen, die blaue seine Konkubine. Alle im Mittelalter in Japan bekannten Torturen wurden von Schwärmen von Teufeln kunstgerecht angewandt. Nachdem wir all das Grausige gesehen, besuchten wir die Sai-no-Kawara und sahen Jizo mit einem Kind in

seinen Armen, umringt von einer Kinderschar, die vor Teufeln mit verzerrten Gesichtern und geschwungenen Keulen zu ihm flüchteten.

Die Hölle erwies sich jedoch als furchtbar kalt und während ich mir über die Unangemessenheit der Temperatur Gedanken machte, fiel es mir ein, daß ich in den verbreiteten buddhistischen Bilderbüchern über das Jigoku nie eine Darstellung von Höllenqualen durch Kälte gesehen hatte. Der indische Buddhismus erzählt allerdings von kalten Höllen. Es gibt beispielsweise eine, wo die Lippen der Sünder so gefroren sind, daß sie nur „Ah-ta-ta!" sagen können, — weshalb die Hölle Atata genannt wird. Und man erzählt von einer andern, wo die Zunge anfriert und wo die Sünder nur „Ah-baba!" aussprechen können, weshalb sie Ababa genannt wird. Und da ist auch die Pundarika, oder große weiße Lotoshölle, wo der Anblick der von der Kälte bloßgelegten Knochen „wie das Blühen weißer Lotosblumen" ist. Kinjuro glaubt, daß es dem japanischen Buddhismus zufolge, kalte Höllen gibt, aber er weiß nichts Gewisses. Und ich zweifle, ob die Idee dieser kalten Hölle für die Japaner etwas Furchtbares haben könnte. Sie äußern allgemein eine Vorliebe für Kälte und schreiben chinesische Gedichte über die Lieblichkeit von Eis und Schnee.

Von der Hölle führt uns unser Weg zu einer Laternamagica-Vorstellung, die in einem noch größeren und noch kälteren Raum stattfindet. Eine japanische Laternamagica-Vorstellung ist fast immer in mehr als einer Hinsicht interessant, aber hauptsächlich als Illustration der außerordentlichen nationalen Fähigkeit, westliche Erfindungen dem östlichen Geschmack anzupassen. Eine japanische Laternamagica-Vorstellung ist wesentlich dramatisch. Es ist eine Handlung, in der der Dialog von unsichtbaren Personen gesprochen wird, wobei der Schauspieler und die Szenerie nur leuchtende Schatten sind. Deshalb eignen sie sich ganz besonders für alles Spukhafte und Gespenstische, und Stücke, in denen Geister figurieren, sind die allerbeliebtesten.

Da es in der Halle bitterkalt war, hielt ich nur solange aus, bis eine Vorstellung vorüber war. Ihr Inhalt war folgender:

Erste Szene: Ein schönes Bauernmädchen mit ihrer bejahrten Mutter daheim hockend. Mutter weint krampfhaft, gestikuliert verzweiflungsvoll. Aus ihren abgerissenen, von Schluchzen unterbrochenen Worten erfahren wir, daß das Mädchen dem Kami-Sama irgend eines verödeten Tempels im Gebirge als Opfer geschickt werden muß. Dieser Gott ist ein böser Gott. Einmal jährlich schießt er einen Pfeil in das Strohdach eines Bauernhauses, zum Zeichen, daß er von der Lust angewandelt ist, ein Mädchen zu — essen! Schickt man das Mädchen nicht sofort hin, vernichtet er die Saaten und das Vieh. Mutter geht weinend und wehklagend ab, ihr graues Haar raufend. Auch Jungfrau geht ab mit gesenktem Kopf und dem Ausdruck lieblicher Resignation.

Zweite Szene: Vor einer Herberge an der Straße Kirschbäume in Blüte. Herein kommen Kulis, eine große Kiste wie eine Sänfte tragend, in der man das Mädchen vermutet. Deponierung der Kiste. Mitteilung der Geschichte an geschwätzigen Wirt. Edler Samural mit zwei Schwertern tritt ein. Fragt nach dem Inhalt der Kiste.

Vernimmt Geschichte von Kulis, wiederholt von redseligem Wirt. Ausbruch unwilliger Entrüstung. Beteuert, Kami-Sama seien gut, — verzehren keine Mädchen. Bezeichnet den sogenannten Kami-Sama als einen Teufel, — bemerkt, Teufel müssen getötet werden. Befiehlt, Kiste zu öffnen. Schickt Jungfrau heim. Steigt selbst in die Kiste und befiehlt Kulis bei Todesstrafe, ihn sofort zum Tempel zu tragen.

Dritte Szene: Kulis mit Kiste nahen dem Tempel durch Nacht und Wald. Kulis voller Furcht lassen die Kiste fallen und entfliehen. Kiste bleibt im Dunkel. Verschleierte Gestalt, ganz weiß, tritt ein. Ächzt jämmerlich — stößt entsetzliches Geheul aus. In der Kiste rührt sich nichts. Gestalt schlägt den Schleier zurück und zeigt ihr Gesicht. — Ein Totenschädel mit phosphoreszierenden Augen. (Publikum stößt einstimmig den Ruf aus: „Aaaaaa!") Gestalt zeigt ihre Hände, — grausig, äffisch, mit Klauen. (Abermalige Rufe der Zuhörer „Aaaaaa"!) Gestalt nähert sich der Kiste — berührt die Kiste — öffnet die Kiste! Heraus springt edler Samurai. Kampf — Trommelwirbel wie bei einer Schlacht. Edler Samurai appliziert kunstgerecht ritterliches Jiujutsu — wirft Dämon zu Boden — trampelt triumphierend auf ihm herum — trennt ihm den Kopf vom Rumpf ab. Kopf vergrößert sich stracks — wächst zum Umfang eines Hauses — versucht den Kopf des Samurai abzubeißen. Samurai zerspaltet ihn mit seinem Schwert, Kopf rollt feuerspeiend auf den Boden und verschwindet. Finis. Exeunt omnes.

„Rinjuro," sagte ich auf unserem Heimweg, „ich habe viele japanische Geschichten gehört und gelesen von der Wiederkehr der Toten. Und auch du hast mir ja gesagt, man glaube noch immer, daß die Toten zurückkehren und weshalb; aber nach dem, was ich von dir gehört und was ich gelesen habe, ist die Rückkehr der Toten nichts Wünschenswertes. Sie kehren entweder aus Haß zurück oder aus Neid, oder weil sie aus Kummer keine Ruhe finden, — aber wo steht etwas verzeichnet von denen, deren Kommen nicht von Übel ist? Die Geschichte der Geister gleicht sicherlich der, die wir heute abend gesehen: Vieles, was schrecklich ist und vieles, was abscheulich ist und nichts, was schön und wahr wäre."

Nun, dies sagte ich nur, um ihn zu reizen, und er antwortete mir, wie ich es wünschte, indem er folgende Geschichte erzählte:

„Vor langer Zeit in den Tagen eines Daimyo, dessen Name vergessen ist, lebte in dieser alten Stadt ein junger Mann und ein Mädchen, die sich sehr liebten. Ihre Namen sind nicht bekannt, aber ihre Geschichte lebt fort. Von Geburt an waren sie verlobt gewesen und als Kinder spielten sie miteinander, denn die Eltern waren Nachbarn. Und als sie heranwuchsen, gewannen sie sich nur noch lieber.

Noch ehe der Jüngling zum Manne geworden war, starben seine Eltern, aber er durfte in den Dienst eines reichen Samurai treten, eines Offizieres von hohem Rang, der ein Freund seiner Angehörigen gewesen war. Sein Gönner faßte große Vorliebe für den Jüngling, da er ihn so höflich, gescheit und in der Übung der Waffen so anstellig fand. So hatte also der junge Mann allen Grund zu hoffen, sehr bald in eine Lebenslage zu kommen, die es ihm ermöglichen würde,

seine Verlobte heimzuführen. Aber im Norden und Osten brach Krieg aus, und ganz unversehens befahl ihm sein Herr, ihm auf das Schlachtfeld zu folgen. Ehe er fortreiste, konnte er noch das geliebte Mädchen sehen, und sie tauschten in Anwesenheit der Eltern den Treuschwur, und er versprach, so er am Leben bliebe, in einem Jahr, von diesem Tag an gerechnet, zurückzukehren, um sich mit der Geliebten zu verbinden. Nach seiner Abreise verging lange Zeit, ohne Nachricht von ihm zu bringen. Denn dazumal gab es keine Post wie heutzutage. Und dem Mädchen war so bang ums Herz, wenn sie an alles dachte, was im Krieg geschehen konnte, daß sie ganz bleich und abgezehrt wurde. Dann endlich hörte sie von ihm durch einen Boten, der von der Armee geschickt war, um dem Daimyo Nachricht zu bringen, und dann aber kam keine Nachricht mehr. Gar lang ist ein Jahr, für den, der wartet, und das Jahr verging, und er kehrte nicht zurück. Andere Jahreszeiten kamen und gingen, und noch immer kehrte er nicht zurück. So dachte sie, er sei tot. Und sie verzehrte sich vor Gram, ward immer kränker und starb und ward begraben. Ihre armen alten Eltern, die kein anderes Kind hatten, trauerten unsäglich über ihren Verlust, und es litt sie nicht länger in ihrem freudlosen Hause. So beschlossen sie, all ihre Habe zu verkaufen und sich auf das Sengaji zu begeben, — die große Wallfahrt zu den Tausend Tempeln der Nichirenſekte, deren Vollendung viele Jahre erfordert. Sie verkauften also ihr kleines Häuschen mit allem, was es enthielt, mit Ausnahme der Ahnentäfelchen und der heiligen Dinge, (die nie verkauft werden dürfen), und des Ihai ihrer Tochter. Alle diese Familienreliquien wurden, wie es üblich ist, wenn man im Begriffe steht, seinen Geburtsort zu verlassen, in dem Familientempel verwahrt. Die Familie gehörte zu der Nichirenſekte, und ihr Tempel war der Miokoji.

Doch sie waren kaum vier Tage fort, als der Jüngling, mit dem ihre Tochter verlobt gewesen war, in die Stadt zurückkehrte. Er hatte alles aufgeboten, rechtzeitig sein Versprechen einzulösen, aber die Provinzen, die er auf seiner Reise passieren mußte, befanden sich im Kriegszustand, alle Wege und Pässe waren von feindlichen Truppen besetzt, und auch mancherlei andere Zwischenfälle hatten sein Kommen verzögert. Als er die Kunde von seinem Unglück vernahm, warf der Gram ihn nieder, und er blieb tagelang starr und empfindungslos und wußte nichts von sich und der Welt. Als er wieder ein wenig genas, kam der Schmerz der Erinnerung über ihn, und er wehklagte, daß er nicht gestorben war; und er beschloß, sich auf dem Grabe seiner Braut zu töten. Sobald er sich unbemerkt fortstehlen konnte, nahm er sein Schwert und schlich sich auf den Friedhof, wo das Mädchen begraben worden war. Der Friedhof von Miokoji ist ein gar einsamer Ort. Dort fand er endlich ihr Grab, kniete davor nieder, betete und erzählte ihr flüsternd, was er nun tun wollte. Da vernahm er plötzlich ihre Stimme, die ihm sagte: „Anata!" (Du) und er fühlte ihre Hand auf seiner Hand, und als er sich umwendete, sah er sie neben sich knien, lächelnd und schön, wie er ihr Bild im Herzen trug, nur ein wenig bleicher. Da bebte sein Herz in dem sprachlosen Staunen der Freude und des Zweifels dieses Augenblicks. Aber sie sagte:

„Zweifle nicht — ich bin es wirklich — ich bin nicht tot. Es war alles ein Irrtum. Man begrub mich zu früh, und meine Eltern hielten mich für tot, und nun haben sie sich auf die lange Pilgerfahrt begeben. Aber du siehst, ich bin nicht tot — bin kein Gespenst. Ich bin es — zweifle nicht daran! Und ich habe in dein Herz geschaut und dies hat mich für alles Warten und allen Kummer entschädigt. Aber nun laß uns gleich in eine andere Stadt wandern, damit die Leute nichts davon erfahren und uns nicht mit ihrem Gerede belästigen, denn sie halten mich alle für tot."

Und sie machten sich unbemerkt auf den Weg und kamen in das Dorf Minobu in der Provinz Kai. Denn dort ist ein berühmter Tempel der Nichirensekte und das Mädchen hatte gesagt: „Ich weiß, daß meine Eltern im Verlauf ihrer Pilgerfahrt sicherlich dieses Minobu besuchen werden, so daß wenn wir uns dort niederlassen, sie uns finden und wir alle wieder vereint sein werden."

Und als sie nach Minobu kamen, sagte sie: „Lasse uns einen kleinen Laden einrichten", und sie eröffneten einen kleinen Lebensmittelladen auf dem weiten Wege, der zur heiligen Stätte führt. Und dort boten sie Kuchen und Spielzeug für Kinder feil und Nahrungsmittel für die Pilger. So verbrachten sie zwei Jahre, ihr kleines Geschäft gedieh und sie wurden durch die Geburt eines Söhnchens erfreut.

Als das Kind ein Jahr und zwei Monate geworden war, kamen die Eltern im Verlauf ihrer Pilgerfahrt nach Minobu und machten vor dem kleinen Laden Halt, um sich zu laben. Beim Anblick des Verlobten ihrer Tochter brachen sie in Tränen aus und bestürmten ihn mit Fragen. Er bat sie, ins Haus zu treten, neigte sich vor ihnen, und sie trauten ihren Ohren nicht, als er sagte: „Glaubet, es ist die lauterste Wahrheit, die ich euch sage, eure Tochter ist nicht tot — sie ist meine Frau — und wir haben ein Söhnchen — und eben jetzt hat sie sich mit ihrem Kindchen zur Ruhe gelegt. Suchet sie doch auf, ich bitte euch, und erfreuet sie mit eurem Anblick, denn sie verzehrt sich in Sehnsucht, euch wiederzusehen."

Während er sich damit beschäftigte, alles für ihr Behagen herzurichten, betraten die Eltern behutsam und leise das Wohnzimmer, — die Mutter zuerst. Sie fanden das Kind schlafend, — aber die junge Frau war nicht da. Es schien aber, als hätte sie sich eben erst entfernt, — denn ihr Kissen war noch warm. Lange warteten sie vergebens auf ihre Rückkehr, dann suchten sie sie und forschten überall nach ihr, aber sie war nirgends zu finden. Endlich fanden sie unter der Decke, die die junge Mutter und das Kind bedeckt hatte, etwas, was sie sich erinnerten, vor Jahren im Tempel Miokoji zurückgelassen zu haben, — ein kleines Sterbtäfelchen — das Ihai ihrer verstorbenen Tochter. Nun begriffen sie den Zusammenhang und es wurde ihnen alles klar." —

Ich mußte wohl sehr versonnen ausgesehen haben, als Kinjuro geendet hatte, denn der alte Mann sagte: „Dem gnädigsten Herrn kommt diese Geschichte wohl recht töricht vor?"

„Nein, Kinjuro — o nein — die Geschichte ist in meinem Herzen."

Erinnerungen an Eduard Grisebach/ von Max Liebermann

Der Dichter des „neuen Tannhäuser" war im bürgerlichen Leben kaiserlich deutscher Konsul, aber er sah weder wie ein Dichter, noch wie ein Beamter im auswärtigen Amte aus: eher hätte man einen Gelehrten in ihm vermutet. Der hochgewachsene, hagere Mann mit dem kleinen Kopfe war wohl darauf zugeschnitten, sich elegant und vornehm zu präsentieren, aber er hatte einen höheren Ehrgeiz als durch den korrekten gutsitzenden Rock den gewesenen Diplomaten herauszubeißen.

Er war überhaupt nicht ehrgeizig und ich habe nie jemanden kennen gelernt, der weniger Streber war als er.

Zwar hätte er für alle Schätze Indiens nicht seinen Dichterruhm hergegeben und die Popularität seines Tannhäusers erfüllte ihn mit höchster Freude. Seine Augen funkelten vor Wonne, wenn auf einer Soiree jemand einen Vers aus seinen Gedichten zitierte und wenn der Jemand eine Dame und die noch dazu hübsch war, so war er für den ganzen Abend glücklich.

Er war naiv wie ein Kind oder wie — ein Dichter. Allerdings war der Dichter längst in ihm gestorben, als ich Grisebach vor etwa zwanzig Jahren kennen lernte, aber die kindliche oder — was dasselbe ist — göttliche Naivität war ihm bis zum letzten Atemzuge geblieben. Er handelte stets ganz instinktiv und ich glaube, er hat sich nie in seinem Leben bei der Arbeit gequält, weder er noch sein Bruder Hans, der geniale Architekt. In beiden war derselbe Mangel an Energie, wie schon der Bau ihrer Köpfe zeigte: Beide hatten dasselbe kleine, zurückweichende Kinn, das ihnen zu dem mächtigen Schädel mit der breiten Stirne das kindliche Aussehen verlieh. Natürlich war dieser Mangel an Energie für beide Brüder von großem Nachteil gewesen: vielleicht hätten sie bei ihrer eminenten Begabung noch viel mehr leisten können. Andrerseits aber blieben sie auch davor bewahrt — was heutzutage besonders hervorgehoben zu werden verdient —, daß sie ihr Talent überspannten.

Eduard Grisebach war — wie Goethe von sich behauptete — ein Gelegenheitsdichter.

Er machte keine Gedichte, er erlebte sie und als ich ihn einst fragte, warum er keine Gedichte mehr schriebe — und ich glaube, er hat die letzten dreißig Jahre seines Lebens kaum noch einen Vers geschrieben —, antwortete er mir: „weil ich mein Leben nicht mehr erlebe." Allerdings hat er an seinen Gedichten immer wieder gefeilt und korrigiert, aber mir scheint, daß die Verbesserungen durchaus keine waren. Und als die Verse ihm nicht mehr zuflossen, begnügte er sich mit der bescheidenen Stellung des Herausgebers.

Ist das nicht die Bescheidenheit des echten Künstlers? Überhaupt war die Echtheit der Grundzug seines Talentes und seines Charakters — was vielleicht beides nur eins ist —: er gab sich, wie er war und er wollte nicht mehr sein, als er war, allerdings auch nicht weniger. Und der wäre schlecht angekommen, der es gewagt hätte, seinem berechtigten Stolze zu nahe zu treten. Jeder Vers, den er geschrieben, ist wahr und deshalb sind seine Gedichte, mögen sie auch noch so sinnlich und erotisch sein, nie unkeusch.

Die Wahrheit sichert seinen Gedichten Bestehn. Sie drücken in vollendeter Form die Gefühle der Jugend aus: was jeder von uns erlebt hat und was unsre Enkel erleben werden. Weil seine Natur sinnlich war, deshalb sind seine Verse sinnlich.

Jedes Kind weiß, daß Moral nichts mit Kunst zu tun hat, aber wenn ein Professor der Kunstgeschichte auf seinen Wandervorträgen verkündet, daß es eine Entweihung der Kunst sei, einen nackten Körper nach der Natur und vor der Natur zu malen, muß man leider derartige Binsenwahrheiten immer von neuem wiederholen. Ein Student im ersten Semester sollte wissen, was Kant bereits vor anderthalb Jahrhunderten gelehrt hatte, daß Ethik nichts mit Ästhetik zu tun habe und daß es in der Kunst nicht auf schöne Gefühle ankomme, sondern auf den Ausdruck der Gefühle. „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun," sagt Schiller und „darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt".

Die Moral des Künstlers beruht einzig und allein in Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung der Kunst gegenüber und man kann ein höchst moralischer Künstler sein, wenn man die an sich unmoralischsten Stoffe behandelt, während nichts für die Moral des Dichters bürgt, mögen seine Verse auch von den tugendhaftesten Gesinnungen überfließen.

Seiner Wahrhaftigkeitsliebe entsprang der Zorn gegen die heuchlerische Allerweltsmoral und in seinem Haß gegen sie erinnerte er mich manchmal an den alten Fontane: freilich hatte er nicht dessen liebenswürdigen Zynismus. Bezeichnend für Grisebach ist seine Vorliebe für Bürger und Grabbe, er liebte Bürgers Balladen, vor allem „des Pfarrers Tochter von Taubenheim".

Er verachtete die sogenannten „geheiligten Ansichten", die im Grunde höchst unheilige Vorurteile sind und nichts war ihm mehr zuwider als das heuchlerische,

fromme Getue. Er wollte, daß man das Kind beim rechten Namen nenne: ein Stück von China annektieren, à la bonheur! Aber nicht unter dem Vorwande, das Christentum und die Zivilisation nach China zu tragen, nach dem Lande, in dem seiner Meinung nach die reinste Religion und die höchste Kultur schon zu einer Zeit geherrscht hatten, als Deutschland noch in Barbarei gesunken war. Er hatte den Stolz, seine Meinung zu haben und er, Eduard Grisebach, zu sein: das genügte ihm. Und darin war er entschieden seinem vergötterten Idol Schopenhauer über, aus dessen Gezeter über die Philosophieprofessoren man nur zu oft den Ärger heraushört, daß er selber keiner war.

Vielleicht hatten die Götter ihm dieses schöne Selbstbewußtsein in die Wiege gelegt, als sie ihn als Sohn des berühmten Göttinger Botanikers auf die Welt kommen ließen. Sein Vater war ein Duzbruder Bismarcks, der den blutjungen, damals schwerkranken Referendar der preußischen Gesandtschaft in Florenz überwies, weil der große Chirurg Langenbeck, der Grisebachs Oheim war, ihm einen längeren Aufenthalt in Italien zur Herstellung seiner Gesundheit verordnet hatte. Wenn er sich nun aus solch einer Kinderstube heraus vielleicht leichter als „auch einer" fühlte, so lag doch andrerseits die Gefahr nahe, daß ihn der Glanz seiner Umgebung blenden würde. Aber weder Uniform, noch Ordensstern und Titel hatten den geringsten Reiz für ihn. Er liebte und schätzte die Unabhängigkeit. Er wollte nach seiner Fasson selig werden. Er quittierte den Staatsdienst, um aus der Landeskirche zu treten, denn er wollte nicht etwas zu glauben scheinen, was er nicht glaubte.

Diese Wahrheitsliebe machte ihn auch zu dem unübertroffenen Herausgeber von Schopenhauer; er wollte den Autor unverfälscht und unverwässert zu Worte kommen lassen und mit hingebendster Liebe und pietätvollstem Fleiße arbeitete er auf der königlichen Bibliothek, verglich die Handschriften mit den Drucken und wieder die verschiedensten Editionen miteinander, bis er den Text in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt zu haben glaubte.

Aber offen und vor aller Welt gestand er auch sein Unrecht ein, wenn er sich geirrt hatte oder wenn er im Laufe der Jahre zu einer andren Überzeugung gekommen war. In einem seiner Bücher über deutsche Literatur hatte er sich nicht grade liebevoll über Heine geäußert, vielleicht angesteckt von den chauvinistischen Ideen, die nach dem Kriege in Deutschland herrschten, vielleicht auch, weil Grisebach zu jener Zeit viel mit Herrig verkehrte und unter dem Einflusse von dessen „teutschen" Gesinnungen war. 1891 erschien „das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung", worin er über Heine mit Scherers Worten endigt: „Und so wird man die Namen Goethe und Heine immer nebeneinander aussprechen müssen, wenn es sich um deutsche Lyrik handelt." Und er schließt: „was endlich nach Heine in deutscher Dichtung hervorgetreten ist, lehnt sich vielfach an ihn an. An erster Stelle wäre zu gedenken ..... sowie Eduard Grisebach, der Verfasser des „neuen Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom".

Man hätte vermuten können, daß ein so geistreicher Mann, der wie wenige durch

seinen Beruf in der Welt herumgekommen war von Mailand nach Bukareſt, von Petersburg nach Haiti, ein glänzender Erzähler geweſen wäre. Aber er wollte nicht durch ſeinen Geiſt glänzen, dazu war er zu gebildet. Er war kein „Blender" und man mußte ihn ſchon näher kennen lernen, um zu merken, was für ein Kerl in ihm ſteckte.

Erſt als Fünfziger hatte er ſich verheiratet und das Heranwachſen ſeines Sohnes war ihm höchſte Freude. In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte er ſich zu der Fontaneſchen Philoſophie, ſich zu beſcheiden, durchgerungen und deren Weisheits-Schluß darin beſteht: bei Joſty zu ſitzen, im Tiergarten zu ſpazieren und die kleinen Mädchen mit dem Mozartzopfe anzugucken.

Der Tod iſt ihm als Freund genaht: während des Abendeſſens iſt er, umgeben von den Seinen, plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit zuſammengebrochen.

Er hatte ſich in ſeinem letzten Willen jede kirchliche Feier an ſeinem Sarge verbeten.

Er wollte „kein pfäffiſches Geleite". Seine Leiche ſollte verbrannt werden.

„Laßt in reiner Flamme uns verlodern
Nicht in blutgetränkter Erde uns vermodern,
Flammen brachten Buddha einſt zur Ruh.
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht
Eilen wir Nirwana zu."

Die Mechanik des Geistes/ von Max Verworn

„Πολλα τα δεινα κ'ουδεν ἀνθρωπου δεινοτερον πελει"

So singt der alte Dichter, und er hat Recht. Was gäbe es Gewaltigeres im Kosmos als des Menschen Geist? Gewaltig, nicht wie der himmelragende Fels oder das unermeßliche Meer durch seine massive Brutalität, gewaltig und furchtbar durch die unendliche Feinheit seiner Kombination. Diese Feinheit ist seine Macht, und welche entsetzliche Macht! In prometheischer Furchtlosigkeit raubt er den alten Göttern ihr Werk! Er hat die Elemente gebändigt! Er hat den Blitz vom Himmel geholt und in seinen Dienst geknechtet. Er hat des Feuers Gewalt zu seiner Sklavin gemacht. Er hat das Wasser zur Fronarbeit gezwungen. Er hat der alten Erde die ängstlich gehüteten Schätze entrissen. Kennt er denn Schranken? Man hat ihm mit mächtiger Stimme ein Halt zugerufen, man hat ihm ein Reich gezeigt, in dem ein ewiges „Ignorabimus" herrscht. Es kümmert ihn nicht. Unbeirrt geht er weiter. Ganz recht! Er kennt nur eine Schranke, eine einzige, eiserne, unbeugsame Gesetzmäßigkeit, sein eigenes Gesetz, das er im Kosmos wiederfindet, denn er ist selbst Geist von jenem Geist. Aus dieser einen Gesetzmäßigkeit schöpft er seine furchtbare Macht. Wer auf ein „Ignorabimus" stößt, der hat eine falsche Frage gestellt.

Ich setze mir vor, vom menschlichen Geiste zu sprechen, als Physiologe in physiologischer Weise. Es mag niedrig erscheinen, wenn man etwas Hohes zerpflückt, wie der Physiologe es tut, aber es ist in Wahrheit nichts Kleines, es ist die Methode, durch die der menschliche Geist selbst groß und mächtig geworden ist, die Methode der wissenschaftlichen Analyse. Man muß die komplexen Dinge bis in ihre letzten Elemente zerlegen, wenn man sie ganz verstehen will. Aber nicht genug, man muß ihre Teile messen und zählen. Erst wenn das geschehen ist, kann man den Komplex synthetisch rekonstruieren und in mathematischer Form zum Ausdruck bringen. Der mathematische Ausdruck ist die vollkommenste Darstellungsmethode moderner Wissenschaft und überall ihr letztes Ziel.

Aber läßt uns dieses Rüstzeug nicht bei der Erforschung der geistigen Tätigkeit völlig im Stich? Wer will sich vermessen, die feinen Gedankenwege des Goetheschen Genius, die gewaltigen Leidenschaften der Shakespeareschen Muse, den Adlerflug Napoleonischer Pläne in trockenen Zahlen und Kurven zum Ausdruck zu bringen? Würde er nicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, und müßte er nicht fürchten, die spöttische Kritik des Mephistopheles über sich herauszufordern:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in der Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band."

Dennoch hat die wissenschaftliche Forschung sich nicht abschrecken lassen, auch auf

die geistigen Vorgänge die mathematische Darstellungsweise mit Maß und Zahl anzuwenden und zwar mit wertvollem Erfolg.

Es war ein glücklicher Augenblick, als der bekannte Astronom Bessel 1814 bei seinen Bestimmungen der Durchgangszeit eines Sternes durch das Gesichtsfeld des Fernrohres die Tatsache fand, daß die Angaben zweier verschiedener Beobachter stets um eine konstante Zeit voneinander abweichen. Diese merkwürdige Tatsache führte zur Entdeckung der bei verschiedenen Personen verschieden langen Reaktionszeit, die zwischen dem Moment eines Sinnesreizes und der darauf folgenden Reaktion vergeht und wurde der Ausgangspunkt für die zahlenmäßige Messung des zeitlichen Ablaufs von psychischen Vorgängen. Es war dann weiter ein nicht minder wichtiger Schritt, als Ernst Heinrich Weber 15 Jahre später die mathematische Beziehung zwischen der Intensität eines Reizes und der durch ihn hervorgerufenen Empfindung ermittelte. So war in der Tat ein großes Gebiet geistiger Vorgänge, wenn auch zunächst nur einfacher Art, der zahlenmäßigen Erforschung erschlossen und Theodor Fechner konnte wenige Jahrzehnte später bereits ein großes Lehrgebäude der Psychophysik auf dieser Grundlage errichten. Seitdem haben die psychophysiologischen Untersuchungen eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Die Schulen von Wundt, Ebbinghaus, Elias, Müller, Mosso, Münsterberg und vielen anderen haben eine Fülle von wertvollen Erfahrungen über die mathematischen Gesetzmäßigkeiten im Ablauf geistiger Vorgänge geliefert. Alle größeren Universitäten haben heute eigene Laboratorien für diese Untersuchungen, die nicht bloß ein rein theoretisches Interesse, sondern eine tief in das praktische Leben einschneidende Bedeutung besitzen. In der Tat, es wäre von unabsehbaren Folgen, wenn es gelänge, ein absolutes Maß für die geistige Arbeit zu gewinnen, wenn es möglich wäre, die geistigen Leistungen der Menschen zu messen wie die Temperatur mit dem Thermometer oder wie die Elektrizität nach Ampères und Volts. Die Zuverlässigkeit unserer Menschenkenntnis stände auf einem ganz anderen Niveau, unser Examenwesen gewänne einen anderen Charakter. Aber davon sind wir weit entfernt, weil das, was wir als geistige Arbeit bezeichnen, ein wunderbar kompliziertes Ding ist. Um den geistigen Arbeitswert eines Menschen in einer mathematischen Formel auszudrücken, wäre eine gewaltige Menge von einzelnen Werten erst experimentell zu bestimmen, darunter Faktoren, die vorläufig jeder exakten Ausmessung spotten. Dennoch hat man auch hier schon die ersten Schritte getan.

Die ungemein interessanten Versuche des Münchener Psychiaters Kräplin haben für einfachere geistige Leistungen bereits zahlenmäßig darstellbare Gesetzmäßigkeiten ergeben. Kräplins Methode ist sehr einfach. Er stellt den Versuchspersonen z. B. Rechenaufgaben, indem er sie ohne Unterbrechung zum Teil stundenlang in eigens dazu gedruckten Heften Zahlen addieren läßt. Nach je 5 Minuten gibt ein Glockensignal den Versuchspersonen das Zeichen, den jeweiligen Stand ihrer Rechenaufgabe durch einen Strich unter der zuletzt addierten Zahl zu markieren. So kann man die Leistung in einer bestimmten Zeit und ihre Veränderung im weiteren

Verlaufe verfolgen. In anderen Versuchsreihen werden andere geistige Operationen geprüft. Dabei haben sich einige praktisch höchst wichtige Tatsachen ergeben.

Abgesehen von ganz enormen individuellen Unterschieden weist die Methode bei ein und derselben Person zahlenmäßig den Einfluß der Übung, der Ermüdung, der Erholung, der Zerstreuung, der Nahrungsaufnahme und vieler anderer Faktoren auf die geistige Arbeit nach, deren Kenntnis, bei jedem, der geistige Arbeit verrichtet, das größte Interesse verdient. Wer viel geistig arbeiten muß, will wissen, wie er seine Arbeit am zweckmäßigsten einrichten soll. Da geben diese Untersuchungen eine Menge Anhaltspunkte. Die Zeit der größten geistigen Leistungsfähigkeit am Tage liegt zweifellos morgens, nach erquickendem Schlaf. Reichliche Mahlzeiten setzen für einige Stunden die Leistungsfähigkeit herab. Daher ist es vorteilhaft, die Stunden nach der Mittagsmahlzeit zur Ruhe zu verwenden und die zweite und leichtere Hälfte der Tagesarbeit erst nach dieser Pause zu beginnen. Bei andauernder Anstrengung der geistigen Konzentration macht sich sehr bald eine Ermüdung bemerkbar, die eine Erholung erfordert. An 12jährigen Schülern hat Burgerstein schon nach viertelstündig-ununterbrochener Aufmerksamkeit die ersten Zeichen der Ermüdung bemerkt. Nach diesen Erfahrungen würde die heutige Methode des Schulunterrichts, wenn sie das erreichen könnte, was sie beabsichtigt, den jugendlichen Geist ganz zweifellos durch Überanstrengung zugrunde richten. Aber, bemerkt Kräplin humorvoll dazu: „Zum Heile für unsere heranwachsende Jugend hat die gütige Natur ihr ein Sicherheitsventil gegeben, dessen Wert nicht hoch genug gepriesen werden kann — das ist die Unaufmerksamkeit." In den Momenten der Unaufmerksamkeit erholt sich der Geist. Auch der Geist des Erwachsenen hat eine sehr begrenzte Leistungsdauer, wenn er auch nicht so schnell ermüdet wie der kindliche Geist. Der Wert der Arbeit leidet unter der Dauer. Darwin arbeitete nie mehr als zwei Stunden in einer Sitzung, und seine Arbeit hat genügt, die gesamte geistige Welt zu erschüttern.

Ich möchte diese Betrachtungen nicht weiter ausspinnen. Alle diese Untersuchungen haben gezeigt, wie es möglich ist, auch das Getriebe der geistigen Arbeit rechnend und messend zu behandeln. Aber machen wir uns klar, was wir auf diesem Wege erreichen. Wir stellen eine Reihe von äußerlichen Gesetzmäßigkeiten fest, die den Ablauf von geistigen Vorgängen beherrschen. Das ist zwar schon viel, aber wir wollen noch mehr. Wir wollen tiefer in die Grundlagen der geistigen Vorgänge eindringen. Offen gesagt, wir möchten gern wissen, was für Prozesse es sind, die sich bei geistiger Tätigkeit im Gehirne abspielen.

Das ist ein kühner Wunsch und es ist keine Frage, daß wir seine volle Erfüllung nicht mehr erleben werden. Aber der menschliche Geist ist kühn. Er stellt sich hohe Aufgaben und läßt nicht ab, wenn er weiß, daß eine Möglichkeit existiert, und sei es erst nach Jahrtausenden mühsamer Arbeit, das Ziel einmal zu erreichen. Vor den Problemen der Wissenschaft schwindet die kurze Spanne des individuellen Lebens. Die Wissenschaft schätzt die einzelne Person nicht so hoch wie der kurzlebige Mensch, sie vergißt den Namen und kennt nur die Leistung als Glied in der unend-

lichen Entwicklungskette des menschlichen Geistes. Wehe dem eitlen Forscher, der das übersieht! So ist auch der Weg zu unserm Ziele unabsehbar lang, mühselig, dornenvoll. Nur auf den größten Umwegen, die scheinbar weit abführen vom Ziel, bringt er uns schrittweise näher. An eine mathematische Behandlung dieses Problems ist vorläufig gar nicht zu denken. Aber es wäre auch verkehrt, wenn man glauben wollte, daß nur das ein Objekt wissenschaftlicher Forschung sein dürfe, was mathematisch behandelt werden kann. Das wäre sehr kurzsichtig geurteilt und hieße den Zweig, auf dem man sitzt, selbst absägen. Was wäre die heutige Naturwissenschaft, wenn man alles herausnähme, was ohne Mathematik gefunden ist! Sie würde der mathematischen Behandlung keine Objekte mehr bieten. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die wertvollsten Erkenntnisse, vor allem die grundlegenden Anschauungen, die ein Gebiet der Naturwissenschaft aufhellen, in der Regel nicht auf mathematischem Wege gefunden werden. Besonders in der Biologie ermitteln wir die wesentlichen Tatsachen fast immer nur durch kritische Beobachtung und Experiment. Erst wenn eine Gesetzmäßigkeit qualitativ erkannt ist, können wir bisweilen daran denken, sie auf die prägnanteste Weise, d. h. mathematisch zu formulieren. Die Mathematik ist viel weniger eine ideale Forschungs- als eine ideale Ausdrucksmethode, und wir dürfen ihren Wert für die Forschung nicht überschätzen.

Daß grade das Gehirn auf das Engste mit den geistigen Vorgängen verknüpft ist, war schon den Alten bekannt. Zwar galt ursprünglich das Herz oder das Zwerchfell als Sitz der Seele und selbst bei Aristoteles, der das Gehirn lediglich als eine Kühlvorrichtung betrachtete, begegnen wir noch einmal einem Rückfall in die alte homerische Anschauung. Aber die Väter der empirischen Medizin, Hippokrates und Galen, die ihre Kenntnisse nicht aus Spekulationen schöpften, sondern aus Beobachtung und Experiment, wußten ganz genau, daß die geistigen Leistungen an das Gehirn gebunden sind. Trotzdem hat es mehr als zwei Jahrtausende gedauert, bis man etwas feiner zu differenzieren begann. Ich übergehe die aus dem Dogma von der Einheit der Seele entsprungene Idee des Descartes, daß die Seele in dem einzigen unpaarigen Teile des Gehirns, in der Zirbeldrüse ihren Sitz habe. Der Erste, der den Gedanken begründete, daß die Großhirnrinde der eigentliche Sitz der geistigen Funktionen sei, war ein Mann, der viel geschmäht worden ist und dessen allerdings sehr verschiedenartigen Leistungen erst die neuere Zeit gerechter zu werden beginnt, es war Gall, der Schöpfer der Phrenologie. Der wissenschaftliche Kern der Gallschen Lehre, die Behauptung, daß die Großhirnrinde der Gehirnteil sei, der aufs engste mit den geistigen Vorgängen verknüpft ist, und daß die verschiedenen Teile der Großhirnrinde zu ganz verschiedenen geistigen Funktionen in Beziehung stehen, hat sich, wenn auch in einer von seinen speziellen Ideen abweichenden Form doch glänzend bestätigt. Das physiologische Experiment am Tier hat unter wechselvollen Kämpfen um die Deutung seiner Ergebnisse hier den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Prüfung der Frage

gelegt, aber erst die klinische Erfahrung am Menschen konnte auf dieser Grundlage den gesicherten Nachweis erbringen. Der Kliniker allein ist ja in der Lage, Experimente am Menschen zu sehen, die niemand anders als die Natur selbst ungestraft anstellen darf. Und die klinische Beobachtung von lokalisierten Rindenverletzungen und Rindenerkrankungen des Großhirns hat uns gezeigt, daß in ganz gesetzmäßiger Weise mit der Schädigung oder Zerstörung bestimmter Rindenpartien auch ganz bestimmte Geistesfunktionen verschwinden. Wird ein bestimmtes Gebiet der Rinde des Hinterhauptlappens zerstört, so tritt die Erscheinung der Seelenblindheit auf. Die Patienten vermögen ihre Gesichtseindrücke nicht mehr zu deuten. Bekannte Gegenstände, bekannte Personen werden nicht mehr durch den Gesichtssinn erkannt. Dagegen können andere Sinneswege, das Tastgefühl, das Gehör usf. ihr Erkennen vermitteln. Bei Zerstörung anderer Partien der Großhirnoberfläche fallen andere geistige Vorgänge aus: die Fähigkeit, Gehörs- oder Tasteindrücke zu deuten, die Fähigkeit zu sprechen, willkürliche Bewegungen mit einzelnen Körperteilen auszuführen und anderes mehr. Kurz, die Gesamtheit der physiologischen und klinischen Erfahrungen hat ergeben, daß auf der Großhirnrinde Felder lokalisiert sind, die mit den bewußten Empfindungen aller Sinnesgebiete und mit den willkürlichen Bewegungen aller Körperteile in untrennbarer Beziehung stehen und deren intakte Verbindung untereinander allein den normalen Ablauf unserer Assoziationen von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen, kurz unseres geistigen Lebens bedingt. Das alles sind heute bekannte Tatsachen und es ist klar, daß unter diesen Umständen die feinere Erforschung des Gehirns für die Analyse der geistigen Vorgänge die allergrößte Bedeutung besitzt. Damit werden wir auf einen Weg gewiesen, der von einer ganz anderen Seite in das Studium der geistigen Vorgänge führt als der Weg des psychologischen Experiments. Es fragt sich nur: wie wird dieser Weg gangbar?

Die anatomische Forschung ist hier wie immer der physiologischen als unentbehrliche Führerin vorangegangen und man muß sagen, daß besonders die mikroskopische Methode auf diesem Gebiete Staunenswertes geleistet hat. Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wußte man bereits, daß das Gehirn sowie das ganze zentrale Nervensystem im wesentlichen aus zwei Arten von mikroskopischen Strukturbestandteilen aufgebaut ist, aus Ganglienzellen und Nervenfasern. Aber die ungeheuren Massen von Zellen und Fasern erschienen so innig verfilzt, daß man es als völlig aussichtslos ansehen mußte, das unabsehbare Gewirr jemals zu lösen. Und dennoch hat die Anatomie diese mikroskopische Riesenaufgabe bewältigt. Sie hat uns durch unsagbar mühevolle Untersuchungen gezeigt, daß das gesamte Nervensystem einen wunderbar fein geordneten Bau von Ganglienzellen und Nervenfasern vorstellt, die in gesetzmäßiger Weise untereinander verknüpft sind. Freilich harren auch hier im einzelnen noch viele Fragen der Antwort — aber wir wissen doch jetzt in den wesentlichen Zügen, wie die einzelnen Felder der Großhirnrinde mit den Sinnesorganen und mit den Muskeln, wie sie untereinander und mit dem Rückenmark in bestimmten

Verbindungen stehen, wir kennen den Verlauf der Nervenfasern zwischen allen wichtigeren Gruppen von Ganglienzellen, und wenn ein Reiz durch ein Sinnesorgan eine Empfindung hervorruft oder wenn ein Willensimpuls zu einer Muskeltätigkeit führt, so steht vor unseren geistigen Augen ein ganz bestimmtes Bild von Nervenbahnen und Ganglienzellstationen, auf denen der Vorgang sich abspielt. So hat die anatomische Forschung der physiologischen ihre Grundlage geschaffen.

Hier ist der Punkt, wo das Problem den Gipfel des Interesses erreicht, denn hier tritt jedem die Frage auf die Lippen: Was passiert nun in der Nervenfaser, was geht in der Ganglienzelle vor, wenn eine Empfindung entsteht? Und gerade hier, wo die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hat, wo die Lösung des Problems fast greifbar vor unseren Augen zu liegen scheint, bricht wie in einem spannenden Roman plötzlich der schnell fortschreitende Gang der Erfahrungen ab und knüpft an ein scheinbar weit abgelegenes Thema an. Auf vielverschlungenen Wegen muß die physiologische Forschung wandeln, bis sie wie der tapfere Ritter in den Abenteuer-Geschichten des Mittelalters endlich wieder das Ziel etwas näher vor Augen erblickt.

Was geht vor in Ganglienzelle und Nerv?

Beim Nerven sind wir verhältnismäßig günstig daran. Der Nerv ist physiologisch dem Experiment direkt zugänglich und so wissen wir denn seit alter Zeit, daß er der Leitung nervöser Vorgänge dient.

Ganz anders steht die Sache bei der Ganglienzelle. Die Ganglienzelle liegt unzugänglich versteckt und geborgen im Inneren der Centra. Man kann sie nicht aus ihrem intakten Zusammenhange herausnehmen, um mit ihr zu experimentieren und man kann sie nicht lebendig, wie ein Bakterium oder Infusorium unter das Mikroskop legen, um sie zu beobachten. Aus ihrem Verbande gelöst, geht sie augenblicklich zugrunde. Was ist da zu tun?

Noch vor einem Jahrzehnt schien gar keine Möglichkeit zu bestehen, in die Geheimnisse einer Ganglienzelle einzudringen. Inzwischen hat sich das etwas geändert. Die erste Hilfe kam hier von der allgemeinen Zellphysiologie.

Als die Bedeutung einer tieferen Erforschung des Zellebens für die Behandlung der physiologischen Probleme vor kaum zwei Jahrzehnten zum ersten Male mit Nachdruck betont wurde, da fanden diese Stimmen auf Seiten der zünftigen Fachphysiologie nur wenig Verständnis. Man sah nicht das Ziel, man sah nur das zufällige Objekt dieser Studien, und das lag vielfach weit ab vom traditionellen Gedankenkreise der Physiologie. Die heiligen Tiere der Physiologie, an die sich der Überlieferung gemäß jeder Versuch anklammern mußte, waren sehr begrenzt an der Zahl. Was über den Hund, das Kaninchen, das Meerschweinchen und den Frosch hinausging, galt nicht mehr als Physiologie. Soweit ging die Beschränkung in der Lehre vom Leben! Bei dieser Sachlage mußte es Kopfschütteln erwecken, wenn ein Physiologe an den niedrigsten einzelligen Organismen, an Infusorien und Rhizopoden experimentierte. Das war ja Zoologie! Von dem

vergleichend-physiologischen Denken der klassischen Zeit des großen Johannes Müller war nichts mehr geblieben. Und doch mußten für jeden weiterblickenden Sinn die einzelligen Organismen zur Erforschung der physiologischen Probleme des Zellebens in vielen Fällen die günstigsten Versuchsobjekte liefern, da sie ja im Gegensatz zu den Gewebezellen ohne besondere Vorkehrungen beim Versuch unter normalen Lebensbedingungen gehalten werden können. Das machte zwar das Studium der Gewebezellen nicht überflüssig, aber es gab ihm die notwendige Ergänzung. In der Tat hat denn auch durch dieses vergleichende Studium der allgemeinen Vorgänge des Zellebens die heutige Physiologie einen ganz anderen Gesichtskreis gewonnen. Es ist der große, unschätzbare Nutzen der allgemeinen Zellphysiologie, daß sie für die Erforschung jedes speziellen physiologischen Problems immer die erste und grundlegende Orientierung gibt, denn überall, wo wir auch Lebenserscheinungen sehen, überall sind sie an Zellen gebunden.

So bietet uns die allgemeine Zellphysiologie auch die Hand zur ersten Einführung in das Lebensgetriebe der Ganglienzelle, und der Umweg, auf dem wir hier wieder zu unserem Problem zurückkehren, hat sich gelohnt. Auf Grund unserer allgemeinen Erfahrungen über die Lebensprozesse in der Zelle, über ihre Abhängigkeit von den Lebensbedingungen und über die Wirkungen der Reize können wir uns jetzt ein allgemeines Bild machen vom Leben in der Ganglienzelle.

Wir wissen, daß die Ganglienzelle ihren Stoffwechsel hat wie jede Zelle, indem ihre lebendige Substanz sich fortwährend zersetzt und regeneriert. Im ungestörten Zustande der Zelle halten sich diese Zerfalls- oder Dissimilations- und diese Aufbau- oder Assimilationsprozesse das Gleichgewicht. Die Assimilation ergänzt mit Hilfe der durch das Blut und die Lymphe zugeführten Nahrungsstoffe alles, was durch den dissimilatorischen Zerfall an lebendiger Substanz verloren geht. So besteht ein ununterbrochener Wechsel der Stoffe und im ungestörten Zustande decken sich Ausgaben und Einnahmen der Zelle. Anders wird das, wenn Reize von außen her auf die Zelle einwirken. Dann wird das Stoffwechselgleichgewicht in der Zelle gestört. Das kann in sehr verschiedener Weise geschehen. Bei allen kurz dauernden Reizen, wie sie im normalen Lebensgetriebe des Organismus die Hauptrolle spielen, handelt es sich aber immer nur um quantitative Veränderungen des Stoffwechsels. So kann z. B. ein Reiz die dissimilatorischen Prozesse steigern, sodaß mehr lebendige Substanz sich zersetzt, als durch die Assimilation neu gebildet wird. Dann haben wir eine dissimilatorische Erregung. Oder ein Reiz kann die assimilatorischen Prozesse herabsetzen, dann haben wir eine assimilatorische Lähmung. Jede Phase des Stoffwechsels, jedes Glied dieser Kette von chemischen Prozessen kann erregt oder gelähmt werden. Daraus resultieren mannigfaltige Störungen des Stoffwechsels. Aber die einzelnen Glieder des Stoffwechselchemismus hängen auf das innigste untereinander zusammen. Wie in einem komplizierten Uhrwerk, wo ein Rad in das andere greift, beeinflußt die Störung eines einzelnen Gliedes gleich das ganze Getriebe. In dieser Hinsicht ist namentlich die Abhängigkeit der

beiden Stoffwechselphasen, der Assimilation und der Dissimilation von einander bedeutsam. Es besteht zwischen beiden ein kompensatorisches Verhältnis. Hat z. B. ein Reiz die dissimilatorische Zersetzung gesteigert, so steigt von selbst auch die Assimilation und wenn der Reiz aufgehört hat zu wirken, so überwiegt die Assimilation so lange, bis aller Stoffverlust wieder gedeckt ist. Dann ist das ursprüngliche Stoffwechselgleichgewicht wiederhergestellt. Diese Selbstregulierung des Stoffwechsels, die auf den Gesetzen der chemischen Gleichgewichtszustände beruht, ist eine ungemein wichtige physiologische Einrichtung, denn sie besorgt die Erholung nach andauernder Anstrengung immer von selbst.

Das alles sind Kenntnisse über die Vorgänge in der Ganglienzelle, die wir ohne weiteres aus den Erfahrungen der allgemeinen Zellphysiologie schöpfen können. Aber wir sind nicht damit zufrieden. Wir wollen die eigentümlichen Vorgänge in der Ganglienzelle studieren. Wir wollen uns nicht bloß mit diesen allgemeinen Vorstellungen begnügen, wir wollen tiefer in das spezielle Getriebe des zentralen Nervensystems blicken.

Wenn es nicht möglich ist, die Ganglienzellen aus ihrem Zusammenhang herauszulösen, dann müssen wir ihr Leben innerhalb ihres Verbandes untersuchen. Das Unternehmen ist zwar schwierig, aber es geht. Allerdings müssen wir vorläufig bescheiden sein. Die Physiologie geht nur langsam und schrittweise vor. Wir dürfen nicht gleich zu viel verlangen. Wir werden zufrieden sein, wenn wir, anstatt die Vorgänge in den Rindenzellen eines genialen Denkers sichtbar zu machen, vorläufig nur die Prozesse im Rückenmark eines Frosches ermitteln.

Es ist ein altes, bewährtes Prinzip der Naturforschung, einen Vorgang, den sie untersuchen will, zunächst in seiner einfachsten Form zu studieren. Wissen wir erst, was in den einfachen Zentren des Rückenmarks vorgeht, so kennen wir auch das wesentliche Prinzip des Geschehens in den komplizierten Zentren des Gehirns. Das geeignetste Versuchsobjekt aber ist in diesem Falle der Kaltblüter, weil seine Centra viel widerstandsfähiger sind als die äußerst hinfälligen Centra der warmblütigen Tiere und daher selbst lange dauernde Versuchsreihen sehr gut vertragen. Wie in allen Zellen unseres Körpers, so wird auch in den Ganglienzellen der Stoffwechsel unterhalten durch die Zirkulation des Blut- und Lymphstromes. Das Blut führt den Zellen die Nahrungsstoffe zu, die sie brauchen, und das Blut spült die Produkte ihres Stoffwechsels wieder hinweg. Damit ist der Weg gegeben, auf dem wir an das Leben der Rückenmarkszellen herankommen können. Wenn es gelingt, auf diesem Wege die Zellen unter beliebige Lebensbedingungen zu setzen, wie es das Experiment erfordert, dann haben wir die größte Schwierigkeit überwunden. Und das gelingt.

Man kann das Blut verdrängen durch gewisse Salzlösungen, die an sich nahezu indifferent sind, und kann, wenn man will, diesen Lösungen verschiedene Stoffe, vor allem einzelne Nährmaterialien hinzufügen, um ihre Bedeutung für das Leben der Ganglienzellen zu prüfen. So erhält man Tiere, in deren Adern statt Blut eine künstliche Salzlösung fließt, die ein künstliches Pumpwerk an Stelle des

Herzens im Rhythmus des Pulses durch alle Organe hindurchtreibt. Damit eröffnet sich ein weites Feld der experimentellen Erforschung der Centra, denn es ist klar, daß man nun durch planmäßige Zufuhr geeigneter Stoffe den Stoffwechsel der Centra auf diesem Wege experimentell analysieren kann. Freilich verlangen solche Versuche die vorsichtigste Kritik zur Vermeidung von Fehlerquellen, die auf Schritt und Tritt sich eröffnen.

Bei diesen Untersuchungen hat sich sehr bald ein Faktum ergeben, das in erster Linie das gesamte Lebensgetriebe der Ganglienzelle beherrscht, das ist ihre geradezu sklavische Abhängigkeit vom Sauerstoff. Man kann nach den bis heute vorliegenden Ergebnissen sagen, daß fast jedes Ereignis im Leben der Ganglienzelle immer unmittelbar den Sauerstoffwechsel betrifft. Ununterbrochen verbraucht die Ganglienzelle Sauerstoff zur Oxydation von organischen Stoffen. Damit unterhält sie ihr Leben. Aber während sie an organischem Material einen unter physiologischen Bedingungen unerschöpflichen Reservevorrat besitzt, ist ihr Sauerstoffvorrat nur klein, um so kleiner, je höher die Temperatur ist, unter der das Tier lebt. Bei den Warmblütern ist daher der Sauerstoffvorrat in den Ganglienzellen besonders gering. Warmblüter ersticken bei Sauerstoffabschluß sehr schnell, Kaltblüter bleiben lange am Leben. Beim Warmblüter treten bereits wenige Sekunden nach Sauerstoffabschluß die ersten Störungen im Leben der Centra ein. Bald folgen starke Erregungs- und Lähmungserscheinungen. Das Bewußtsein schwindet. Krämpfe schütteln den Körper.

Besonders deutlich zeigt sich der Sauerstoffverbrauch der Centra, wenn sie durch dissimilatorisch erregende Reizimpulse zu stärkerer Tätigkeit angeregt werden. Jeder Impuls ruft in der Ganglienzelle eine kleine Entladung hervor, die den Sauerstoffvorrat vermindert. Schaltet man die Centra von der Zirkulation vollständig aus und läßt man sie andauernd arbeiten, so kann man hier die Erscheinungen der Ermüdung und Erschöpfung gewissermaßen in konzentriertester Form und kürzester Zeit zur Entwicklung bringen. Die Leistungen der Ganglienzelle werden immer geringer und bald vermögen selbst die stärksten Reize keine Entladung mehr in ihr zu erzeugen. Die Ganglienzelle ist arbeitslahm. Eine Analyse dieser Arbeitslähmung hat uns ganz analog wie beim Muskel zwei Komponenten ergeben, die Ermüdung, eine Lähmung durch Anhäufung von Stoffwechselprodukten und die Erschöpfung, eine Lähmung durch Verbrauch des Sauerstoffvorrats der Zelle. Beide Momente entwickeln sich nebeneinander, lassen sich aber experimentell streng von einander differenzieren. Richtet man es dagegen so ein, daß den Centren eine sauerstoffhaltige, im übrigen aber nährstofffreie Salzlösung genügend Sauerstoff zuführt; und zugleich ihre Stoffwechselprodukte herausschwemmt, so kann man die Centra viele Stunden lang arbeiten lassen. Das zeigt, wieviel organisches Reservematerial die Ganglienzellen enthalten. So gewinnen wir durch diese Versuche einen tieferen Einblick in die so ungemein wichtigen, dem psychologischen Experiment nur äußerlich zugänglichen Erscheinungen der Ermüdung.

Allein auch andere funktionelle Zustände der Ganglienzelle sind jetzt der physiologischen Analyse geöffnet. In unserem Nervenleben spielen ja nicht bloß die Vorgänge der Erregung eine wichtige Rolle, sondern auch die entgegengesetzten Zustände, die Zustände der Ruhe.

Eine ermüdete und erschöpfte Ganglienzelle erholt sich von selbst unter physiologischen Bedingungen durch Selbstregulierung des Stoffwechsels. Im gesunden Organismus geschieht das im Schlaf. Wenn wir die Sinnesreize des Tages ausgeschaltet haben, klingt die dissimilatorische Erregung, die sie unterhielten, in unseren Ganglienzellen ab. Das Bewußtsein erlischt. Das Blut spült die Ermüdungsstoffe heraus, indem es zugleich den Sauerstoffvorrat und weiterhin auch den Bestand an organischen Reservematerialien wieder ergänzt. Am Morgen sind dann die Ganglienzellen von neuem bereit zur Arbeit. Aus diesem Grunde ist die beste Arbeitszeit morgens, die schlechteste abends.

Seit den Tagen, da die zauberkundigen Priesterinnen der Hekate betäubende Zaubertränke zu brauen verstanden, hat man den geheimnisvollen Zustand der Narkose fast immer mit dem natürlichen Schlaf identifiziert. Selbst in ärztlichen Kreisen ist diese Auffassung verbreitet. Aber sie ist falsch. Gewiß: in beiden Fällen ist das Bewußtsein erloschen. Aber diese Übereinstimmung ist eine rein äußerliche. Das Studium der Ganglienzelle hat gezeigt, daß es sich in beiden Fällen um völlig verschiedene Vorgänge handelt. Im Schlaf schwindet das Bewußtsein, weil wir bei gesunkener Erregbarkeit der Ganglienzellen die erregenden Sinnesreize des Wachzustandes beseitigen. Wir wissen das aus zahlreichen Erfahrungen. Schneiden wir einem Frosch alle sensiblen Nervenbahnen durch, so bleibt er in einem schlafartigen Zustande bewegungslos sitzen. Am lehrreichsten ist vielleicht der viel zitierte Fall von Strümpell. Strümpell hatte einen Patienten, der bis auf ein Auge und Ohr am ganzen Körper unempfindlich war. Jedesmal, wenn das sehende Auge verdeckt und das hörende Ohr verschlossen wurde, verfiel der Patient nach wenigen Minuten in Schlaf. Das Bewußtsein erlischt also, weil den Ganglienzellen der Großhirnrinde keine Erregungen mehr von außen zufließen. Damit ist der Erholung durch Selbstregulierung des Stoffwechsels der Boden geebnet. Ganz anders bei der Narkose. Hier erlischt das Bewußtsein, weil der Sauerstoffwechsel der Ganglienzellen gelähmt ist. Der Zerfall der lebendigen Substanz geht ungehindert weiter, aber der Ersatz an Sauerstoff hält nicht gleichen Schritt damit. Also gerade das wertvolle Moment des Schlafs, die Erholung, fehlt in der Narkose. Und darauf beruht die Gefahr einer zu tiefen Narkose und die Gefahr einer dauernden Anwendung von künstlichen Schlafmitteln. Nur unter der sorgsamen Hand des Arztes kann im gegebenen Fall das Narkotikum sich als ein Segen der Heilkunst erweisen.

Noch eine Gruppe von Tätigkeitsunterbrechungen im Leben der Ganglienzelle verdient unsere Aufmersamkeit. Das sind die Hemmungserscheinungen. Man kann sagen, daß die momentane Hemmung von Erregungen für das Zustandekommen der geistigen Tätigkeit nicht minder wichtig ist wie die Erregungen selbst.

Von frühster Jugend an sucht die Erziehung auf die Erlernung von Hemmungen hinzuwirken. Ob das Kind seine Triebe und Affekte beherrschen lernt, ob der Bursch auf der Mensur seine Reflexbewegungen meistert, ob der Diplomat geschickt den Ausdruck seiner wahren Gedanken verbirgt: es ist immer dasselbe Prinzip, die Erlernung von Hemmungen. In der Tat unterliegt der Ablauf von Hemmungen genau so der Übung wie der von Erregungen, und unser gesamtes logisches Denken entwickelt sich unter dem Einfluß dieser Übung. Allerdings ist eine große Fülle von Hemmungsmechanismen schon von vornherein vorhanden. Wir vermögen z. B. nicht zwei Sinnesempfindungen oder zwei Vorstellungen gleichzeitig in unserem Bewußtseinsfelde zu halten. Stets löscht die folgende jede vorhergehende aus. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit gleichzeitig ein schönes Musikstück zu genießen und ein spannendes Buch zu lesen, bringt niemand zustande. Aber es ist auch ebenso gewiß, daß der Ablauf von Hemmungen, genau so wie der von Erregungen in hohem Grade durch Übung erziehungs- und variationsfähig ist. Jeder Vorgang in unserem Gehirn hinterläßt eine Spur derart, daß er durch den gleichen Impuls jedes folgende Mal leichter reproduziert werden kann. Vielleicht handelt es sich dabei um ähnliche Veränderungen wie bei der Übung der Muskeln, die auch bis zu einer gewissen Grenze mit jeder Beanspruchung leistungsfähiger werden. Jedenfalls können wir durch Gewöhnung den Ablauf von Erregungs- wie Hemmungs-Impulsen auf bestimmten Bahnen und Stationen des Nervensystems systematisch einüben. Darauf beruht das „Ausschleifen der Bahnen", darauf beruht das Gedächtnis, darauf das logische Denken. Die Erziehung zum logischen Denken läuft im Prinzip darauf hinaus, die assoziative Verknüpfung ganz bestimmter Vorstellungen und die gleichzeitige Hemmung von anderen methodisch einzuüben. So werden gewisse Bahnen „ausgeschliffen", die dann leicht immer wieder ansprechen. Dabei ergibt sich individuell eine sehr verschiedene Dauer der Nachwirkung, d. h. ein verschieden gutes Gedächtnis. Es gibt Leute, die eine einmal abgelaufene Assoziation ihr Leben lang festhalten, und die aus den ausgefahrenen Geleisen nie wieder herauskommen und es gibt Leute, bei denen selbst die Erfolge andauernder Übung sehr bald wieder verwischt sind. Vielleicht ist für die geistige Produktion die letztere Anlage die glücklichere. Wenigstens kann man, abgesehen von einzelnen, besonders begnadeten Menschen, bei dem Durchschnitt einen gewissen Antagonismus von Wissen und Produktion beobachten. Menschen, die Kenntnisse sammeln wie Briefmarken und Käfer, sind in der Regel weniger produktiv und Menschen, die geistig viel produzieren, verfügen momentan gewöhnlich nur über ein beschränktes Wissen. Johannes Müller, der Physiologe, war von letzterer Art. In der bekannten Gedächtnisrede auf den großen Meister erzählt sein Schüler Du Bois-Reymond, wie Müller einst im Sommer nach seiner Vorlesung von einem Studenten um einen Punkt aus der menschlichen Anatomie befragt, antwortete: „Das weiß ich nur im Winter". Er hatte die Gabe, nur das im Gedächtnis zu behalten, was er bei seiner Arbeit momentan brauchte. In der Tat, großes Wissen führt leicht zu zahllosen Assozia-

tionen, aber nicht so leicht zu einem einheitlichen Ziel, denn jeder zielbewußte Gedankengang wird fortwährend durch abschweifende Assoziationen gestört. Ein Museum von Kenntnissen erdrückt die geistige Produktion.

Aber zurück! Was geht bei den Hemmungsprozessen in den gehemmten Ganglienzellen vor? Hier sind unsere augenblicklichen Erfahrungen über das chemische Geschehen in der Ganglienzelle leider am Ende. Zwar sind auch hier bereits einzelne Wegweiser gefunden, aber sie stehen noch spärlich, um uns schon heute bis ans Ziel zu weisen. Nur eine wichtige Tatsache über die Hemmungserscheinungen sei noch erwähnt.

Bisher war nur von den Vorgängen in der Ganglienzelle die Rede. Allein die Ganglienzellen an sich würden mit all ihrem Lebensgetriebe niemals auch nur den einfachsten Bewußtseinsakt vermitteln können, wenn sie nicht durch gesetzmäßig geordnete Nervenfaserbahnen zu einem harmonischen Zusammenwirken verbunden wären. Die einzelne Ganglienzelle bringt kein Bewußtsein hervor. Lägen diese mikroskopischen Herde des geistigen Lebens überall in unserm Gehirn isoliert, so würde sich unser gesamtes Dasein vollkommen unter der Schwelle des Bewußtseins abspielen. Was wir Bewußtsein nennen, ist ein Komplex und nur durch gesetzmäßige Kombination der Ganglienzellentätigkeit in den verschiedenen Gebieten des Gehirns sind die Bedingungen für die Entstehung dieses Komplexes gegeben. Es muß eine Übermittelung der Vorgänge von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, von Rindenfeld zu Rindenfeld, von Sinnesorgan zum Gehirn, vom Gehirn zur Peripherie durch lange Ketten von Zellen hindurch erfolgen, sonst ist die einfachste Assoziation ganz undenkbar. Und dazu dienen die Nerven.

Die einzige Rolle der Nervenfasern, die wir nachweisen können, besteht in der funktionellen Verknüpfung der Ganglienzellen für einen streng geordneten Verkehr. Es fragt sich nur, welche Vorgänge und Zustände der Ganglienzelle durch die Nervenbahnen auf andere Ganglienzellen übertragen werden können. In diesem Punkte besitzen wir heute vollkommene Klarheit und zwar hat sich hier ein sehr einfaches Verhältnis ergeben. Die Versuche haben gezeigt, daß die Nervenfaser nur eine Art von Vorgängen zu übertragen vermag, nämlich die dissimilatorische Erregung. Keine Lähmung, keine Hemmung, keine Ermüdung, keine Erschöpfung. Die Nervenfaser selbst ermüdet in unserem Körper niemals, auch wenn sie noch so sehr angestrengt wird. Wenn man schlechthin von nervöser Ermüdung oder Abspannung spricht, so sind es niemals die Nerven, sondern immer die Ganglienzellen, in denen die Prozesse der Ermüdung und Erschöpfung lokalisiert sind. Ja, man hat lange Zeit geglaubt, daß die Nervenfaser in der gesamten lebendigen Welt eine Ausnahmestellung einnähme, indem sie auch künstlich und außerhalb ihres natürlichen Zusammenhangs unermüdbar sei, denn alle Versuche, durch stundenlange Reizung einen Nerven zu ermüden, mißlangen. Erst in den letzten Jahren hat sich dieses paradoxe Verhalten erklärt. Der Nerv hat die Fähigkeit, den Verlust an Sauerstoff, der bei dem funktionellen Zerfall, also bei der dissimilatorischen Erregung seiner lebendigen Substanz entsteht, ganz erstaunlich schnell

aus seinem Vorrat wieder zu decken, so daß mehrere Tausend Erregungen in der Sekunde in ihm erzeugt werden können, ohne daß er die geringste Spur einer Erschöpfung verrät. Vermindert man aber seinen Sauerstoffvorrat bis zu einem gewissen Grade künstlich in einer Atmosphäre von reinem Stickstoff, so gelingt es, den Nerven schon durch 10 Reize in der Sekunde zu ermüden. Allein dieser Fall ereignet sich niemals in unserem Leben. In unserem Körper ist der Nerv faktisch durchaus unermüdbar. So ist er in jedem Moment bereit, jede dissimilatorische Erregung von Ganglienzelle zu Ganglienzelle zu leiten. Wie in einer Zündschnur der Funke, so verläuft von der erregten Ganglienzelle aus die Erregung durch den Nerv zu der mit ihr verbundenen Zelle. Von Querschnitt zu Querschnitt, von Molekül zu Molekül fortschreitend, läuft die Erregungswelle im Nerven dahin, mit einer Geschwindigkeit von mehr als 30 Metern in der Sekunde. Das ist der nervöse Impuls, der das ganze Geschehen im Organismus des Menschen beherrscht.

Da sich im Nerven nichts als dieser Vorgang der dissimilatorischen Erregung fortpflanzt, so ergibt sich zugleich von selbst, daß auch die Hemmungsvorgänge in den Ganglienzellen nur durch dieselben Impulse von den zuleitenden Nervenbahnen her ausgelöst werden können.

Damit vereinfacht sich unser Bild von dem Ablauf der geistigen Vorgänge ganz wesentlich. Wir gewinnen ein allgemeines und einfaches Schema, in das sich alle weiteren Erfahrungen über das spezielle Geschehen im Nervensystem eintragen lassen. Es ist ein rastloses Spiel von Erregungen und Hemmungen in den Zellen des Nervensystems. Hin und her weben die Erregungswellen ihre Empfindungen und Gedanken. Bald hier, bald dort blitzen dissimilatorische Erregungen auf und laufen auf den Assoziationsbahnen von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, hier erregende, dort hemmende Wirkungen entfaltend. Wo sie auftauchen, stören sie das Gleichgewicht des Stoffwechsels einen kurzen Moment, dann sind sie schon wieder verschwunden, und während sich schnell das alte Gleichgewicht von selbst wiederherstellt, bleibt eine leise Spur ihrer Wirkung zurück, die oft erst die Zeit in langen Jahren verwischt. Das ist die Mechanik des Geistes.

Die Verhüllte/ Novelle von Robert Michel

Angefangen hat es auf der Neugebäudewache in Wien. Damals besuchte er mich dort — Hugues de Rêvignies, ein junger Franzose — er scheute den langen Weg nicht; er wollte den Unterricht, den wir uns gegenseitig in unserer Muttersprache gaben, nicht ein einziges Mal versäumen. Wir hatten unsere Hefte und Bücher mitgenommen; indessen kamen wir an diesem Tage nicht recht zum Lernen. Es war ein schöner lauer Sommernachmittag und ich ließ für uns eine Bank im Freien vor den Gewehrschranken aufstellen.

Den jungen Rêvignies interessierten meine bosnischen Soldaten. Er sagte, daß er sie früher nie so lange und von so nahe hätte betrachten können, und er versuchte bei jedem Einzelnen Zug um Zug das Orientalische seines Ausdrucks zu erklären. Dieses fortwährende Mustern machte die meisten bald sehr verlegen; manche wischten sich fast ununterbrochen den Mund mit den großen roten Händen und manche ließen in ihrer Verlegenheit die Hände ungeschickt an den Seiten herunterhängen oder legten sie mit ausgespreizten Fingern auf die Knie. Sie hatten aufgehört zu sprechen und schauten ihrerseits alle auf meinen Gast, nicht ohne eine Art staunender Neugier.

Allerdings war Rêvignies' Aussehen einigermaßen ungewöhnlich. Er hatte ein auffallendes, sehr lichtes Blondhaar und von solchem Reichtum, daß es wie eine Perücke aussah. Auch alles übrige im Gesicht war so licht, daß die hellen blauen Augen ganz dunkel zu sein schienen.

Schließlich gestand mir Rêvignies zum erstenmal seine große Schwärmerei für den Orient. Dann legte er mir seine Zukunftspläne auseinander, die mir übrigens etwas verworren vorkamen. Er erzählte eben, welche Reisen er nach seinen Studien in Wien zu machen gedenke, als die Sonne in ihren dunkelsten Farben mit ihrem untern Rand gerade den Horizont berührte. Während sie immer tiefer hinter den Laaerberg sank, wurden über der Stadt und der ganzen Landschaft leichte Nebel sichtbar, die sich bläulichrot färbten und alles in einen geheimnisvollen Schleier hüllten. Da erfaßte Rêvignies plötzlich meine Hand; und ich verstand gleich:

Die Sonne zeigte eben noch die obere Hälfte, die einer kostbaren Kuppel ähnlich am Horizonte stand. Zu beiden Seiten dieser Kuppel ragten, schlanken Minaretten gleich, hohe Fabriksschlote. Diese Moschee beherrschte mit ihrer Pracht das ganze Bild. Der übrige Horizont zeichnete sich nur in undeutlichen Umrissen, die der Einbildungskraft weiten Spielraum ließen, und die Stadt selbst lag im violetten Dunst, der einem abendlichen Meer zu entsteigen schien. In der Nähe das Neugebäude mit den runden Türmen störte durchaus nicht und noch weniger störten die Soldaten in Fez. Das war ein Stück Orient.

Als ich das nächste Mal auf die Neugebäudewache kommandiert wurde, kam

mich Rêvignies natürlich wieder besuchen. Der Himmel war klar; wir erwarteten den Sonnenuntergang. Diesmal kam es aber anders. Neben dem Kahlenberg tauchte eine Wolke halb aus dem Horizont und schob sich langsam gegen den Laaerberg. Als die Sonne in ihren Bereich gekommen war, nahm sie die Wolke rasch auf und vergoldete mit ihrem leuchtenden Gold ihren ganzen Rand. Zugleich wurden höher am Himmel noch zwei kleine Wolkenflocken in rosigem Schimmer sichtbar.

Nach und nach verblichen die Wolken und die großen Fabriksschlote blieben Fabriksschlote; ihre rauchigen Arme langten hoch in den Himmel und zogen alsbald die Nacht auf die Stadt herunter.

Bald darauf wurde ich nach Mostar transferiert. Der Abschied von Rêvignies war mir eigentlich nicht schwer gefallen, denn wir waren einander im Grunde nicht nahe gekommen; mir sagte sein verworrenes Wesen nicht recht zu. Damals auf der Neugebäudewache war es das einzige Mal, daß er zu mir wie zu einem Freunde gesprochen hatte.

Und doch konnte ich es mir nach den ersten Eindrücken in Mostar nicht versagen, Rêvignies aufzufordern, daß er mich besuche. Ich erwartete einen großen Genuß davon, wie diese sehr orientalische Stadt auf Rêvignies wirken würde, der für alles Orientalische so empfänglich war.

Rêvignies kam.

Ich war unglücklicherweise für den Tag seiner Ankunft als Kommandant der Konakwache bestimmt. Zu mittag mußte ich den Dienst antreten. So hatte ich gerade noch Zeit, Rêvignies auf dem Bahnhof abzuholen und ihn bis in meine Wohnung im Südlager zu geleiten.

Da hatte ich schon auf diesem ersten Wege meine Freude daran, wie Rêvignies alle Besonderheiten dieser merkwürdigen Stadt und ihrer Menschen sah.

Die Bora blies scharf und trieb die Schilder auf den Eisenstäben vor den Verkaufsläden, daß sie pendelten und eine grelle Musik machten. Wenn sie für einen Augenblick ruhig hielten, mußte man unwillkürlich hinsehn — eine grandiose und billige Reklame. Da die Bora so stark blies, waren gar keine europäisch gekleideten Frauen auf der Gasse. Wir sahen Serbinnen in weiten wallenden Pluderhosen, die der Wind von einer Seite glatt an den Körper schmiegte, während er auf der andern Seite mit dem leichten Stoff ein Spiel trieb wie mit Flammen; und Bäuerinnen in Hosen und Oberkleidern von dickem Schafwollstoff, denen der Wind ebensowenig etwas anhaben konnte wie den steinigen Bergen, von denen sie gekommen waren; sie kniffen nur die Augen zusammen und der Wind glitt durch die Fältchen an den Schläfen ab. Die Türkinnen hatten es schwerer gegen den Wind; sie waren in lange dunkle Mäntel gehüllt, die vom Kopf bis zu den Füßen reichten und in zwei eigentümlichen Tuchlappen über den Kopf ragten, so daß ihre ganze Erscheinung die Vorstellung erweckte, als wären sie aufrechtgehende Käfer. In diese Mäntel griff der Wind so fest, daß er den

weiten Vorderschlitz zu öffnen drohte und die Trägerinnen manchmal zwang, sich an die Häusermauern zu pressen, um sich so zu schützen. Wenn Rêvignies die vermummten Türkinnen anfangs am meisten auffielen, so widmete er ihnen später die wenigste Aufmerksamkeit, da in der gleichmäßigen Verhüllung eine wie die andere aussah und nicht einmal ihr beiläufiges Alter zu erraten war. Aber ein Zufall bewirkte, daß fürderhin sein ganzes Interesse gerade auf diese Vermummten gelenkt wurde.

Wir gingen durch die Hauptstraße und waren schon am Südende von Mostar, als hinter uns eine große Herde von Schafen daherkam. Wir blieben stehn, um die Herde vorbeiziehn zu sehn. Voran ging eine junge Hirtin; sie hatte über der Stirne in ihrem schwarzen Haar viele Silbermünzen, die im Gehn manchmal aneinanderschlugen, da sie den Kopf vorgebeugt trug, um besser auf ihre Strickarbeit zu sehn; sie schaute gar nicht auf. Hinter ihr drängten sich die Schafe, die ganze Gassenbreite einnehmend. Und rückwärts ging ein alter Bauer, der einen schwerbeladenen Esel hinterherzog. In der freien Hand hatte er eine Rute, mit der er die Schafe antrieb oder dem Esel eins versetzte, wenn er sich gar zu sehr ziehn ließ. Dabei hatte er für die Schafe und den Esel die verschiedensten Zurufe. Wäre vorne nicht das strickende Mädchen gegangen, so hätte man nach dem Gehaben des Alten und nach dem hastigen Trippeln der Schafe meinen können, die Herde sei auf einer Flucht. Die Schafe hielten sich so ängstlich aneinandergepreßt, daß der Offiziersomnibus, der eben vom Südlager herkam, stehn bleiben mußte, um nicht einige zu überfahren. Sie liefen den Pferden zwischen den Beinen hindurch und schlüpften unter den Wagen zwischen die Räder, als suchten sie dort Schutz vor irgendeiner Gefahr, so daß sie der Bauer mit Rutenhieben und heftigen Zurufen hervortreiben mußte. Dadurch wurde aber eines der vorgespannten Pferde so unruhig, daß es der lenkende Trainsoldat kaum zurückhalten konnte; zornig hieb auch er mit der Peitsche nach den Schafen, und als das letzte Schaf endlich draußen war, ließ er die Zügel etwas zu plötzlich nach; das unruhige Pferd setzte mit einem scheuen Sprung ein, so daß die Deichsel in ein Haustor zu stoßen drohte. Neben dem Tor war eine Türkin gestanden, die an die Mauer gedrückt gewartet hatte, bis die Gasse wieder frei wäre. In dem Schreck tat sie mit beiden Armen eine rasche Bewegung gegen das scheuende Pferd, durch welche sich ihr Mantel für einige Augenblicke weit öffnete. Aber Rêvignies war diese kurze Enthüllung nicht entgangen; und wäre die Türkin nicht gleich darauf in dem Tore verschwunden, so hätte er wohl getrachtet, noch einmal unter diesen häßlichen Mantel zu sehn. Jung war sie und schön; ihre Haut von einer Weiße und Durchsichtigkeit, wie sie wohl nur in der Verschlossenheit eines Harems gedeihen können. Aber auch ihr Gewand war schön; das Bruststück war mit leuchtenden Seiden gestickt und von Gold durchwirkt. Ich selbst hatte nicht so deutlich hingeschaut; und Rêvignies konnte sich nun nicht genug tun, das Bild zu schildern.

Auf dem weiteren Wege sprachen wir nur mehr über die mohammedanischen

Frauen. Rêvignies sagte, er hätte bisher die Art, wie die Frau bei den Mohammedanern gehalten wird, gleich andern Menschen als Rückstand in der Kultur betrachtet, trotzdem er stets eingesehn hätte, daß durch eine Änderung dieser Sitte der Orient stark einbüßen müßte an Poesie. Jetzt aber, nachdem er jene Frau gesehn hätte, sei er verlockt, für die Lebensweise der mohammedanischen Frau eine andere Erklärung zu geben: Nicht weil der Mohammedaner die Frau als tiefer stehend, als eine Art Sklavin ansieht oder als nicht tüchtig genug, es mit dem Leben aufzunehmen, sperrt er sie ein, und auch nicht aus niedriger Eifersucht; sondern er verwahrt sie in seinem Harem mit der Sorgfalt und unter dem Schutze, wie man das Kostbarste seines irdischen Besitzes bewahren muß. Und er verglich dann: So wie sich gleichsam das ganze Meer am Entstehn der Perle in der Muschel beteiligt oder wie alle geheimen und verborgenen Kräfte des Erdreichs am Werke sind bei der Bildung eines Edelsteines und Perle und Edelstein dadurch die köstlichsten Offenbarungen der Reiche des Wassers und der Erde sind, so mag die mohammedanische Frau die eigenste und wertvollste Offenbarung des Orients sein. Und endlich kam er zu dem etwas verblüffenden Schluß: Durch den vollständigen Besitz einer solchen Frau müßten einem alle tiefsten Geheimnisse des Orients wie mit Zauberschlüsseln mit einem Mal erschlossen werden.

Ich führte Rêvignies in das Zimmer, das ich ihm in der Offiziersbaracke des Südlagers hergerichtet hatte, und gab ihm noch verschiedene Ratschläge, wie er die vierundzwanzig Stunden, für die ich ihn allein lassen mußte, am besten verbringen könnte. Allerdings wußte ich im vorhinein, daß Rêvignies, den ich doch so weit kannte, sich durchaus nicht an die Ratschläge eines andern halten werde. Nun eilte ich zum Wachabteilen, um meinen Dienst anzutreten.

Den Nachmittag über dachte ich viel an Rêvignies und am Abend, als ich die Posten abging, blieb ich längere Zeit auf dem Wachturm des Konak, wo noch das alte türkische Geschütz steht, aus dem täglich der Mittagsschuß gegeben wird, und erwog, welch tiefen Zauber Mostar in dieser märchenhaften Beleuchtung auf Rêvignies ausüben müsse.

Es war wie ein Stück Märchenland, jenseits dessen Horizont vorläufig nur bläulicher Dunst ist, bis die satte Phantasie sich von hier abwendet und dort ein neues Land schafft. Das Bild war so geschlossen, daß der Sternenbogen genau auf dem Gipfel des Berges Hum anfing und von da sich über Mostar und die Talschlucht wölbte, um mit den letzten Sternen seinen leichten Bau auf den Gipfeln des Podvelež zu stützen. Über den kahlen grauen Bergen leuchteten die Sterne so scharf, als wären sie an den harten Karststeinen geschliffen. Der Mond stand weiter abseits, als sollte nicht er, sondern nur sein Licht dem Bilde gelten. Die eine Hälfte des Berges Hum war von diesem Lichte übergossen; sie war von der beschatteten Hälfte durch eine wunderliche Zickzacklinie geschieden, die vom Gipfel über den steinigen Hang bis zur Talsohle lief. Und die dunkle Hälfte breitete ihre schwarzen Schatten noch über einen Teil der Stadt. So wäre ein tiefer schwarzer

Fleck im Bilde entstanden; aber aus dem Dunkel ragten mondbeglänzte Minarette empor. Die andere Talseite stand im vollen Mondlicht. Von dem eigentümlichen Berg, der so aussieht wie ein schiefgestellter Tisch, fiel der kahle Hang einem orientalischen Teppich gleich; das unregelmäßige Muster war nach dem Schatten der großen Steine und Rinnen gezeichnet und nur grau und schwarz, als hätte sich hier der orientalische Geschmack seiner Farbenfreude geschämt; bloß der untere Saum war mit grünen Weingärten verziert, in die wiederum kleine graue Häuser gewoben waren und in der Mitte etwas zu auffällig eine Kirche. Zwischen diesen Talhängen lag das wirre Gemenge grauer Steindächer, aus dem sich mit ruhiger Schönheit einzelne Moscheekuppeln hoben und zahlreiche Minarette, die vom Mond einseitig beleuchtet nur noch schlanker wurden. Diese erstarrten Wogen grauer Steindächer wurden von einem tiefen Einschnitt geteilt, dessen Lauf die Windungen eines türkischen Buchstaben in die Natur zu übertragen schien. Unten in dem Einschnitt, von starken Felsenufern gefangen, glitt das Wasser der Narenta mit immer wechselnden Flächen, die das Mondlicht verschieden spiegelten oder sich plötzlich an einem Steine brachen; hinter den Steinen drehte sich das Wasser im tollen Wirbel, als wollte es sich ins Bodenlose verlieren. Dieses gleitende, wirbelnde, lebende Wasser bildete einen seltsamen Gegensatz zu der ruhigen Steinlandschaft. Und dort, wo die Radobolje mit zierlichen Wasserfällen einmündet, lag über den Abgründen der Narenta die alte kunstvolle Brücke wie ein versteinerter Halbmond.

Als ich am folgenden Tag von der Wache kam, übergab mir der Korporal vom Tage einen Brief; ich erkannte gleich zu meiner Verwunderung Rêvignies' Schrift.

„Mein sehr lieber Freund, ich würde Ihnen so gerne die Wahrheit schreiben, warum ich von Mostar flüchten muß; aber weiß ich denn selbst die Wahrheit? Und doch bin ich wohl verpflichtet Ihnen zu schreiben und nicht bloß, um Ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft mit Höflichkeit zu begegnen; meine Verpflichtung ist keine so angenehme: ich muß einstehn für alle Folgen eines Abenteuers, wenigstens so weit, daß nicht Sie selbst oder ein anderer Schuldloser in Verdacht kommen. Was soll ich Ihnen darüber schreiben? Vielleicht wissen Sie beim Lesen des Briefes schon Bestimmteres als ich. Bis dahin, wo es anfängt für mich ein Mysterium zu sein, kann ich es mit einem einzigen Satz erklären: Ich hab eine Türkin aus der Stadt ins Südlager entführt. Hélas, die Fortsetzung, die erlassen Sie mir. Wenn Sie von ihr schon mehr wissen als ich selbst, umso besser oder umso schlimmer; aber wenn ich es noch weiter erklären wollte, so könnte ich leicht eine böse Lüge sagen, denn ich würde von allen Möglichkeiten dieses Mysteriums wohl die für mich günstigste wählen. Wie immer es sich stellen mag, ich werde wohl kaum jemals wieder nach Mostar kommen —. Mein Gott, ich würde Ihnen eine ganze Reihe von Fragen stellen, damit ich aus diesem Labyrinth von Verwirrungen hinausfinde, aus dem mich auch meine Flucht nicht zu retten vermochte. Indessen bin ich heute nicht fähig dazu — im nächsten Brief!

Sobald Sie dieſen Brief leſen, ſchaukle ich meine Seele auf den Wellen der Adria zur Ruhe. Auch meine Adreſſe werde ich Ihnen erſt nächſtens bekannt geben können.

Trotzalledem kann ich nicht anders, als Ihnen für die Einladung von ganzem Herzen danken und bleibe ....“

Es kam kein zweiter Brief.

Vielleicht zog es Rêvignies vor, ſeinen Aufenthalt nicht zu verraten, vielleicht war es ein weniger leichtfertiger Grund, der einen zweiten Brief unmöglich machte.

Ich hatte allerdings gleich in der nächſten Zeit die verſchiedenſten Gedanken darüber und erwog alle Möglichkeiten. Als ich aber einige Tage vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte, ſteigerte ſich mein Bedürfnis, wenigſtens für mich einigermaßen Klarheit in dieſe Angelegenheit zu bringen. Ein tatſächliches Nachforſchen war aus offenliegenden Gründen nicht recht möglich, ſo war ich auf die eigene Phantaſie beſchränkt. Ich begnügte mich nicht mehr mit unbeſtimmten Mutmaßungen: ich erfand einige Löſungen und vervollſtändigte ſie bis in die kleinſten Einzelheiten. Dieſe erfundenen Abenteuer waren alle ſehr verwickelt und zum größten Teile unwahrſcheinlich. Aber gerade darin lag die große Möglichkeit der Übereinſtimmung mit der Wirklichkeit, weil ſie ſo am eheſten Rêvignies' Weſen entſprachen.

Es ſind ſeither einige Jahre vergangen. Von Rêvignies hab ich noch immer kein Lebenszeichen. Und jene Abenteuer, die ich damals auf ſeine Rechnung erfunden hatte, ſind mir teils abhanden gekommen, teils ſind ſie verblaßt und verwiſcht; nur eines iſt meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben, als wäre es die Wirklichkeit ſelbſt geweſen. Ich will dieſes Abenteuer hier aufzeichnen.

Nach dem Mittageſſen mochte ſich Rêvignies für einige Zeit niedergelegt haben, um die Müdigkeit von der Reiſe abzutun. Dann ging er wohl in die Stadt. Aber er ging beſtimmt nicht auf der Straße, auf der ich ihn hinausgeführt hatte, ſondern wählte einen andern Weg. Gewiß ging er über den Exerzierplatz bis zum Abhang des Podvelež und dann über den großen türkiſchen Friedhof.

Dieſer Friedhof gefiel Rêvignies ſehr. Er ſtellte ſich vor, wie häßlich ſo ein Friedhof ſein müßte, wenn er in europäiſcher Regelmäßigkeit angelegt wäre mit geraden Grabſteinen und gepflegten Wegen. Hier waren die Grabſteine nicht nur ganz unregelmäßig geſetzt, viele hatten ſich mit der Zeit auch ein wenig geneigt, manche ganz tief und hie und da lag einer quer hingeſtreckt im Gras. Manchmal war eine Gruppe dieſer ſchlanken Grabſteine dicht umwachſen von altem Efeu, als hätte er ſich durch lange Jahre die Mühe genommen, die Denkſteine derer, die ſeine Wurzeln befruchtet hatten, zu einem feſten Strauß zu binden. Und einige ſtanden ganz verborgen, umwuchert von wilden Roſen und anderem Geſtrüpp, an dem ein alter Tuchfetzen hing, den der Strauch einem Vorübereilenden vom Leibe geriſſen zu haben ſchien.

Schon war der Schatten des Berges Hum über den ganzen Friedhof gebreitet und kroch an dem sonnigen Abhang des Podvelež empor wie ein dunkler feuchter Fleck an einer rauhen Wand.

Rêvignies war bis jenseits zu der großen Moschee gekommen, als oben auf dem Minarett der Ausrufer seine Aufforderung zum Abendgebet erschallen ließ. Er war ein junger Mensch und seine Stimme schlug manchmal in die Fistel über und doch hatte es von dieser Höhe einen durchaus melodischen Klang. Und einmal schien er sich gerade an Rêvignies zu wenden, indem er, die Handflächen an die Ohren gepreßt, nochmals die schöne Melodie seiner unverständlichen Worte herniedersang. In den Pausen des Gesanges vernahm Rêvignies auch von den entfernten Minaretten den Aufruf zur Abendandacht. Da eilte er den Weg längs des Friedhofs bergan, damit er um so besser die gemeinsame Harmonie dieser Stimmen vernehmen könne. Zuerst hörte der nächste Ausrufer auf, dann zitterten noch eine Zeitlang von den weiteren Minaretten verschiedene Stimmen über die Steindächer herüber, bis schließlich eine nach der andern verstummte und eine tiefe Stimme ihren letzten Ton ausklingen ließ.

Rêvignies hatte einzelne Wörter so genau vernommen, daß es ihm leicht gewesen wäre, sie mit demselben Tonfall nachzusingen. Es hätte ihm indes gewiß Unbehagen bereitet, daß ihm kein einziges dieser Wörter verständlich war, aber die Poesie dieser orientalischen Musik über der steinernen Stadt hatte ihn so ergriffen, daß ihm dieser unverständliche Gesang wie ein schönes Rätsel erschien, wie ihrer ähnliche diese Stadt wohl noch viele bieten könnte.

Rêvignies ging nun weiter in den obern Stadtteil, der auf einer hohen vorspringenden Terrasse liegt und nur auf diesem Seitenwege zugänglich ist. Die Bewohner dieses Stadtteils sind nicht gewöhnt, Europäer in ihren Gäßchen zu sehn. Aber Rêvignies wurde wohl nicht viel beachtet, denn es war Freitag, der wöchentliche Feiertag der Mohammedaner. Die meisten Bewohner, besonders die älteren, waren bei ihrer Abendandacht; überdies begünstigte Rêvignies auch die zunehmende Finsternis.

Im Karste folgt dem Sonnenuntergang rasch die Nacht. Das Auge sieht den ganzen Tag die blendenden Berge, und wenn die Sonne aufhört zu scheinen, ist der Gegensatz zwischen dem früheren Sonnenlicht und dem Schatten fast ebenso groß, als anderswo der Gegensatz zwischen dem Tageslicht und dem Dunkel der Nacht. Schon dieser Umstand mag bewirken, daß einem der Übergang vom Tag zur Nacht rascher erscheint. Und anderswo wird wohl viel Sonnenlicht von der Erde aufgesogen und in den Kronen der Bäume bleibt es hängen und in den Gräsern und Blättern der Wiesen und Felder, und wenn dann die Sonne untergegangen ist, leuchtet die ganze Natur noch geraume Zeit von diesem eingefangenen Licht. Aber die kahlen Karstberge nehmen keinen einzigen Strahl auf; alles Licht strahlen sie zurück, und wenn die Sonne untergeht, nimmt sie auch all ihr Licht mit hinab. Indessen strahlen die kahlen Steine nur das Licht der Sonne zurück, ihre Wärme jedoch nehmen sie auf und halten sie bis tief in die Nacht.

Rêvignies war gewöhnt vom Schatten des Abends jene Kühlung zu empfangen, die beschwichtigt und zugleich neu belebt. Auf ihn hatte diese Wärme, die aus den Mauern und aus den Steinen des Bodens kam, eine fast betörende Wirkung, als wäre es der Hauch von liebeheißen Lippen. Und ihn erfaßte eine tiefe Sehnsucht, das Leben hier irgendwie mitleben zu können, das Leben der Menschen, der Häuser und der Steine. Einen jungen Burschen, der an ihm vorüberkam, verfolgte er mit neidischen Blicken, wie er durch eine Gartentüre schlüpfte und unter den niedrigen Ästen der Feigenbäume sich bückend bald im Dunkel verschwand.

Weiterhin fand Rêvignies einen jungen Menschen, der vor einer Haustür stand und sich gegen die schmalgeöffnete Türspalte preßte. Rêvignies schlich langsam näher, um besser zu sehn. Er kam gerade nahe genug, daß er beobachten konnte, wie eine Hand in der Türspalte zurückgezogen wurde, während sich die Tür vollkommen schloß. Erst glaubte er, daß seine Nähe bemerkt worden sei; aber der junge Bursch drehte sich gar nicht um, sondern sprach mit flüsternden Worten, aus denen es wie Flehen und Beschwören klang, gegen die verschlossene Tür. Rêvignies hörte durch das Holz der Türe gedämpft auch die Antworten einer Mädchenstimme. Endlich tat sich die Tür wieder ein wenig auf und das Mädchen streckte einen Finger hervor, den der junge Türke inbrünstig zwischen die Hände nahm, und nach einigem Flehen bekam er wieder die ganze Hand.

Rêvignies hätte hier die beste Gelegenheit gehabt, einen bezeichnenden Fall aus dem Liebesleben der türkischen Jugend zu beobachten; aber er vermochte nicht in Ruhe auszuharren. Die Türe erschien ihm wie der verhüllende Mantel jener Türkin am Vormittag in der Hauptstraße, und als sie sich noch weiter geöffnet hatte, um dem ganzen Arm Raum zu geben, stieg seine Erwartung bis ins Fieberhafte. Er schlich langsam noch näher. Schon hatte er das Leuchten der Augen durch die Türspalte gesehn und noch leuchtender den hüllenlosen Unterarm. Er vermochte sich nicht zurückzuhalten und wäre wohl so nah gegangen, daß er sein Gesicht neben das des Türken gegen die Türspalte gepreßt und mit seinen Händen die Hand des Türkenmädchens gesucht hätte. Aber da erklang ein leiser Schrei, die Tür wurde zugestoßen und der junge Bursch lief, ohne sich nach Rêvignies umzusehn, mit einem halb unterdrückten Fluch davon. Auch Rêvignies lief davon, obzwar er kaum wußte warum und wohin. Er übersprang einen Steinriegel, der ihm gerade im Wege lag, und hockte sich hinter ihm nieder. Dann wartete er, ob die zwei jungen Menschen noch einmal zusammenkommen würden — mit der unbestimmten Hoffnung, daß vielleicht das Mädchen allein kommen könnte.

Er wartete lange. Anfangs hatte er nur nach der Tür hingesehn und zwar mit einer Anspannung der Sinne, als müßte er es erzwingen, daß sie sich öffne. Aber später wurde seine Aufmerksamkeit immer mehr abgelenkt, denn im Nachbarhause erhellte sich eins der zwei hohen kleinen Fenster mit Holzgitter und das bunte Licht einer Ampel leuchtete hindurch. Manchmal erschien hinter dem dichten Holzgitter ein Schatten und entfernte sich gleich wieder. Plötzlich hörte Rêvignies

ein Geräusch, und als er über die Mauer in die Gasse schaute, erblickte er ganz nahe einen jungen Burschen, der auch nach dem beleuchteten Fenster sah. Im Fenster wurde wieder der Schatten sichtbar und jemand lehnte sich halb hinter den Vorhang verborgen an eine Fensterseite. Es wurde kein Gruß ausgetauscht und überhaupt kein Zeichen des Einverständnisses gewechselt. Der junge Bursch blieb ruhig stehn und schaute unverwandt nach dem Fenster. Rêvignies war erstaunt über die Ruhe dieses sonderbaren Liebespaares.

Erst nach längerer Zeit bewegte sich der Schatten im Fenster, der Vorhang wurde weiter zurückgeschlagen und Rêvignies konnte durch das Gitter deutlich die Umrisse einer Frauengestalt erkennen und das Weiße des Gesichtes. Da stand auch der junge Bursche nicht mehr ruhig; mit einer Bewegung, die voll Leidenschaft war, hockte er sich tief zur Erde, während er die Hände in die Falten seiner weiten Pluderhosen wühlte.

Gleich darauf wurde irgendwo in der Gasse eine Tür geöffnet und wieder geschlossen. Der junge Bursch eilte sofort davon und die Gestalt im Fenster verschwand. Rêvignies blieb noch in seinem Versteck, da er langsame Schritte durch die Gasse hörte. Es näherten sich drei Menschen, zwei alte Männer und zwischen ihnen eine verhüllte Türkin. Rêvignies wartete noch ab, bis sie sich wieder entfernt hatten, dann sprang er in die Gasse und ging der innern Stadt zu. Nach dem langen Hocken schmerzte ihn jetzt der Rücken; das ernüchterte ihn einigermaßen und er wäre am liebsten rasch davon aus diesem schwülen Bereich.

Mittlerweile war es völlig Nacht geworden. Er irrte noch ziemlich lange herum in den engen Gäßchen im oberen Teile von Mostar. Dieses lange Herumgehn in den seltsamen Gassen, das Begegnen von Menschen, das Schaun nach den beleuchteten vergitterten Fenstern, die Schönheit der Nacht, das fachte in ihm trotzdem allmählich wieder ein starkes Verlangen an nach Erleben.

Endlich hatte er eine steile Gasse gefunden, die jedenfalls in die innere Stadt führen mußte. Er sah schon die breite Hauptstraße mit dem stärkeren Licht. Er hatte dabei das Gefühl, als würde er aus einem Märchenland in die Wirklichkeit zurückkehren, und es versprach ihm gewissermaßen eine Erleichterung, wenn er endlich wieder europäisch gekleidete Menschen sehn würde. Sein Schritt wurde fester und sein Atem ruhiger.

Da sah Rêvignies einige Schritte vor sich eine dunkle Gestalt über die Gasse huschen. Es war so finster in der Gasse, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, ob es ein Mann oder eine Frau sei. Über dem Tor, aus dem die Gestalt gekommen war, hing zwar eine Laterne, aber das Licht war so schwach, daß es kaum hinreichte, die schmutzigen blutroten Scheiben der Laterne selbst zu erhellen. In Rêvignies loderte wieder die ganze unbefriedigte Lust nach Erleben auf; aber er zwang sich, seine Schritte nicht zu beschleunigen, und hatte einen Augenblick lang sogar die Absicht, die Augen zu schließen und so bis hinunter in die Hauptstraße zu gehn. Er mußte über diesen Einfall fast lachen und auch darüber, daß er im Schritt so gleichmäßig Takt hielt mit der banalen Klaviermusik, die irgendwo in

der Nähe erklang. Die Komik seines Gehabens hätte ihn die frühere Erscheinung beinahe vergessen lassen. Als er aber zu der roten Laterne kam und an der Mauer gegenüber die Gestalt erblickte, die sich verbergen zu wollen schien, blieb er wie gelähmt stehn, denn in dem schwachen rötlichen Schimmer hatte er gleichzeitig erkannt, daß es eine Türkin sei. Und wie er deutlicher hinsah, glaubte er auch zu erkennen, daß sie den Schlitz des Mantels ein wenig öffne.

An diese kurzen Augenblicke mochte ihm für später keine andere Erinnerung bleiben als die eines rein physischen Kampfes: wie er mit aller Kraft die Fußballen und alle Zehen gegen den Boden stemmte, um nicht vorwärts stürzen zu müssen. — Als sich aber der lange Mantel noch weiter geöffnet hatte, ließ dieser Widerstand, den er sich selbst geboten hatte, gleich nach und mit einem Sprunge war er dicht an ihr. Ohne an die Gefahr zu denken, der er sich wohl durch eine solche Handlung aussetzte, riß er den Mantel auseinander und preßte sie an sich.

Obwohl sie sich erst willig zeigte, wehrte sie ihn gleich darauf wieder ab. Und plötzlich hatte sie sich geschickt entwunden und lief gegen die Hauptstraße. Da wurde sich Rêvignies dessen bewußt, daß er ein gefährliches Spiel trieb, aber er verfolgte sie doch auf einige Schritte Entfernung. Jenseits der Hauptstraße, in einem schmalen Quergäßchen, schlüpfte sie in einen geschlossenen Wagen und wollte eben durch die offene Tür dem Kutscher eine Adresse angeben, als Rêvignies herbeisprang und sie hineindrängte, während er selbst dem Kutscher zurief: „Südlager!" und indem er die Wagentüre rasch zuzog, wiederholte er wie im Triumph mit starker Betonung der letzten Silbe: „Südlager!"

Der Kutscher hieb in die magern Gäule, daß sie gleich in Galopp einsetzten und der Wagen in der ruckweisen Bewegung ihrer Sprünge dahinrollte.

Rêvignies streifte den Mantel ganz zurück und küßte die Entführte immer wieder auf den Mund, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, bis sie mit dem Gesicht nach seitwärts auswich und ein helles Lachen erschallen ließ. Ihre Fröhlichkeit gab Rêvignies die volle Zuversicht, daß er gesiegt hatte und daß sie nun sein war.

Er hielt sie während der ganzen Fahrt eng umschlungen. Was sie sprach, verstand er nicht. Aber auch er versuchte gar nicht, sich deutsch verständlich zu machen; das wäre in einem solchen Falle zu mühselig gewesen. Trotzdem war er nicht ruhig, sondern sprach fast unausgesetzt zu ihr. Was er da zu ihr sagte, war eine immerwährende Huldigung, eine ungeordnete Folge phantastischer Gleichnisse, flehender Fragen und Beschwörungen.

Manchmal verlor sich Rêvignies ganz in den wechselnden Vorstellungen und die, die er in den Armen hielt, drohte zu entschweben wie ein zufälliges Bild der Phantasie, so daß er keinen andern Ausweg finden konnte als sie zu küssen und wieder zu küssen, damit er ihre Lippen fühle und ihren jungen Leib in seinen Armen.

Als sie im Südlager bei der Offiziersbaracke angekommen waren, hob sie Rêvignies aus dem Wagen und trug sie in sein Zimmer.

Hier nahm er ihr den Mantel ab und konnte sie eigentlich erst jetzt ordentlich sehn. Ihr kindliches Gesicht lachte und unter dem leichten Gewand schien ihr ganzer Leib zu lachen. Und ihm kam es so vor, als würden ihre Augen im Verwundern über ihr eigenes Tun immer größer. Da überfiel ihn die Angst, daß sie ihm vielleicht wieder entfliehen könnte, sobald sie sich von ihrem Erstaunen erholt hätte, und diese Angst wurde noch größer, als er sich wie Rat suchend in dem gewöhnlichen Zimmer mit der Petroleumbeleuchtung umsah. Und gleich sagte er sich, daß er sie nicht zu sich kommen lassen dürfe, daß sie betäubt bleiben müsse im Rausche des Abenteuers. Er schloß sie wieder in die Arme und küßte ihr die Augen und das Haar und den Mund; und seine Hände suchten das leichte Kleid von ihrem Leibe zu streifen. Und das Kleid fiel und sie stand da in dem durchsichtigen bosnischen Hemd; und das Hemd fiel und Rêvignies nahm sie in die Arme und hob sie auf das Bett.

Rêvignies schreckte aus den Liebkosungen jäh empor, denn plötzlich wurde er inne, daß ihre Lippen seinen Küssen nicht mehr antworteten und daß nach einer krampfhaften Umschlingung ihr ganzer Körper in starrer Unbeweglichkeit blieb.

Er sprang auf und wich entsetzt bis in eine Zimmerecke zurück. Nicht weil sie bewußtlos oder gar tot dalag, kam so viel Schreck und Grauen über ihn — die Erinnerung an den eigentlichen Anstoß zu diesem Abenteuer ..... eine eigenste Offenbarung des Orients ..... hätte er eine geliebte Frau mit seiner Leidenschaft getötet — aber er hatte diese Frau um eines Wahnes willen an sich gedrückt und nun lag ihr Körper wie entseelt da und ihm dünkte, als hätte sein Verlangen ihr die Seele, die er in ihr gesucht hatte, geraubt. Indessen wehrte er sich, es so zu begreifen, wie es ihm seine Empfindung eingab, und er zwang sich dazu, den Fall nach seiner äußeren Erscheinung zu beurteilen und danach zu handeln: hier war rasche Hilfe nötig, ärztliche Hilfe, aber jedes Aufsehn mußte vermieden werden. Er selbst fühlte sich unfähig, irgendwelche Hilfe zu leisten, so entschloß er sich, in die Stadt zu eilen und dort einen Arzt zu suchen.

Als er in der Tür noch einmal zurückblickte, zog es ihn zu versuchen, ob er diesen schönen Leib nicht mit neuen Liebkosungen zu beleben vermöchte. Aber er schlug die Türe rasch ins Schloß und eilte davon.

Die Stadt war schon totstill und Rêvignies traf keinen Menschen. Erst in der innern Stadt fand er ein offenes Schanklokal. Er ging hinein und erkundigte sich nach der Adresse eines Arztes. Man nannte ihm den Namen einer Gasse, den er kaum zu behalten vermochte, und er eilte gleich in der angegebenen Richtung weiter.

Bald fand er die Straßentafel, aus deren Buchstaben er in der schwachen Beleuchtung jenen Namen zu lesen vermeinte, und in dieser Gasse suchte er das Haus mit der angegebenen Nummer. Er öffnete das Tor und ging über einen Hof geradeaus auf eine leuchtende Türspalte zu. Nachdem er angeklopft hatte, hörte er Laute, die er als Aufforderung zum Eintreten verstand. Er hatte aber kaum die Türe geöffnet, als er schon zwei Männer mit lauten Stimmen und erhobenen

Händen auf sich eindringen sah. Auf dem großen Teppich in der Mitte des Zimmers erblickte er noch drei Frauen, liegend und hockend, die ihr Gesicht gleich in den Händen verbargen. Er zog sich rasch mit einigen Entschuldigungen zurück und der eine der Männer ging ihm noch über den Hof nach und stieß das Tor hinter ihm mit einem lauten Fluch zu.

Dieser kurze überraschende Auftritt hatte Rêvignies mit einem Mal aus seiner Gleichgültigkeit aufgerüttelt. Das unbedingte Abweisen seitens jener Menschen, dieses Selbstverständliche im Ausschließen von jeglichem Anteil an ihrem Leben erregte ihn wie etwas, das ganz absonderlich lächerlich und grausam zugleich ist, so als wenn ein Herrscher im eigenen Lande verkannt und verhöhnt würde.

Während er nun in der dunklen Gasse stand und zu keinem neuen Entschlusse kommen konnte, begann die Ruhe um ihn sonderbar aufreizend zu wirken. Die Erinnerung des ganzen Tages ging durch seinen Kopf, langsam und schwül, nicht rascher als das Blut in seinem Laufe vom Herzen zum Herzen. Und in der Folge sah er auch das Zimmer im Südlager und auf dem Bett den entblößten Leib; aber seine Unbeweglichkeit hatte jetzt für ihn nicht mehr das Grauenhafte des Todes oder der Krankheit, sondern diese Unbeweglichkeit war wie die schöner Statuen, die so viel Seele und Leben haben, daß sie jedwede Bewegung entbehren können. In der Erinnerung nahm die Schönheit ihres Leibes solchen Glanz an, daß es ihn hinzog zu ihr, mit einer Gewalt, der zu widerstehn außer seiner Kraft stand, und daß er seine Absicht zu helfen ganz vergaß und nicht einmal zum Bewußtsein seines Tuns kam, während er durch die Stadt eilte, bis ihn das ferne Rollen von Steinen aufschreckte.

Er war eben bei dem großen türkischen Friedhof angelangt, in dem er nachmittag herumgegangen war, und er blieb betroffen stehn und horchte auf. Die Berge waren ganz schwarz und so nah, als würden sie sich über die Dächer von Mostar neigen, wie angezogen von den Steinen, die zum Decken der Dächer von ihnen genommen waren. Dieses Näherkommen der Berge erschien Rêvignies in diesem Augenblicke als der Ausdruck einer großen Liebe der Steine. Obwohl er doch darum wußte, daß in Wirklichkeit diese Annäherung nicht stattfand, fühlte er schon aus dem bloßen Schein die Liebe der stummen Dinge — die Steine, die vom Hum oder vom Podvelež herunterrollten, die waren irgendwie wankend geworden in ihrer Treue oder trieb sie eine unüberwindliche Sehnsucht ins Ungewisse und sie fielen haltlos in die Abgründe hinab.

Er blieb geraume Zeit stehn und es kam Scham über ihn, daß er in solcher Umgebung von einem Verlangen getrieben so hingestürmt war.

Das Rollen der Steine war verhallt und Rêvignies ging wieder weiter; er schämte sich noch mehr, daß er seinem Verlangen wieder nachgab, aber er ging. Es dünkte ihm das Gehn allein schon unnatürlich in dieser schweigsamen Landschaft, da sein Verlangen auf einen schönen unbeweglichen Körper gerichtet war, der in seiner Erinnerung alles menschliche Leben verloren hatte und der nichts war als stumme Schönheit. Hätte er da nicht wie die stummen Steine in ruhiger

Sehnsucht ausharren müssen? — Seine Schritte wurden verhalten wie die eines Verbrechers.

Als Rêvignies von der Straße in die Anlagen des Südlagers abgebogen war, wurde sein Schreiten immer hastiger; seine Sinne waren maßlos überreizt und er war einzig von dem dumpfen Verlangen beherrscht, das eigentlich immer unbestimmter wurde, während es an Kraft immer zunahm.

Das Zimmer war leer.

Obwohl es in seinem Verlangen unausgesprochen war, was er getan hätte, wenn er sie wieder so auf dem Bette gefunden hätte, wie er sie vor kurzem verlassen, so war das Verlangen indessen so mächtig gewesen, daß der Anblick des leeren Bettes ihn beinahe vernichtet hätte. Diese Wirkung kam wohl daher, daß ihn dieser unerwartete Umstand zum vollen Bewußtsein brachte und daß er erst in diesem Augenblick sein ganzes Handeln richtig übersah.

Er taumelte aus dem Zimmer hinaus, den Kopf zwischen die Hände gepreßt; denn er kam sich plötzlich von jedem Halte gelöst vor und glaubte, er müsse irgendwo hinabrollen ins Bodenlose. Er floh aus der Baracke, aus dem Lager und durch die Stadt und fühlte erst dann einige Erleichterung, als er beim Hotel Narenta über die Brücke gekommen war. Er eilte bis auf den Bahnhof, ging in den Warteſaal und ließ sich erschöpft auf einer Bank nieder.

Bald darauf brach der Morgen an; auf die Tischplatte vor ihm kam schwaches Tageslicht. Er schrieb noch rasch den Brief an mich und mit dem nächsten Zug fuhr er nach Metković.

In der Erinnerung des Mädchens, das niemals eine Türkin gewesen war, hinterließ dieses Erlebnis wohl nur ein leichtes Staunen; während es in Rêvignies Leben vielleicht tiefer eingeschnitten hat, als ich wagte mir vorzustellen.

Cäsar und Cleopatra/ von Alfred Kerr

1

eute gibt es kein Erlösermonopol, die Erlöser verteilen sich; Shaw ist einer der wertvollsten ... Liest man wieder zwei Seiten von Bernard Shaw, sieht man zwei Szenen von ihm: so weiß man wieder, daß ein Befreier an der Arbeit ist, der Grundwerke kommender Tage gibt. Ein Fechter wider das dumme Raubgesindel, das die Kapitänsbrücke hält. Es ist ein Außenseiter: ein Ire, der ein ehrlicheres Recht heraufbringt. Shaws Krieger, die mit den Göttern verwandt sind; Shaws Cleopatra, die von der heiligen, weißen Katze abstammt: gleich einem Widerschein der heutigen Welt ist diese Bande von komischen Dummköpfen und Dummmachern; nur daß man am Nil einen Reiz hat, der im Norden fehlt... Shaw arbeitet für die Zivilisierung der Menschennatur. Er gehört zu den Wichtigsten und Nötigsten, die jetzt atmen. Als Dramatiker gibt er ein Ethos, das überkommenem Schwindel todbringend ist. Er scheint für die heutige Welt ein Stück Beaumarchais.

2

äsars ägyptisches Erlebnis, wie es ungefähr gewesen sein kann. Geschichte, wie sie ungefähr gewesen sein kann. (Mit einer Auslese von Momenten.) Shaw sucht Geschichte ohne Pathos. Als ein Revisor. Er glaubt nicht, daß Menschen von damals und Menschen von heut grundverschieden sind, . . . ganz wie Gerhart Hauptmann zu sagen pflegt, daß gleich dem schwach merklichen Wachstum der Stalaktiten im Grottengefels die Seelen der Menschen in Jahrtausenden nicht allzu merklich verändert seien ... Außerhalb so einer Revisor-Sphäre sieht etwa Treitschke (ein bösartiger Theodor Körner). Shaws Art, vergangene Zeiten mit heutigem Auge zu betrachten, berührt sich gelegentlich mit Mommsens Art, wenn der von einem General Lentulus oder von Salonklatschereien in Rom spricht ...

Ohne Jambik sieht Shaw den Cäsar. Als Paul Heyse vor mehr als einem Lustrum siebzig Jahr alt wurde, nahm ich zum Leitmotiv einen göttlichen Zug, den Mommsen nebenbei erwähne: daß der große Cäsar, um seine Glatze zu verdecken, einen Kranz trug ... Und die Menschen eines Zeitabschnittes sind so verbunden, daß dieser selbe Zug, als etwas tiefliegend Menschliches, dem Iren fast die Hälfte seines Dramas einflößt. Ein himmlisches Werk. Gefühlseruptionen bringt es nicht, aber nachdenkliche Stimmung ... und eine entzückende, verstehende Heiterkeit. Es ist kein Drama, was man bei Lessing, Dumas, Ibsen Drama nennt; nur: gereihte szenische Abenteuer. Das Beste liegt in Dem, was die Leute miteinander sprechen; gelegentliche Tateneffekte sind nur zum Abgewöhnen da und mißlingen. (Die künftige Bühne wird häufiger Nachdenk-

lichkeiten machen als Zusammenstürze; öfter Lebensperspektiven als Lebenskompressionen.)

3

Zwar knüpft Shaws Cäsar Beziehungen zwischen sich und dem einsamen Sphinxbild der Wüste: aber Shaw läßt ihn erhaben monologisieren, bloß um die romantische Ironie zu bringen, — die von der Sphinx her tönenden Worte: „Alter Herr!" Der Weltbeherrscher und Wüstenwandler kommt aus der Fassung ... Wie übrigens dieses Mädel nächtens auf einer Sphinxpfote sitzt ... und ihn bittet, heraufzukriechen und auf der andern Platz zu nehmen: das ist ein Genie-Akkord als Vorklang einer seltenen Sonate menschlichen Lächelns ... Wie Cäsar nachher einmal versucht, ins Pathos zu kommen, wird er gleich begossen, von seinem Hilfsarbeiter, der diese Nummer kennt; Shaw zwinkert: auch die Schlichtesten können solche Anfälle nicht unterdrücken ...!

Cäsar ist ängstlich, — wenn er noch nicht gegessen hat. Großmut und Leutseligkeit sind zur Hälfte freundliches Geblüt, zur Hälfte jedoch List. Er gibt Gefangene großmütig frei: nur weil ihre Verwahrung Kosten macht. Er gestattet den Ägyptern, die Bibliothek zu retten: nur um sie vom Leuchtturm abzuhalten. Er will seine römischen Gegner nicht verfolgen: nur weil es weniger zeitraubend ist sie zu versöhnen. Er duldet Vertraulichkeit der Untergebenen: nur um sie zu kennen. Er tut jedem Menschen Gutes: nur solange der sein Nebenbuhler nicht ist.

Hauptstärke bleibt ihm das Arbeiten. Genie ist Fleiß. Zweitstärkste Kraft: er kann nicht enttäuscht werden. Cäsar erwartet ja nichts, als was zu erwarten ist. Von vornherein blickt er hoffnungslos heiter. Er tut Gutes ohne Liebe ... und tötet ohne Haß. Er ist freundlich von Natur: doch er liebt und haßt nicht. (Nur die Untergebenen schäumen und rasen; die Untergebene der Cleopatra tötet den Untergebenen des Ptolemäus, und der Untergebene des Cäsar tötet wiederum sie ...) Cäsar kann nicht enttäuscht werden.

Der Mann ist von Trauer umwittert — nicht von Empfindsamkeit. Von einer fast schmerzfreien Glücklosigkeit des Erkennens und Wissens. Nicht ein Gram liegt auf ihm: aber der Widerschein eines Grams, mit Heiterkeit beträuft. Er trägt die Last einer Welt ... und sieht sein Leben schwinden. Auf Dolche bleibt er gefaßt, — aber der Haarausfall giftet ihn. Ein herrlicher Dichter hat dieses Stück geschrieben. Ein Kenner. Und einmal, im verlorensten Augenblick, spielt der Trockene, der Überlegene doch mit dem Plan: ins Unbekannte zu gehen; ins Abseitige; an den fernen Nilquellen ein fernes Königreich zu stiften ... dann aber bräche wohl die Weltenlast, die er schuftend auf lebensabgewandten Schultern trägt, ins Dunkle, sie kollerte wer weiß wohin? ... und er selber ...? er säße mythisch (und erlöst) an den Quellen des Nils. (Ein himmlischer Dichter hat dieses Werk geschrieben.)

... Er gründet kein fernes Königreich. Er scheidet, um sich totstechen zu lassen, — der weltumspannende Schlemihl.

Ein wahrer Dichter hat dieses Werk geschrieben.

4

Nicht das Historische ist der Kernpunkt davon. Sondern dies: die Distanz, die hier ein Mensch in der Behandlung andrer Menschen schmerzlicherweise, drolligerweise handhaben muß. Das ist das Tiefe des Stücks: diese notwendige Art des Verkehrs mit Menschen! Cäsar erscheint ... zwar freier und leichter als der angegraute Goethe, doch gleich ihm „zweihundert Jahre alt", wie ihn die Rahel im Gespräch findet.

... Ist Cäsar Shaws Ideal? Ich kann es nicht glauben. Shaw ist zu groß und zu klug. Vielleicht zeigt er nur: selbst die günstigsten Fälle liegen so ...

Ich hoffe, Shaw ist auch hier ein Heldenzerleger. Doch klar liegt der Fall nicht; und ich vermisse Folgendes:

Shaw sagt nichts von der Konjunktur, die den Cäsar auf seinen Platz stellt. Nichts von dem Zufall, der den Aberglaubens-Begriff „Cäsar" schafft. Er sagt auch nichts davon, ob diese julianische Lebensführung seinem Auge zweckmäßig vorkommt.

Das aber ist der Punkt, der seit Jahren meinen Zweifel am stärksten nährt. Wenn hinter dieser Lebensarbeit doch gleich die scheuelhafte Kaiserzeit losgeht; wenn die Germanen ein paar Jahrhunderte danach die Welt besetzt halten: war dann dieses Herumwirtschaften, ... war dann eine julianische Lebensführung sehr geistvoll?

Hier liegt der Zweifel. Ich kenne schon eure Beschwichtigung: ein Held hat getan, was in seinen Kräften stand; das Bewußtsein gab ihm den Lohn. (Lohn für eine hastige, um ein Haar bornierte, fast nur durch Handlungen verschlungene Existenz!) Ich kenne die Beschwichtigung. Und ich halte sie bloß für ein Vertuschen, für eine fast theologische Tröstung, wie etwa die alltägliche: das irdische Dasein bleibt eine Vorbereitung für das herrliche Jenseits, wenn man um eine Antwort verlegen ist.

... Zweitens: ich glaube, daß hunderttausend Ungenannte dieselben Eigenschaften besaßen wie Julius Cäsar. Ich glaube, daß Millionen Ungenannte größer waren. Und daß sie in völlig verborgenem Leben geendet haben als völlig Namenlose. Und daß es immerhin eine Art Anbetung des Erfolges und des Zufalles ist, wenn Shaw überhaupt einen historischen Helden zum Gegenstand nimmt. Mit demselben Maß an Größe kann der Held ein bäuerlicher Besitzer sein oder ein Nathan der Weise mit blühendem Holzgeschäft, oder ein Tribun in Posemuckel. Mit denselben Eigenschaften! Das Hazardspiel, das ihn zu dem Weltenbegriff „Cäsar" umtäuscht, brauchte Bernard Shaw zwar nicht zu erklären; das wird nicht verlangt: doch er streift es nicht einmal. Er hält sich, auch er, an einen

Namen. Er mindert zwar den Aberglauben an die großen Nummern: doch er hilft ihn verbreiten (indem er eine davon zum Gegenstand nimmt.)

Ich finde hier einen Rest von Literatentum (das ich so hasse wie ich es liebe). Soll ich ein Gleichnis wählen? Ein absichtlich übertreibendes. Wie wenn ein Wanderer bei Berlin stände und vor diesem seelisch verzweigten, milliardenfältigen Räderwerk sagte: hier wohnt Wilhelm der Zweite! Als ob es nicht fast belanglos wäre, daß auf dieser Flut so eine Flocke schwimmt. Nur weil der die dickste Publizität hat! Gewiß ist Cäsar bedeutender als Wilhelm. Trotzdem gibt es (noch bei diesem übertreibenden Gleichnis) ein triftiges Tertium. . . .

Notable Geschichtspersonen als Helden? Außerdem ist es immer ein Borg. Der Begriff Cäsar schafft nun einmal jedem Dichter einen Vorteil, der außerhalb seines Könnens wächst.

Die Probe auf den Wert eines historischen Dramas ist, wie ich glaube, dadurch zu machen, daß man die historischen Namen durch private Namen ersetzt und dann prüft, was noch bleibt. Tilgt man hier alles aus dem Gedächtnis, was aus der Schule von einem bellum gallicum und einer Nilschlange fortdämmert, so bleibt etwa: der kluge, nette, kahlköpfige Holzhändler und das Kamerunmädchen . . . Das übrige macht die Geschichte.

. . . Und mit alledem ist es ein wunderbares Werk. Ein Klassikerwerk neuer Anfänge. Ein Grundwerk der Kommenden.

5

Mancher Zeitgenosse klagt, daß er bei eignen Erlebnissen immer an Stellen aus der Literatur sich erinnern muß oder an Bilder. Mir geht es häufiger umgekehrt: ich denke vor einem Dramenauftritt oder vor einem Bild an mein eignes Leben. Vor diesem ägyptischen Stück pochten an mein Tor meine kurzen ägyptischen Tage, vor dem Aufbruch nach der Stadt Jerusalem.

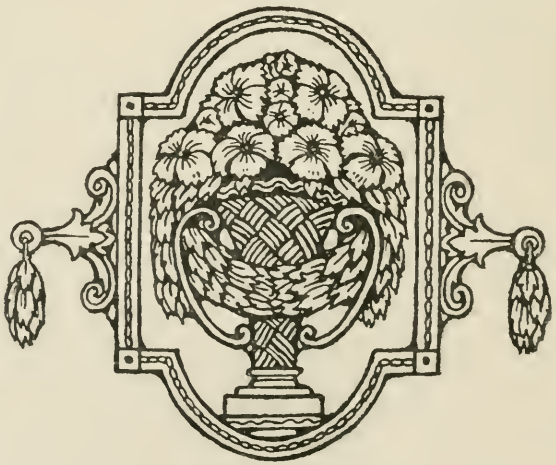
... Aber ich muß die Eysoldt erst vergessen, die Shaws (mäßige) Cleopatra durchaus nicht spielen konnte. Ich weiß die Gestalt, wie sie mein Auge sieht: eine afrikanisierte Griechin, ein Liebesweib, durch die lachende Blutschande der Jahrhunderte verfeint, emporgestuft, ein Seltenheitsgeschöpf; eins aus dem Vollen: am Südrand eines Südmeers; ihr Reich ein grüner, schwerer Fruchtstrich zwischen zwei gelben Ewigkeiten, den Wüsten . . . und im Rücken hat sie greise Bau-Gebirge der Dämmermenschen, der Rätselmenschen, am Beginn der Todheit, des Gelben, des Gelbgrauen, eines glühgedörrten Meers ohne Tropfen, aber mit roten Kliffs . . . Ich muß die Eysoldt vergessen; sie kopierte Bewegungen der Tanzkünstlerin Isadora Duncan aus griechischen Vasenbildern in die Papyroswelt hinüber. Eine mitteldeutsch temperierte Behendheit! Keine Bastardkönigin mit Wüstennähe. Sondern eine Nutte . . . mit dem ägyptischen Duncangestus.

Lehmhäßlich ist dies Land. Geheimnisvoll. Gelblich; die Dörfer scheinen geschmiert, nicht erbaut. Aber die Kunst wirkt als die stärkste des Erdballs.

Mein Auge sah einen Pavian aus Stein, einen Königssohn, einen Schreiber, eine Katze, einen Amtmann, eine Gottheit ... und ich fand, daß die Griechen hiergegen Zückerlinge, Schönbolde, Holderiche sind. Warum ruft man das nicht in die Welt: Ägyptens Kunst ist das stärkste der Kunstwunder.

Ein komischer Schemen wird der Mensch selber in diesem Lande. Bei Vollmond reitet er verwundert auf dem Kamel immer um die Sphinx herum, immer um die Cheopspyramide herum, immer um Sphinx und Pyramide herum; immer herum. Die Architektur ist hier Gebirge ... und blieb doch Mathematik. Am nächsten Tage blickt man vom Pyramidengipfel. Die Sonne wälzt sich fallend goldstrahlend, blutstrahlend, rotglühend über dem gelben Nichts, im letzten Augenblick des Schwindens ist ihr letzter Schein grün-grün-glühend ... Nicht weit ab nachher eine blasse gelbe Mondsonne über Palmen (wenn man hinter Fellachendörfern an den nächtlichen Nil kommt) ... Und der Weg ins Pyramiden-Innere! Keine Pforte. Sondern ein Kriechen durch Grabeslöcher. Luftlos, ... mit dem trocknen, fernen Dunst alten Fledermausmistes. Eine Alpentour. Klimmungen in Höhen und Tiefen, — wie durch hängende Kluftgewölbe ohne Boden, mit Abstürzen; geleitet von gurgelnd schreienden Beduinen mit weißen Flattergewändern, bei einer Lichtfunze, ein Emporklimmen an Steinwänden, auf schmalen, schrägen Granitsteigen mit eingehauenen Fußdrücken hart am Abgrund, im fünftausendjährigen Dunkel unter dem kletternd schrägen Gestein dieser kletternden, mathematischen Gigantenhöhle ... Leuchtend war es, als man die Welt verließ; jetzt beim Herauskriechen starrt die Nacht über dem Nil, über der Wüste: in Schwarz und Bläulich ...

So ist das Land, dessen Königin eine Mitteldeutsche nicht spielen kann. So ist das häßliche Land, das dem Cäsar Staunen und Küsse, dem Antonius Glück, Schlaf und Sterben gab.



Rundschau

Eine neue Theogonie*

Kurt Breysig, der sich seit Jahren mit Mut, Geist und ehernem Fleiß um die Neuschöpfung einer Universalgeschichte, oder, wenn man will, einer Geschichtsphilosophie bemüht, in dem sehr notwendigen Bestreben, die zu immer ungefügeren, immer weniger übersehbaren Schlackenhalden anschwellenden Massen des bloßen historischen Rohmaterials unter einige allgemeine Gesetze zu bändigen, — — Breysig legt jetzt eine Frucht seiner Studien vor, die mich eine köstlichere Gabe dünkt, als seine umfangreiche Kulturgeschichte der Neuzeit. Es sind Ideen zur Entstehung des Gottesbegriffs und der Religionen, ein Buch, das nach seinen Quellen und seinem Inhalt jenem souveränen Wissensgebiet angehört, von dem die eigentliche Geschichtswissenschaft und die Wirtschaftslehre nur abhängige Provinzen darstellen, der Soziologie. Ich glaube, das höchste Prädikat zu vergeben, wenn ich sage, daß diese Breysigsche Studie neben das reifste und feinste Werk gestellt werden darf, das die deutsche Soziologie von den Universitäten erhalten hat, neben Karl Büchers „Arbeit und Rhythmus". Wenn dieses Monumentalwerk auf festerer, wissenschaftlicher Basis ruht, so liegt das am Stoffe selbst, der dem Beobachter sicherere Bausteine darbot, während Breysig gezwungen war, auf schwankendstem Grunde zu bauen. Aber er besitzt, wie Bücher, die Selbständigkeit des freien Umblicks, und an Feinfühligkeit der völker-psychologischen Intuition ist er ihm mindestens gleich. Hier liegt überhaupt, so will mir scheinen, die Wurzel seiner Kraft; während er nach meiner persönlichen Auffassung für die wesentlich durch ökonomische Kräfte vollzogene Evolution der rein staatlichen und politischen Völkergeschichte kein so scharfes Auge hat, verleiht ihm seine fast übergroße Empfindlichkeit für künstlerische Werte und seelische Wandlungen die Fähigkeit, ein Pfadfinder zu werden auf dem ebenso bedeutsamen Gebiete der Geschichte der „Ideologien": der Kunst, der Religion, vielleicht der Sprache. Das ließ sich bereits an seiner „Kulturgeschichte" erkennen, deren reizvollste Kapitel dem Werdegang der Kunst gewidmet waren. Hier hat Breysig, der ganz moderne Ästhet, dessen Geschmack an den Dichtern, Malern und Philosophen unseres jüngsten Rinascimento erzogen ist, der Verehrer Nietzsches, Stefan Georges und Böcklins, das Feld seiner Meisterschaft gefunden.

Die neue Theogonie, die er uns heute schenkt, ist auch darin dem Büchersschen Werke ähnlich, daß sie ihre leitenden Gedanken aus ethnologischem Material entnimmt. Die geistigen und materiellen Schöpfungen der Völker höherer Kulturstufe bilden ein allzu verwickeltes Gewebe aus gar zu vielen Fäden der verschiedenartigsten Herkunft, als daß auch das schärfste Auge den Faden der Hauptentwicklung herausfinden könnte, wenn es ihn nicht bereits bei seinem ersten Eintritt entdeckt hat. Und dazu kann nur eins befähigen: das genaue Studium der viel einfacheren, durch wirtschaftliche und politische Schöpfungen noch

* Kurt Breysig, Prof. a. d. Univ. Berlin: Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin (G. Bondi) 1905.

viel weniger komplizierten Verhältnisse und Vorstellungen der Völker niedrigerer Kulturstufe. So entdeckte Bücher im Arbeitsgesang einerseits, in der spielenden Darstellung der gesellschaftlichen Arbeit andererseits die tiefsten Wurzeln aller Dichtkunst und Musik — und so hat jetzt Breysig unsere Vorstellungen von dem Werdegang der stärksten und für die Allgemeingeschichte bedeutsamsten Ideologie, der Religion, mächtig vertieft und in der Tat zum ersten Male eine fast lückenlose Kette ethnologischer Tatsachen zusammengestellt, die wohl den Weg erkennen lassen könnte, auf dem die Menschheit von dem rohen Fetischismus der ältesten Stufen über Seelenkult, Ahnenverehrung, Henotheismus und Polytheismus zum Monotheismus gelangt sein könnte. Wenn ich mich hier so sehr hypothetisch ausdrücke, so werde ich nur dem Verfasser gerecht, der seine geistreichen Gedanken ausdrücklich nur als Ideen, als Möglichkeiten gibt; er will nichts mit Sicherheit behaupten, sondern will lediglich dazu anregen, das religionsgeschichtliche Material der Völkerkunde auf die von ihm entdeckten Zusammenhänge hin zu revidieren, um an einer viel größeren Summe von Tatsachen die von ihm vorläufig supponierte Gleichläufigkeit der religiösen Urvorstellungen entweder zu erhärten oder abzuweisen. Es wird sich namentlich darum handeln, die Religionen der hier noch sehr stiefmütterlich behandelten gelben Rasse daraufhin zu untersuchen, ob sich auch bei ihr die gleichen Urelemente finden, die Breysig bei der roten Rasse Amerikas, bei den Semiten und „Ariern" aufzufinden glaubt.

Nehmen wir selbst an, diese Nachprüfung, die gewiß nicht ausbleiben wird, falle ganz und gar negativ aus, so wird auch das nach meiner unmaßgeblichen Anschauung dem Werte der Gabe keinen Abbruch tun. Das Büchlein wird eine unendlich fruchtbare Anregung zu neuen Untersuchungen gegeben haben und wird, wenn es nur erfolgreichen Widerspruch weckt, für den Fortschritt der Wissenschaft vom Menschen unendlich mehr bedeuten, als die sauberste und unanfechtbarste Materialbearbeitung eines „Fachmanns" im Sinne Löwborgs, zu deutsch: eines Sitzfleischgelehrten. Geistreich bedeutende Fragen stellen ist eben häufig eine größere Leistung, als stumpfsinnig gleichgültige Fragen beantworten. Und hier handelt es sich, wie bereits gesagt, um eins der wichtigsten Probleme der gesamten Soziologie. Denn es scheint fast, als gebe es neben dem mächtigen ökonomischen Bedürfnis nur eine einzige, selbständige, geschichtsbewegende Kraft, nämlich das in religiösen Dichtungen sich entäußernde „wissenschaftliche", d. h. das kausale Bedürfnis der Menschheit. Womit die „materialistische" und sogar die bescheidenere „ökonomistische" Geschichtsphilosophie, wenn auch nicht widerlegt, so doch in ihre Grenzen verwiesen wäre.

Breysigs Studien gipfeln in zwei wichtigen Ergebnissen, einer negativ-kritischen Feststellung und einer Neuschöpfung.

Die Kritik wendet sich mit größter Schärfe gegen eine Lehrmeinung, die in der bisherigen Religionsphilosophie die beherrschende Stellung einnimmt, nämlich die Auffassung, daß alle Gottesbegriffe ihre letzte Wurzel in der Symbolisierung, der Verpersönlichung sozusagen, von Naturerscheinungen, insbesondere von Himmelserscheinungen habe. Breysig weist, m. E. mit vollem Recht, darauf hin, daß diese Theorie das Verstandesvermögen des Urmenschen ungemein überschätze; der ist zu solchen Abstraktionen gar nicht fähig und, wie seine durchaus realistische — nur wegen ihrer technischen Ungelenkheit häufig als stilisiert und symbolistisch mißdeutete — Kunstübung beweist, auch gar nicht geneigt. Die Symbolisierung ist durchaus Charakterzug einer verhältnismäßig viel höheren Kulturstufe, der „Altertumsstufe" in Breysigs Terminologie. Hier, auf der Grundlage einer meist erstaunlich genauen Kenntnis der Himmelserscheinungen, liebt es eine durch abstraktes Denken zum Grübeln erzogene Priesterschaft, die Religionsvorstellungen der „Vorzeit" symbolistisch umzudeuten und auszuweiten: aber es ist um so mehr falsch, diese späte Umwandlung an den Anfang zurückzuversetzen, als man den Vorstellungen und Dichtungen jener älteren Zeit geradezu Gewalt antun muß, um sie in die symbolistische Schablone einzufügen. Der Ursprung oder vielmehr die Ursprünge der religiösen Vorstellungen müssen in ganz anderen Dingen gesucht werden.

Für diesen zweiten, positiven Teil seiner Aufgabe schafft sich Brevsig ein sehr wertvolles Rüstzeug, indem er scharf definierend zwischen den Begriffen „Seele", „Geist" und „Gott" Grenzlinien zieht. „Seele" ist das überlebende Lebensprinzip eines Verstorbenen, empfunden als persönliches Wesen von übermenschlichen Kräften, „Geist", ursprünglich wohl immer eine Seele, aber mit individuellen Zügen, sozusagen mehr Eigenpersönlichkeit. „Gott" eine Art von Geist, dem übermenschliche Eigenschaften und eine übermenschlich starke, „nicht mehr eine vorübergehende, sondern stetige Einwirkung auf die menschlichen Geschicke zugeschrieben werden, dem Anbetung und Dienst gewidmet werden, und dem ein sittlicher Einfluß auf das Verhalten der Menschen eingeräumt wird".

Durch diese dankenswerte Begrenzung der Begriffe macht Brevsig es sich unmöglich, einer Verwirrung zu verfallen, die bisher wohl alle Religionsphilosophie abgelenkt hat. Man hat alle metaphysischen und kosmogonischen Dichtungen der Naturvölker schlechthin als „Religion" bezeichnet und ist auf diese Weise zu der alle theologischen Herzen befriedigenden Behauptung gelangt, daß kein Stamm, auch der niedrigsten Kulturstufe nicht, ohne „Gottesbegriff" sei. Diese Behauptung zerflattert sofort, sobald man an den Begriff des „Gottes" die klaren Mindestansprüche stellt, wie Brevsig in seiner Definition. Denn dann unterscheidet man naturgemäß scharf zwischen den primitiven metaphysisch-kosmogonischen Dichtungen der Urzeit und dem entfalteten Gottesgedanken, und kann nun erst die Frage klarstellen, wie sich dieser, augenscheinlich nicht nur höhere, sondern auch spätere Begriff aus jenen Vorstufen entwickelt hat.

Wenn ich Brevsig recht verstehe und es mir gestattet ist, seine Meinung hier, wo alle Kürze geboten ist, in einer Schroffheit hinzustellen, die auf alle Vorbehalte verzichtet, so erblickt er die Wurzel aller religiösen Vorstellungen mit Julius Lippert und der Mehrzahl der neueren Soziologen in der Beschäftigung mit dem Seelenproblem, das den Urmenschen auf das stärkste beschäftigt haben muß. Das Phänomen des Todes und des Leichnams, der unveränderten Körperform, der nichts zum Leben zu fehlen scheint, als der Atem, der unsichtbare Hauch, mußte die Vorstellung eines unsichtbaren Lebensprinzips erwecken, der Anima, des πνεῦμα, der „Seele", eine Vorstellung, die dann durch die mit ihr in Beziehung gesetzten Erfahrungen der Träume, Halluzinationen und Illusionen gewaltig an Kraft gewinnen mußte. Nichts natürlicher, als daß das Kausalitätsbedürfnis des Urmenschen für alle scheinbar einer greifbaren Ursache ermangelnden Erscheinungen, namentlich aber für die ihn treffenden Übel, diese unsichtbaren Wesen verantwortlich machte und sich gegen sie zu schützen oder sich ihres Wohlwollens zu versichern suchte. So entstanden in zwei Abzweigungen die ersten religiösen Handlungen, einerseits die „Fetisch-Verehrung", die Wahl einer irgend wohin domizilierten „Seele" als Schutzgeist, dem man die Kraft zutraute, die feindlichen Seelen zu überwinden, und andererseits der Totenkultus, der Seelendienst mit seinen merkwürdigen opferreichen Formen.

Daß die Fetisch-Verehrung sich fast überall mit Vorliebe auf Tiere erstreckte, kann nicht wunder nehmen. Der primitive Mensch steht dem Tiere noch sehr nahe; er treibt eine rein „okkupatorische" Wirtschaft wie das Tier, führt den gleichen Kampf ums Dasein und kennt es zu genau, um nicht zu wissen, daß es diesen Kampf mit kaum geringerer Intelligenz besteht, als er selbst. Dazu kommt wohl, wenn ich eine eigene Vermutung aussprechen darf, daß auf dieser Stufe der Mensch, der Angehörige einer kleinen Horde, den Mitgliedern der Nachbarhorden, deren Sprache er oft ebensowenig versteht, wie die Sprache der Tiere, mit ganz ähnlichen Empfindungen entgegentritt, wie den einzelnen Mitgliedern eines Rudels von Wölfen oder Wildhunden oder Antilopen. Die für unsere Kulturstufe schlechthin unmögliche Vorstellung, daß der Mensch in nächster Blutsverwandtschaft vom Tiere abstammen könne, hat hier nicht die mindeste Schwierigkeit, und um so weniger kann der Gedanke unglaublich erscheinen, daß die Seelen der Menschen und Tiere ihren Sitz tauschen können. So entsteht der „Tierfetischismus", dessen letzte Reste in den Wappentieren noch in unsere stolze Kulturwelt hineinragen.

Diese beiden Auszweigungen des Seelenkultus vereinigen sich nun, wenn Breysig richtig sieht, auf höherer Stufe wieder zu einem gemeinsamen Gedanken, nämlich dem Gottesgedanken in seinem strengen Sinne, und zwar bringt der Seelenkult das Element des Dienstes, vielleicht auch der Ehrfurcht, mit Betonung der zweiten Komponente des Wortes, herzu, während der Fetischismus die Elemente der stetigen, regelnden, übermenschlichen Einwirkung auf die menschlichen Geschicke, und vor allem das ethische Element hinzufügt. Und zwar geschieht das durch Vermittlung eines von Breysig neu für die Religionsphilosophie entdeckten Zwischengliedes, des „Heilbringers".

Der Heilbringer ist in seiner urtümlichsten Form, wie sie in den Sagen der amerikanischen Ureinwohner erscheint, regelmäßig ein übermächtiges Wesen, halb Übermensch, halb Übertier, der, vielfach ungeschlechtlich aus einem Weibe überirdischen Stammes gezeugt, nicht nur als der Stammvater seines Volkes, sondern auch als der Schöpfer seiner Welt und Gesetzgeber seines Lebens erscheint. Er erschafft die Erdveste aus der Urflut oder einer zweiten Flut, der Sintflut, fast überall nach siegreichen Kämpfen mit einem Wasserungeheuer, einem Drachen oder ähnlichem; er weist Sonne, Mond und Sternen ihre Bahn an, erschafft zuweilen Tiere und Pflanzen und schenkt den Seinen Feuer, Geräte, Künste und Gesetze. Je mehr die Kultur vorschreitet, um so mehr ihrer Segnungen werden ihm zugeschrieben, ihm, den das dankbare Volk als Geber alles Guten zu verehren gewöhnt ist; so ist es kein Wunder, wenn auf einer Stufe, die die Notwendigkeiten eines sozialen Zusammenlebens höherer Ordnung erkannt hat, der Heilbringer auch als Gesetzgeber und Wächter des „Guten", d. h. des sozial Notwendigen erscheint; und dann braucht sein Kult nur noch die übrigen Seelen- und Geisterkulte, nicht einmal sogleich zu verdrängen, sondern nur zu überstrählen — und der eigentliche Gottesgedanke ist von seinen Eierschalen befreit: alle seine Elemente sind gegeben. Wie dann nach der Vereinigung vieler Horden oder Gaue, deren jeder seinen eigenen Stammesgott in den Verband einbringt, zu größeren Staatsverbänden sich die Entwicklung vom Henotheismus zum Polytheismus mit seiner verwickelten, mühsam abgestimmten Götterlehre, und von hier aus mit dem Überwiegen eines Stammgottes über seine Wettbewerber allmählich der Monotheismus entwickelt, das ließ sich schon vor Breysig mit Klarheit erkennen.

Um zu dem Heilbringer zurückzukehren, so ist in der Tat die Übereinstimmung der Flutsagen bis in ihre Einzelheiten bei Völkern ganz verschiedenen Wohnsitzes und ganz verschiedener Rasse, die in historischen Zeiten sicherlich keine Berührung gehabt hatten, äußerst auffallend und interessant. Selbst das Detail der dreimaligen Aussendung eines Tieres aus der „Arche" durch den Heilbringer findet sich, ganz wie in der Noahsage, auch bei der Mehrzahl der amerikanischen Fluterzählungen. Der Drachenkampf ist in der babylonischen Sage von Marduk und Tiamat klar geschildert; er findet sich ebenso unzweifelhaft in der Kosmogonie der Masai, die derjenigen der asiatischen Semiten so außerordentlich nahe verwandt ist und doch von ihr in vielen Einzelheiten allzusehr abweicht, als daß eine Übertragung wahrscheinlich wäre: das alles gibt Breysig ein unzweifelhaftes Recht dazu, einige augenscheinlich uralte Gesänge des Alten Testamentes (zweite Jesajas und Buch Hiob) dahin zu deuten, daß auch Jahwe, der Stammesgott der Juden, seinen Drachenkampf bestanden hat und sich dadurch, wie durch die Weltschöpfung, als echter „Heilbringer" kennzeichnet. Ob er nicht vielleicht zu weit geht, wenn er auch für Jahwe das einstige Stadium des Übertier-Fetischs in den Halbtiergestalten der Cherubim zu entdecken meint, bleibe dahingestellt. Es ist ein unwesentlicher Einzelzug in dem Bilde.

Eine schnelle Übersicht über einige arische Stämme zeigt auch bei Indern, Griechen und Germanen verwandte Flut-, Weltschöpfungs- und Heilbringersagen auf: die Sage von Odin und Ymir, heute unserer Jugend zum Glück ebenso bekannt, wie die Deukalion- und Noah-Märchen, ähnelt der Marduk-Tiamat-Sage außerordentlich; hier wie dort folgt auf den Kampf des Heilbringers unmittelbar die Weltschöpfung, und zwar derart, daß der Sieger aus dem ungeheuren Leibe des Besiegten Erde

und Himmel erschafft. Breysig hat gewisse Anzeichen dafür, daß ähnliche Vorstellungen auch in den Religionen der Japaner, Chinesen, Neger usw. eine Rolle spielen, und regt ausdrücklich zur weiteren Durchforschung des vorhandenen ethnologischen Materials nach den von ihm angegebenen Gesichtspunkten an.

Ich kann hier auf das ungemein reiche und geistvoll behandelte Material nicht näher eingehen, wie denn auch manche nicht bedeutungslose Einzelzüge in dieser summarischen Wiedergabe haben vernachlässigt werden müssen, wie z. B. die eigentümliche Erscheinung, daß dem Heilbringer überaus häufig ein Zwillingsbruder oder sonstiger naher Verwandter, bald nur als komischer Tölpel, bald als Gegner zur Seite steht, vielleicht die erste Andeutung jener dualistischen Spaltung in ein gutes und ein böses Prinzip, das die höheren Kulte zu beherrschen pflegt. Nur eins sei noch hervorgehoben, was mir der höchsten Beachtung wert erscheint.

Breysig glaubt, daß jene Heilbringer nichts anderes gewesen sind, als vergötterte wirklich lebende Menschen, „große Individuen", Heroen im Sinne Carlyles, Führer und Lehrer ihrer Stämme, deren abgeschiedene Seelen als wohl individualisierte „Geister" verehrt wurden, denen alles Gute immer aufs neue zugeschrieben ward; ihr Andenken bleibt überaus lebendig, weil ihr Leben immer als der unmittelbaren Vergangenheit angehörig betrachtet wird; denn das Zeitbewußtsein des Naturmenschen ist wenig entwickelt, seine „Vergangenheit" reicht kaum weiter als vier bis fünf Generationen rückwärts. Diese, für das Bewußtsein jedes neuen Geschlechts fast soeben erst abgeschiedenen Ahnengeister, in einen Tierfetisch, später mit Vorliebe in Sonne, oder Mond, oder den Himmel schlechthin domiziliert, sind es, von denen dem späteren voll integrierten Gottesgedanken jener Beisatz blutwarmer Persönlichkeit, entfalteter, liebender und hassender Individualität, zugeflossen ist, der die alten, starken Religionen so machtvoll wirken läßt, der zum Beispiel noch im „Hohelied" Jahwes bei Hiob ihn so ganz jünglingshaft, siegfriedmäßig sich seiner Siege rühmen läßt. Niemals hätte, so glaubt Breysig, aus der bangen Furcht vor den den Menschen rings umlauernden unsichtbaren undifferenzierten Seelen ein so lebendiger, lebensfrischer Gottespersönlichkeitsbegriff sich entwickeln können; um es drastisch auszudrücken: aus Vampyren, Willis und Lemuren kann unmöglich Jahwe, Apollo, oder Odin entstehen. Derart läge der starken Persönlichkeit unserer Gottesvorstellung zugrunde: der Starke, der Mächtige, der Weise, der Milde, der Lehrer und Gesetzgeber; und so schuf der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde, „als ein Bild, das ihm gleich sei".

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, hier daran zu erinnern, daß Carlyle eine ähnliche Theogonie aufgestellt hat, — freilich nur für einen heidnischen Gott, dessen Dienst ihm als eine rohe Ahnung des All-Ein-Gottes der großen Weltreligionen erschien. Nach Carlyle ist Odin einst ein „Heilbringer" gewesen, ein König, Gesetzgeber, Führer und Richter, und ist von den dankbaren Nachfahren vergöttert und zuletzt vergottet worden. Viele werden nicht einsehen, warum sie das gleiche nicht von Jahwe und Allah sollen annehmen dürfen.

Franz Oppenheimer

Algeciras

Isadora Duncan oder ein Pferderennen zu besprechen, oder schlimmstenfalls eine Philologen-Versammlung, wäre angenehmer. Die Tänzerin und die Pferde und die Gelehrten haben wenigstens ein Ziel, wissen einigermaßen, was sie wollen, und — die Hauptsache — meinen es ernsthaft. Die Konferenz dagegen war nicht seriös. Mundus vult decipi. Die Komödie hätte freilich zur Tragödie werden können. Es ist so ein Gemisch aus beiden geworden. Die Katastrophe ist ausgeblieben, es kam bloß ein ridiculus mus. Aber das Streiflicht, das blitzartig das Dunkel der Lage erhellte, offenbarte, daß wir an einem Abgrund stehen. Damit nicht genug: Das wahrhaft Tragische liegt darin, daß unsre Führer die Gefahr gar nicht erkennen, daß sie den Abgrund für eine Golfgrube ansehen. Die Konferenz ist vorbeigegangen wie ein schweres Gewitter, das die Luft verfinstert und die Gemüter bedrückt. Aber reinigend und befreiend hat das Gewitter

nicht gewirkt. Im Gegenteil. Es ist das Vorspiel weiterer Wetterschläge.

Wenn man früher ein Land erobern wollte, so nahm man einfach ein paar tausend Soldaten, und ging hin und besetzte eben das gewünschte Land. Wem das nicht gefiel, der konnte weggeben; wer was dagegen sagen wollte, der wurde halt totgeschlagen. Diese Methode ist noch nicht ganz außer Übung gekommen, siehe Transvaal. In der Regel jedoch geht man heutzutage anders vor. Man legt zunächst Kuckuckseier in das fremde Land in Gestalt von Fremdenkolonien in den Hafenstädten und einzelnen wichtigen Plätzen des Innern. Die Fremden genießen des Rechtes der Extraterritorialität und mißbrauchen dieses Recht nach allen Kanten und machen sich überall madig, was dann zu fortwährenden Reibereien führt. Dann zwingt man den Beherrscher des Landes, eine Anleihe aufzunehmen, zu der er manchmal gar keine Lust hat — der Sultan von Marokko hat tatsächlich 62 Millionen Fr. zuerst ausgeschlagen. Tut nichts, das Geld wird ihm die Kehle hinabgestoßen: du mußt erwürgen oder verdauen. Ist einmal der Bissen die Gurgel hinab, so beißt es, brav Zinsen zahlen. Gewöhnlich ist, ehe noch eine Anleihe überhaupt dem beglückten Lande zufließt, ein Zehntel oder gar ein Fünftel in den Händen von Agenten, Kommissären und Bankiers geblieben; weitere zwei bis drei Fünftel verschwinden in den Taschen der Pascha und Günstlinge; der Rest wird zur Tilgung früherer Anleihen benutzt. So ist von jenen 62 Millionen fast nichts in die Hände des Sultans gelangt. Woher also Zinsen zahlen? Die logische Folgerung ist, daß neue Anleihen gemacht werden. So hat man schon einen besseren Griff, um die Kehle des Erstickenden ganz zuzudrücken. Das zum Sterben bestimmte Land wehrt sich aber immer noch. Europa ist jedoch schnell dabei, neue wirksame Mittel zu ersinnen. Man hat die internationale Gendarmerie in Mazedonien erprobt. Nun half man sie auch den Marokkanern auf. Dazu noch ein paar probate Mittelchen: zwangsweise Zollverwaltung in einem oder mehreren, oder, wie in China, allen Häfen; Konzessionen und Konzessiönchen in Hafenbau, Minen, Eisenbahnen, und etwa noch, wie in Kairo und Konstantinopel, internationale Finanzverwaltung. Um jedoch dem Patienten den Garaus zu machen — eine Konferenz der Mächte. Wie es in dem Wiener Gstanzl heißt: „Noch ein paar Doktoren, — nun aber ist er verloren!"

Alle Welt weiß, daß Marokko nur ein Vorwand war. Man schlägt den Sack und meint den Esel. Es handelte sich um ein Duell. Aber nicht zwischen Barbaren und Zivilisation, sondern zwischen Deutschland und den um Frankreich geschaarten Mächten. Die Mensur wurde nicht ausgepaukt, wenn es auch Blutige auf beiden Seiten gab: sie wurde suspendiert. Der Groll der Paukanten ist geblieben. Fast scheint es, als müsse noch einmal gefochten werden, bis dann eine Abfuhr erfolgt. Insofern ist mithin Algeciras völlig nutzlos gewesen. Dagegen hat es einen ähnlichen Erfolg, wie das Pariser Pistolenduell, das Mark Twain in seinem tramp abroad beschreibt. Es war dichter Nebel. Die Gegner konnten sich nicht einmal sehen. Sie mußten Rufe ausstoßen, damit man ungefähr wisse, wo sie stünden. Hierauf: Los! Und ein Sekundant blieb getroffen auf dem Platze. Ähnlich ist es den Russen gegangen, die in Wahrheit so recht im Nebel tappten und die ihre trauliche Gesinnung für Frankreich durch einen Schuß ins Herz — ihrer Finanzen zu büßen haben. Deutschland hat der neuen Anleihe seinen Markt verschlossen. Auch sonst traf so mancher Schuß einen ganz anderen Mann als den, auf den er gerichtet war. Rouvier kämpft mit Bülow, und Holstein fällt. Dabei ist es eigentlich nicht einmal Rouvier, der schießt: der Schatten Delcassés hält ihm die Waffe. Und Delcassé replongera. Aber gerade die tüchtigsten Schützen, die am besten die Entfernungen schätzten, die am sichersten zielten, Tattenbach und Radowitz, wer spricht von ihnen?

Erreicht haben wir so gut wie nichts. Einige Kugeln trafen wohl und zerrissen dem Gegner das Hemd. Aber nicht mehr. Oder ritzten höchstens die Haut. Freilich, auch französische Blätter sind unzufrieden, die der Militärpartei, und behaupten, Frankreich sei blamiert. Allein was beweist das? Wenn einer übertriebene Ansprüche macht, so schimpft er, selbst wenn er die Hälfte davon erlangte. Wer aber so bescheidene Ansprüche stellt, wie die deutsche Regierung, der freut sich gleich dem Famulus

Wagner über jeden Regenwurm, so er findet. Glück ist individuell, ist lediglich Sache der Empfindung. Auch Selbstbescheidung und Zufriedenheit sind wechselnde Werte. „Du sprichst wie eine Taube", ruft Goethes junger Adler.

Marokko ist, wenigstens in seiner westlichen Hälfte, ein schönes und fruchtbares Land. Es ist wohl des Schweißes der Edlen wert. Allein trotzdem kann es der Macht, der die andern es gönnen, zum Danaergeschenk werden. Schon ist Muley Hafit bei Marrakesch zum Sultan ausgerufen worden; schon wird die Palastrevolution in Fes vorbereitet. Das heißt: der Kampf gegen Abdul Aziz, weil er ein Freund der Franken, der djihad unter die grüne Fahne des Propheten, der heilige Krieg gegen das Abendland steht bevor. In vielen Teilen des Landes kann ja der Europäer mit verhältnismäßiger Sicherheit sich bewegen; ich selbst habe auf drei Reisen in und um Marokko eigentlich nie eine sonderliche Fährlichkeit zu bestehen gehabt. Allein die bei weitem überwiegende Hälfte des Reiches ist beinah fortwährend im Aufstand begriffen. Und gegen die Christen ist der Haß bei Arabern wie Berbern groß. Der bedeutendste Marokkoforscher der Gegenwart, der Marquis de Segonzac, erklärte die Berber für la race la plus indomptable de la terre und meinte, eine Milliarde Geldes und mehrere Jahre lang hunderttausend Truppen würden zur Eroberung des Landes nötig sein. Wenn man bedenkt, daß die Handvoll Herero und Hottentotten uns soviel Blut und eine drittel Milliarde gekostet haben, so möchte man glauben, daß für die Bezwingung von acht Millionen Marokkanern, denen gegebenen Falls noch weitere Millionen kriegerischer Glaubensgenossen zur Seite stehen, noch bedeutend mehr Opfer gebracht werden müßten. Also wäre Frankreich nicht durchaus zu beneiden. Dabei hätten die Franzosen am Casablanca, wie ich einem Privatbriefe entnehme, wahre Freudenorgien gefeiert. Eine weitere Folge von Algeciras: die Zeiten des alten Fritz kehren zurück, deutsche Soldaten allein gegen eine Welt. Es ist vielleicht nicht gut, wenn man sich zu sehr auf Freunde, auf Bundesgenossen verläßt. Man strengt dann die eigenen Mittel nicht genügend an; übt und härtet sich selbst nicht so, wie es in der Not geschähe. So müssen wir denn aus der Not eine Tugend machen, müssen unser Schwert schärfen, und lernen, es hoch und mächtig zu schwingen, wenn es wieder einmal, aber dann in eigner Sache, heißt: Germans to the front!

Albrecht Wirth

Das Gefüge der Welt*

Ein Fanatiker des historischen Materialismus könnte, wenn sich sein Dogmatismus noch mit etwas Geist verträgt, sehr interessante und — billige Parallelen zwischen wirtschaftlicher und philosophischer Kultur aufzeigen. Er würde daran erinnern, daß der „klassische" deutsche Idealismus nur die Rache des Geistes an der dürftigen Sinneswelt war. Und der Zusammenhang der materialistisch-sensualistischen Philosophie mit dem in alle Poren des Volkskörpers eindringenden Kapitalismus scheint auf der Hand zu liegen. Heute würde nun unser Freund, wenn er feine Ohren hat, hören, wie eine neue Art zu philosophieren Mode wird, vielleicht parallel zu den Umbildungen unserer sozialen und ökonomischen Bedingungen. Dem neuen Geschlecht genügt es nicht, sich als Schöpfer seiner Welt zu wissen. Es fühlt sich zu bedingt, um glauben zu können, das Ich setzte das Nicht-Ich aus sich heraus. Auf der anderen Seite wird es unwillig, wenn man ihm vormachen will, die Welt sei ein Chaos von Räumen, Tönen, Wärmen, Farben, Drücken . . . und das Ich, das kurz vorher dem Universum seine Denkformen mit napoleonischer Geste aufgezwungen hatte, sei nur eine Perlenschnur, an der die Empfindungen sich aufreihten. Die neuen Philosophen wollen Distanz von den Dingen, und wollen doch mit ihnen im letzten Grunde eins sein. (Schließlich will das ja jede Philosophie; und doch muß sich jede das Programm neu erobern.) Sie sind vornehm und ge-

* Hermann Graf Keyserling: Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München 1906.

stätten sich nicht die Bequemlichkeit, mit der Identität von Natur- und Denkgesetzen zu beginnen, oder Stoff, Kraft, Leben so lange zu vertauschen, bis man an ihre Gleichheit glaubt, und sich dann von diesem „Monismus" atomistischer oder energetischer Observanz berauscht in die Arme zu sinken; — all diese unsympathischen Züge eines demokratischen Zeitalters, das alle Gegensätze in einen Volksküchenbrei zusammenrühren möchte, sind ausgelöscht. Sie sind stark genug zu einer echt philosophischen Spannung, die die materiale Verschiedenheit der Weltelemente hinnimmt und hoch über diesen Antinomien den Bogen des formalen Gesetzes, der platonischen Idee spannt. Diese Philosophie ist nicht neugierig und will nicht mehr hinter die Kulissen sehen, um dort das Ding-an-sich bei der Toilette zu überraschen, während es sich schminkt und die Bühnenkostüme der empirischen Realität noch malerisch verstreut umherliegen. Das Innere existiert für sie nur, soweit es Form geworden ist. Sie dreht die Achse der Weltbetrachtung um 90 Grad und hat es nunmehr nicht mit der erkenntniskritischen Antithese Subjekt-Objekt zu tun, sondern mit dem Gegensatz von Qualität und Quantität, der auch nur ein Einheitliches von zwei Gesichtspunkten zeigt. Verschieden sind nur die Wege, um zu der letzten Einheit zu gelangen. Die Mystiker kommen aus der Tiefe und erleben die Einheit und sehen in den Masken der Oberfläche Symbole der Tiefe. Der kritische Philosoph geht den umgekehrten Weg. Er erlebt nicht, er abstrahiert, flieht, gibt Schemata, Möglichkeiten, Rahmen, und all das nur „um wiederzukommen, wie Kassner es unvergleichlich sagt, um in der Begeisterung, der Leidenschaft, im Unfaßbaren, im Unvergleichlichen zum zweiten Male geboren zu werden, um in der Musik aufzuerstehen".

Zu diesen Versuchen, zu einer neuen kritischen Philosophie zu kommen, zählt das Buch des Grafen Keyserling, das Houston Stewart Chamberlain mit warmen Worten gewidmet ist. Es wäre Roheit, wollte man sorgfältig alle Fleischteile dieses wundervoll lebendigen Organismus ablösen, um das Skelett, den „Gedankengang" in seiner weißpolierten Langweiligkeit zu zeigen. Freilich könnte es einen schönen Beitrag zur Ästhetik der rhythmischen Künste geben, wenn man der Kette von Voraussetzungen, Beweisen, dialektischen Steigerungen, Ableitungen nachginge, das Spiel des Accelerando und Ritardando analysierte. Aber wesentlicher ist die Fülle von Anregungen, die an die verschiedensten Wissenschaften verschwendet wird: an Physik, Kosmologie, Biologie, Ästhetik, Psychologie, — all das Lebendige, oft Widerspruchsvolle und eben darum so Anregende, Fördernde. Denn „das Unwiderlegliche ist insofern unfruchtbar, als es nichts mehr voraussehen läßt", heißt es in der Vorrede. Und schließlich ist doch das „Unwiderlegliche" das einzig Wertvolle — nicht weil es bewiesen ist, sondern weil sich in ihm die Persönlichkeit spiegelt.

Seit Plato erkennen wir den Philosophen daran, daß er zu trennen und zu verbinden, das Einzelne im Ganzen und das Ganze in den Teilen zu sehen weiß. Alle großen Denker waren große Dramatiker. So hebt Keyserlings Buch mit der tragischen Spannung zwischen zwei Grundantinomien an, die sich aus der Enge der Physik zu weltweiten Dimensionen steigert. Aus dem Gegensatz von Kraft und Stoff, zwei Kategorien, die begrifflich nicht ineinander überzuführen sind, wird die Antithese Kontinuität — Diskontinuität. Sie wandelt sich und erscheint als Geometrie und Arithmetik und steht endlich als der Urdualismus von Sein und Werden vor uns; ewig für unser Denken geschieden; eins nur im Erleben für uns zwiespältige Wesen, zwischen Gott und Tier gestellt, unentschieden wie Botticellis Madonnen, „who are neither for Jehovah nor for his enemies", für uns Wesen des Übergangs. So bindet die dritte Grundkategorie: das Leben in sich Sein und Werden — als irrationale Zahl der Weltmathematik, wenn die Geometrie der Kraft, die Arithmetik dem Stoff entspricht. Und den Äther wagen wir als imaginäre Größe zu fassen ...

„Wie die Tragödie aus dem Geiste der Musik entsproß, so ist uns aus dem Geist der Mathematik das Drama des Universums aufgegangen."

Noch ist aber alles formloses Chaos. Die Mathematik gibt der Philosophie nur das Mögliche, nicht das Wirkliche. Hier und jetzt, in der Mathematik kehrt die Philosophie um und er-

kennt die Grenzen des Seienden und wird Rhythmik. Immer bricht sich das Kontinuum am Diskontinuum. Jedes Element, jeder Körper, jedes Weltensystem kann nur in bestimmten Grenzen bestehen. Und diese Grenzen sind die gleichen für die Bildung der Kristalle, für die Harmonie der Töne und Farben, für die Formen organischer Körper. Die gleichen Rhythmen leben auch im frei schaffenden Menschen und offenbaren sich am klarsten in der Kunst, die ganz Stil geworden ist, weil in ihr das Äußerste und das Innerste nicht zu trennen sind: in der Musik, in der sich für uns das Wesen der Welt am schönsten spiegelt: Die Welt als Symphonie . . .

Wir sind auf der Höhe angelangt. Unter uns liegen die unendlich verschlungenen und verworrenen Probleme der Erotik, des geistigen Schaffens, des Ichs, die uralten Fragen nach Freiheit und Notwendigkeit, nach dem Wesen der Wahrheit, nach dem Genie; und alle zeigen von diesem hohen und einsamen Standpunkt ein neues Gesicht und scheinen nur darauf gewartet zu haben, daß man sie von hier aus betrachte.

Wir fassen uns an den Kopf. Ist all das nicht ein Traum des Novalis oder jenes Größten, mit dessen seherischen Worten das Werk schließt, und der unter einer Skizze zum „Abendmahl" eine geometrische Aufgabe löste? Haben wir uns nicht fortreißen lassen von dem narkotisierenden Rhythmus leider falscher Schlüsse? Staunend blicken wir auf den Weg zurück, der uns hinauf geleitet. Keyserling sieht die Bedeutung seines Buches nicht in den ästhetischen Qualitäten des Aufbaus. Sein größter Ehrgeiz ist, eine kritische Tat vollbracht zu haben. Und sein Weg war die projektive Methode.

Süße alte Schulerinnerungen tauchen auf. Die Mathematikstunde . . . Die meisten denken allerdings nur mit etwas perversem Vergnügen an trigonometrische Berechnungen und an das Ausziehen kubischer Wurzeln. Manche aber tragen noch in der Erinnerung den Rausch jener Stunden, da die projektive Geometrie tausend neue Wege zu weisen schien. Man sah die kompliziertesten Gestalten werden, sich wandeln und in andre übergehen. Figuren, die im Unendlichen lagen, konnten bequem untersucht werden, und selbst die mehrdimensionalen Räume wurden sehbar. In Keyserling sind viele dieser Blütenträume gereift. Die projektive Methode weist uns den Weg von den bekannten Gesetzen des menschlichen Geistes zu höheren „Funktionen", und wir erkennen schließlich in ihr die ursprüngliche Methode unseres Denkens. Kraft und Stoff sind uns ja nur als Projektionen auf das „Leben" bekannt, und alle Entwickelungen unseres Geistes hängen nach perspektivischen Gesetzen zusammen. „So ist denn die Methode unserer Philosophie die Methode des Menschengeistes, von innen besehen, selbst; wir tun nichts anderes, als den Weg fortzusetzen, den die Natur im Menschen, jenseits des Bewußtseins wandelt."

So ist es möglich geworden, das Objektive, Intelligible des Universums als Mathematik zu erfassen, alles Qualitative als Quantitatives, die Musik als Rhythmik, die Persönlichkeit als formales Gesetz. Und alle Inhalte unseres Weltbildes, die Begriffe, Farben, Töne, alle Qualitäten „sind bloß Gleichnisse nach ewigen Gesetzen fortrauschender Progressionen, die nur augenblicklich rasten, unaufhaltsam schwinden und nur im Vergänglichen ihr Sein bekunden."

Hier aber taucht der Dualismus unserer „gebrochenen" Übergangsnatur auf: der Bruch, den wir früher zwischen Kraft und Stoff, Kontinuität und Diskontinuität setzten, zwischen Sein und Werden — jetzt und hier sehen wir ihn zwischen Idee und Erfahrung als jenen tiefsten „Hiatus", über den Goethe und jeder echte Platoniker soviel gedacht. Die Philosophie spaltet sich hier in die Musik und die Maske, sie erlebt hier ihre letzte Spannung, ihr tiefstes Staunen und in ihm die letzte Einheit, die ihr das Denken nie geben kann. Doch es ist Zeit abzubrechen; denn anstatt ein paar Worte der Dankbarkeit über Keyserling, den kritischen Philosophen zu sagen, gerate ich in Versuchung, Kassner, den Mystiker abzuschreiben . . .

Kurt Singer

Kraft und Stil

Die Aktmalerei ist in der Kunst nicht bloß die erste Schule, sondern auch die letzte Formel geblieben. An der menschlichen nackten Figur konfrontiert sie sich am besten und am stärksten mit der Natur.

Hier zeigt sie das Können und bekennt sie das Schauen. Die Landschaft ist ihr zur weiteren musikalischen Fortbildung gegeben, das Stillleben zur Komposition und jedes Genre, das Stilleben mit Menschen ist. Im Akt treffen sich Farbe und Form. Die Schönheit des formalen Systems und die der assoziativen Farbe reizt beide Lager.

Wenn man in der neuen Berliner Sezessionsausstellung die Akte daraufhin ansieht, hat man die ganze Stufenfolge. E. R. Weiß malt einen kauernden Akt als Zeichnung, in der Ornamentik seiner natürlichen sich schneidenden und abgrenzenden Linien und Flächen. Linde-Walther stellt ihn in einer stumpfen Natürlichkeit hin, etwa in der dunklen Atmosphäre Courbets, mit dem leichten Glanz französischer Augen und einem grünen Tuchfetzen, dessen Bureaufarbe die Sachlichkeit des Fleisches nur erhöht. Kardorff legt ihn auf ein weißes Tuch mit der ruhigen Gelassenheit seines Temperaments, ohne Experiment, als Modell für einen Fleiß, dessen höchste Tugend die Aristokratie ist — denn es gibt auch einen plebejischen Fleiß. Tuch nimmt ihn als neuakademisches Material für die abstrakte Andeutung von Stimmungen, die sich rein formal durch das bloße Dasein von nackten Menschen übermitteln lassen, in Maréesschem Sinne, in Florentiner Erinnerungen, der Abend als Gedicht dreier nackter Menschen. Lichtenberger freut sich seiner als wollüstigsten Materials der Boudoirkunst: die nackte Frau, die nackte Frau im Pelz, die nackte Frau im Pelz mit dem Hund vor einem Leuchter. Block malt den alten dämmerigen weiblichen Atelierakt mit Spiegel. Curt Herrmann benutzt ihr Fleisch zur Übung des neoimpressionistischen Serpentintanzes der Farben. Purrmann schüttet die ganze Palette über ihren Körper. Bayer legt einer jugendlichen Kraft, die solistischen Pleinairtöne über die Haut zu gießen, keinen Zwang auf. Corinth aber zähmt die rustikale Wildheit durch eine gewisse Kultur der Tonnuance, wie sie jemand sich angewöhnt, der nicht mehr nötig hat, den grellsten Eindruck seines Auges aus Furcht vor der Nivellierung ohne Abzug hinzusetzen oder gar zu steigern.

Kraft und Stil heißen die beiden Stationen. In der Kunst dürfen sie uns reiner begegnen als im Leben. Im Leben gibt es fanatische Naturen, die nur ihrem Temperament und Glauben folgen, und Ruhemenschen, die nur in der Gesetzbildung, in der Subtraktion ihres Innern von den Konflikten existieren, die sich in dieser liebelosen Welt bilden. Das Leben täuscht uns wenigstens diese beiden Arten vor, denn in Wahrheit sind sie Ideale und leben fast mehr in den Augen derer, die sie verehren, als daß sie wirklich sich so rein kultivieren könnten. Aber die Kunst hat diesen Schein in ihrem Wesen und darum ist sie nicht nur ehrlicher als das Leben, sondern auch erziehlicher. Wenn ich einen Ruhemenschen im Leben verehren wollte, wie etwa Fontane, würde ich sehr bald sehen, daß ich mich blamiert habe. Wenn ich Fontanesche Romane lese, blamiere ich niemals. Hier ist das Fontanesche Kunst und bewußter Schein geworden und wirkt auf mich als elementare Kraft. Ich werde glücklicher, heiterer und zuversichtlicher. Und wenn ich eine schwarzhaarige Römerin von Feuerbach sehe, so steigern sich in mir Lebensgefühle, Dankbarkeiten und gewisse innere Engagements vor der Schönheit, die mir die wirkliche Schustersfrau Nana wahrscheinlich zerstört hätte. Und dasselbe finde ich auf der andern Seite: etwa bei Bismarck und den Webern Hauptmanns oder dem ersten Akt Pippa.

Liebermann hat auf der Ausstellung drei Porträts, die das Wunderbarste sind an Schönheitswerdung der Kraft, was man seit langem sah. Der Zufall fügt es, daß es drei Typen sind. Der Freiherr von Berger sitzt auf den Beschauer zu. Es ist ein Moment vor dem Lebendigwerden, wie ihn nur der Impressionismus fassen kann. Das unschön-ausdrucksvolle Gesicht ist kurz davor, zu sprechen. Es sitzt auf einem blauen Rock, der von rötlichen Tönen durchwebt ist, und auf einer weißen Weste, die wirklich weiß ist und in ihren weißen Strichlagen ein diskretes Spiel von Schatten modelliert. Die Hände sind toniger behandelt als das lebensprühende Gesicht mit seinen roten Temperamentsflecken, sie halten die Zigarre, die zur Charakteristik des Tempos eines Menschen immer noch ein gutes Requisit ist. Fürst Lichnowsky sitzt ganz im Profil

nach links (natürlich nach links — nach rechts würde unser Auge als Umdruck empfinden), er ist blaublütiger gehalten, also schattiger und gebundener in den Farben, graugelb, die Weste gelblich (wie löblich helle Westen sind, zeigen die Maler), der Nasenschatten, der bei Liebermann immer das Gerüst des Gesichts hält, stark herausgearbeitet, die Hände lang und nervös auf der Lehne. Endlich Dr. Strebel, wie Berger aus der Sammlung Hamburger Porträts: halb im Profil sitzend auf einem belederten Mahagonistuhl, in den Händen den Zwicker, leicht vorgebeugt, schwarzer Anzug, sehr kunstvoll nuanciert, ein kluger und bedächtiger alter Herr, dessen von den Jahren modelliertes Gesicht in seinen Wachsfarben gelb aufgemauert ist, vom blauen Schatten der Kravatte leicht kontrastiert. Diese drei Menschen kennen wir jetzt, weil wir sie durch das Auge eines Meisters sehn, der sie scharf faßte und dabei nichts von einer dekorativen Traumwelt besaß, in die er sie untertauchte. Gänzlich undekorativ und unstilisiert. Was er von sich selbst daran wendete, war nur die Kraft der Anschauung, nicht die Synthese einer Stimmung, die das Modell musikalisch verblaßt. Und diese Kraft setzt er in Technik um und die Technik ist die Anschauung. Mit Herrschergefühl zwingt er die Farben in ihre Erscheinung. Wir erkennen seine Hand in der geringsten Modellierung eines Muskels und eines Rockschattens. Und erkennen doch, daß diese Handschrift die volle Darstellung gibt. Heißhunger nach dem Leben fühlt man vor diesen Bildern. Sie elektrisieren unsere Bejahungsfähigkeiten, sie vermännlichen. Aus den sicheren und dennoch unverbrauchten Pinselstrichen gehen Erregungen in uns über, die uns so füllen, daß für einige Zeit das Zweifelsüchtige keinen Raum findet. Wir sind auf der fruchtbarsten Stelle der Erde: Persönlichkeiten durch eine Persönlichkeit geschaffen.

Wenn man von Liebermann zu Slevogt kommt, scheinen die Proportionen abzunehmen. Jener vergrößert die Menschen, dieser verkleinert sie etwas. Der Vergleich ist lehrreich, zumal Slevogt eine sehr beachtenswerte Fähigkeit besitzt, Porträts ohne Lüge zu malen. Als Menschenkenner und -schauer kommt er in dieser Ausstellung gleich hinter Liebermann. Aber er ist mehr „Maler" als dieser, er interessiert sich noch für Probleme. Bei der Dame in Blau ist das Blau, beim General in Weiß die roten Aufschläge und die bunten Orden ihm wichtig. Die Malerei will nicht in der Existenz des Modells aufgehn, sie bewahrt sich einen leisen dekorativen Rest. Wichtiger freilich als die Menschen ist es ihm nicht. Diese sieht er mit einer bewundernswerten plastischen Schärfe und in ihrem reinen Wachstum. Sogar in ihrem Tempo. Wie die blaue Dame schnell sitzt und der weiße General langsam sitzt, ist aus den Bildern ersichtlich.

Der Stil, entgegengesetzt, als formbildend, tritt bei Vuillard wunderbar hervor. Die Wirklichkeit ist in diesen dekorativen Panneaux ausgeschaltet, aber ihre Erinnerung bis in den letzten Realismus zurückgerufen. Das Leben ist tödlich, die Musik ist das Glück. Traumhaft schweben Gestalten durchs Zimmer, die mit Blumen, mit Handarbeiten beschäftigt scheinen. Paradiesisch bewegen sich Gestalten durch Gärten, die mit Lesen und Sprechen beschäftigt scheinen. Der wohlige Duft des Zimmers, rauchige Phantasien dämmerigen Mosaiks, und die heitere Luft des Gartens, weißgrüne Lieder von unendlicher Ruhe, geben Stoffe, Kompositionen, Farben. Jene wie aus Leder geschnitten, diese wie aus Fäden gewebt, Handarbeiten des musikalischen Gehirns. Alles wird Stil, Dekoration, Ruhe, und Form und Farbe sind Gesetze der Ewigkeit über allen Zufällen des rohen Lebens. Wolken und Gras und der Glanz der Kleider, blaue Sporthemden und grüne Changierreflexe auf roten Stoffen, Capes in ostasiatischem Braunrot, die Schichten der Bergabhänge, Latten der Jalousien, Fugen der Ziegel schweben als Ornamente um uns, die von einer äußersten Geschmackskultur geheißen sind, sich an die Wände zu flüchten, durch leise Klänge uns zu mahnen und durch die Ruhe, die ihnen geworden ist, uns fernzuhalten von der brutalen Sinnlichkeit. Dies ist die Macht des Stils.

Ist es die Größe Ludwig v. Hofmanns, daß er Kraft und Stil in einer seltenen, kaum glaublichen Mischung vereinigt? Aus den sonnigen Hainen stürzen die Tänzer im bacchantischen Parallelismus hervor, nach vorn zu

sich in Paare lösend, nach vorn zu in den Schatten, wo der nackte Knabe das Tambourin schlägt. Welches Feuer und welche heiße Kraft in den Gliedern, in den Farben. Das ist das Bild des Tanzes. Es tanzen die Menschen, es tanzen die Gräser und es tanzen die Farbenstriche der leichten Gewänder, die nicht nach der langweiligen und abstrakten Methode der Neoimpressionisten sich eigensinnig starr nebeneinander legen, sondern dem Rhythmus folgen, die Bewegung in Serpentinen wandeln, den Fluß der Reflexe in den dionysischen Zug hineinleiten. Alles, was wir heute vom Tanze ersehnen, den Rhythmus der neuen Kraft in Form und in Farbe, gibt dieses Bild. Das Paradies der Bibel ist ruhig und massiv, dies neue Paradies ist voller Bewegung, und voll Rhythmus in der Unruhe und Stil in der Kraft. Hofmann zeichnete für den Inselverlag eine Reihe seiner Tanzblätter, zu der Hofmannsthal die symphonische Einleitung schrieb. Zarte Bleistiftzeichnungen von seliger Freude an der Schönheit dieser bewegten Welt, der wirklich tanzenden und der heimlich tanzenden. Ich denke mir ein weißes Musikzimmer dazu und in die Panneele diese Blätter eingelassen. Es wäre köstlich, sie dauernd zu sehen. Denn ob wir die Kraft oder die Ruhe in ihrem Schein verehren, hier hätten wir immer ihr göttliches Bild, Natur und Hellas, Akt und Landschaft, Malerei und Musik, und gar die Möglichkeit, beides in einem sich schließen zu lassen.

O. B.

Ein neues Buch Arbeiterleben

Paul Göhre, der ehemalige Pastor, ist in der Literatur ein Stück Pfadfinder. Mit seiner Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter" hat er einer für Deutschland neuen Art sozialpsychologischer Monographien den Weg geebnet, und mit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" des Arbeiters Karl Fischer hat er den Grund gelegt für einen Literaturzweig, der, sofern sich nicht Spekulation auf das Sensationelle seiner bemächtigt, noch manche schöne Frucht tragen kann. Davon zeugt die soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienene, ebenfalls von Göhre herausgegebene „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters," als deren Verfasser wir den 35jährigen Arbeiter Theodor Bromme in Ronneburg-Friedrichshaide kennen lernen. Wie bei der so eindrucksvollen Autobiographie Fischers hat sich Göhre auch bei dieser, etwas weniger eigenartigen, aber dafür lebendigeren Lebensbeschreibung jedes retuschierenden Eingreifens enthalten und sich auf die mehr technische Redaktion beschränkt. Der Proletarier, der das geschilderte Leben durchlebt hat, spricht auf jeder Seite des Buches in eigenen Worten und Bildern selbst zu uns. Und auch ihm ist das Zeugnis auszustellen, daß seine Darstellung sehr wenig von Schminke merken läßt. Hier und da wittern wir die Rückwirkung kleiner menschlicher Schwächen, aber sie zeigen sich in so durchsichtiger Offenheit, daß das Buch im ganzen so wahr erscheint, wie Schilderungen eignen Erlebens überhaupt wahr sein können. Der Verfasser — sein voller Name ist Moritz William Theodor Bromme — weiß sehr anschaulich und lebhaft zu erzählen. Kann auch sein Buch, wie überhaupt Selbstbiographien dieser Art, sich in künstlerischer Anlage und Durchführung nicht mit jenen Meisterwerken der Erzählungsliteratur messen, bei denen, wie bei Gil Blas, Tom Jones, Martin der Findling usw., die Phantasie des Schöpfers frei walten durfte, so ist es dafür von den romantischen Einkleidungen und erkünstelten Sentimentalitäten frei, die uns in jenen Erzählungen heute so störend berühren. Bromme moralisiert nicht viel, er gibt seine Eindrücke, die heiteren wie die trüben, ohne Umschweife so wieder, wie sie in ihm leben. Und trotzdem er Göhres Weisung, streng bei der Wahrheit zu bleiben, als Bedingung für die Herausgabe des Buches einzuhalten hatte, zeigt er doch eine nicht geringe Fähigkeit, zu gestalten, zu packen und zu fesseln.

Theodor Bromme ist allerdings insofern kein ganz gewöhnlicher Proletarier, als er eine erheblich bessere Schulbildung erhalten hat, als sonst der Arbeiter. Er hat eine bürgerliche Mittelschule absolviert, und zwar, wie sein Buch zeigt, mit mehr als äußerlichem Erfolg. Trotz dieser besseren Schulbildung ist er jedoch

in den Niederungen der Gesellschaft geblieben oder unter der Ungunst der Verhältnisse jedesmal nach kurzem Aufschwung wieder in sie zurückgesunken. Und nicht nur ihm, der die Unvorsichtigkeit begangen hat, als Zweiundzwanzigjähriger zu heiraten und dem alle paar Jahre ein Neugebornes die zu ernährende Familie vermehrt hat, ergeht es so. Auch Arbeitskollegen von Intelligenz und Bildungsdrang bleiben mit ihm genau so im Proletariat, wie andre, die stumpfsinnig dahinleben und im Alkohol ihren Tröster finden. Eine merkwürdige Erscheinung, über die der Verfasser hier nicht weiter philosophiert, die aber umsomehr zum Nachdenken herausfordert, als sie nur wiedergibt, was derjenige, der Gelegenheit hat, sich viel unter Arbeitern zu bewegen, immer wieder beobachten wird. Er wird erstaunen, auf wieviel unverbrauchtes Talent und ungewürdigte Begabung er da stößt. Man fragt sich oft vergebens, welche persönlichen Eigenschaften es etwa sein könnten, die das Emporkommen des betreffenden Individuums verhindert haben, sofern uns nicht das Fehlen einer gewissen Rücksichtslosigkeit, das man bei Arbeitern nicht selten findet, beziehungsweise eine Abneigung gegen das Emporkommen über Kollegen, als genügender Erklärungsgrund erscheint. Dem Manchestermann wird es auch wohl genügen und ebenso dem Nietzscheaner, der die Sache in das Kapitel von der Sklavenmoral setzen wird. Aber nicht alle Welt ist so leicht zu befriedigen.

Es ist indes nicht nur diese Seite der Psychologie des Lohnarbeiters, auf die wir beim Überdenken des vorliegenden Buches, wie übrigens auch beim Lesen der Karl Fischerschen Denkwürdigkeiten stoßen. Brommes Buch ist durchaus nicht eine Nachahmung des Fischerschen. Es ist in ganz anderem Ton geschrieben, ein ganz anderer Geist weht uns aus ihm entgegen. Nicht nur ein anderer, wesentlich beweglicherer Volksstamm, auch eine andere, jüngere, unserem Denken näher stehende Generation spricht da zu uns. Und doch fällt uns beim Vergleichen als beiden gemeinsam ein gewisser Stoizismus auf, mit dem alle Schicksalsschläge, und wenn sie noch so hart fallen und noch so schwer empfunden werden, als quasi Alltäglichkeiten hingenommen werden. Eine begreifliche, aber darum doch nicht gleichgültige Folge der ganzen Daseinsweise des Lohnarbeiters, daß Schläge, die im Leben des Angehörigen der besser situierten Klassen Dramen bedeuten würden, hier nur den Wert von Episoden erhalten. Wie hart den Arbeiter ein mit Minderung seines Einkommens verbundener Wechsel der Arbeitsstelle treffen kann, wie viel Tränen er, und wenn es sich selbst nur um etliche Mark pro Woche handelt, namentlich beim verheirateten Arbeiter bedeutet, erfahren wir der Sache nach wiederholt bei Bromme. Aber es wird bei ihm, dem Verheirateten, von solchen und ähnlichen Schlägen fast ebenso ruhig gesprochen, wie bei Fischer, dem Junggesellen. Nichtsdestoweniger ist jedoch der Stoizismus Brommes ein anderer als der Fischersche. Dieser erscheint in der beschaulichen Darstellung Fischers als Symptom sozialer Indifferenz. Fischer sucht Verbesserung nur, wenn es ihm im Leben gar zu unerträglich gemacht wird. Bromme dagegen hat bald Verbesserung der ganzen Klassenlage als ideales Ziel vor sich. Für sie kämpft er, sie vor dem geistigen Auge, nimmt er es als zeitweilig unvermeidliches Schicksal hin, wenn er, sei es auf Grund dieses Kampfes oder infolge anderer Ursachen Verschlechterung seiner Lage erfährt. Kurz, er ist der moderne sozialdemokratische Arbeiter und als solcher mit seinem Loos so naturwahr geschildert, wie es ein Schriftsteller aus nichtproletarischen Kreisen schwerlich fertig gebracht hätte. Ein solcher würde versucht haben, den Typus nachzubilden, wobei dann gewöhnlich, sofern kein bloßes Schemen herauskommt, das Individuelle entweder über oder unter das Niveau herabgedrückt wird. Hier aber haben wir eine Persönlichkeit mit allen Besonderheiten, die aus ihr ein lebenswahres Individuum machen, und zugleich mit allen wesentlichen Eigenschaften, die den typischen sozialdemokratischen Arbeiter der Gegenwart kennzeichnen.

Es ist ein richtiges Vollbild vom Arbeiterleben. Die Arbeiterbudgets, welche von verdienstvollen Ökonomen aufgestellt worden sind, haben tiefe Einblicke in das Arbeiterdasein möglich gemacht, aber im letzten Grunde sind es eben doch nur Zahlen, die sie uns vorführen, sozusagen leblose Gerippe, zu denen der Leser

Fleisch und Blut hinzudenken muß. Hier haben die Zahlen in entsprechendster Weise ihre Ergänzung gefunden. Volles Leben pulsiert uns entgegen, in seiner sozialen Gleichmäßigkeit doch überaus wechselvoll, packend und gestaltenreich. Der moderne Arbeiter lernt sehr viel kennen, Menschen wie Zustände, daher der eigenartige, philosophisch gefärbte Humor, den wir so oft bei ihm antreffen und der zum Glück auch unserm Autor nicht fehlt.

Um auch etwas über die sozialpolitische Moral des Buches zu sagen, so hebt Göhre in der Einleitung mit Recht hervor, daß es erschreckend deutlich durchblicken läßt, wie wenig sich seit einem Menschenalter in der Lage der breiten Schicht der sogenannten ungelernten Arbeiter gebessert hat, während der Reichtum der sie umgebenden Gesellschaft so ungemein gestiegen ist. Der Geldlohn hat sich wohl gehoben, aber das andre? Gar manchen Lesers Jugenderinnerungen werden lebendig werden, wenn er bei Bromme von den Raubzügen liest, die dieser als Knabe mit Altersgenossen auf Obst usw. unternommen hat. Vergangene Zeiten! Unsere wachsenden Städte machen diese und ähnliche Ergänzungen des Budgets der Proletarierfamilie unmöglich. Heute muß alles gekauft werden, und wie teuer ist nicht gerade vieles von dem geworden, was die Älteren unter uns in der Jugend „für ein Butterbrod" bekamen. Als erfreuliche Erscheinung tritt uns in dem Bilde unter anderen die Figur des Fabrikinspektors entgegen, der dem Arbeiter im Kampf um das Recht auf Gesundheit, wie wir es nennen müssen, wirkungsvoll zur Seite steht. Auch den Nutzen der Arbeiterversicherung lernen wir erkennen, darunter nicht der geringste der Schutz, den der Arbeiter in seiner Organisation findet. Hier sehen wir ihn ohne propagandistische Anpreisung sich anschaulichst vor unseren Augen betätigen. Es ist viel über die allgemeine sozialpolitische Bedeutung der Arbeiterorganisation geschrieben worden; wer wissen will, was sie für den einzelnen Arbeiter bedeutet, dem sagt es diese Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters.

Eduard Bernstein

Die Solistin

Sie war fast eine ganz große Künstlerin, sie hatte fast die Dämonie der Sängerinnen, die einmal in jeder Generation erscheinen, geheimnisvoll in der Wolke des Ruhms, eine Qual und Verlegenheit aller feurigen Jugend, verführerisch durch die meisterhafte Keuschheit ihrer Kunst. Sie hatte ein unbändiges Herz und vergaß nicht, daß sie nur fast eine Zauberin war; man durfte sie ungestraft hören, man durfte sie loben, ihr Gesang bedrohte die Seelen nicht. O, man mußte sie in dem Konzert einer Rivalin gesehen haben, mit ihren horchenden, unruhigen Augen! Einmal in einer Pause kam eine Schülerin auf sie zugestürzt, knickste zusammen und küßte ihr die Hand. Sie sah auf das freudige, blonde, ethische Gesicht nieder, und ein Äußerstes von Ungeduld und Verachtung streckte ihre etwas gedrungene Gestalt; — sie wußte, daß die Kunst eine Sache auf Leben und Tod ist. —

Drei Teile der H-moll-Messe sind vorüber; wie lange sie gedauert haben, wer wüßte es zu sagen? Musik verwandelt das Gefühl der Zeit, und durch den Sturm der Chöre vermag die Erinnerung nicht mehr zu dringen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erregung durch Müdigkeit dumpfer geworden ist, gereizter, hülfloser, wie durch Hunger. Die Luft im Saal ist schlecht geworden, und das Licht erscheint den empfindlichen Augen krank.

Aber der Chor Sanctus dominus Deus Sabaoth füllt wieder den großen Raum mit einer brandenden, dichten Einheit; wäre es ein schönerer Raum, er würde, meint man, mit seinem Inhalt mitfühlen, auseinandersinken und dem aufwärtsstrebenden Opfer seinen Weg zum Himmel frei geben.

Nach der Arie Benedictus drückt sich der Sänger unauffällig hinaus, und von den vier Stühlen der Solisten sind drei jetzt leer.

Ein gleichgültiger Herr, der Tenorist. Der Bassist trug einen Klappkragen und vermochte die Eitelkeit seiner entblößten Kehle kaum unter einer mittelmäßigen Diskretion zu verbergen. Nur die Kunst ist grausam, nicht die Natur; nur sie erniedrigt Menschen zur Materie; sie verfährt wie Cellini, der in die

Gußmasse zum Perseus nicht nur totes Metall, sondern fertige, feine, eigene Gebilde warf. Wieviel falsche Königinnen lassen sich photographieren und bieten den Stolz ihrer durch das Singen geweiteten und gewölbten Brust aus! Damit alle Jahr einmal das Werk eines vor sechs Menschenaltern gestorbenen Kantors aus seiner Merlinverzauberung ins Leben aufwache, muß ein Mann, einer Mutter Sohn und der auch einmal sterben wird, als der lächerliche Held seines Organs in Selbstgefälligkeit veröden. Oder hatte er von Haus aus nichts zu verlieren? Hat die Sopranistin etwas zu verlieren, die Meisterin, die man jedesmal wegen ihres Stils rühmt, wenn sie Bach gesungen hat? Eine lieblich dumme, göttlich seelenlose Stimme; die Stimme eines Engels, unversucht, rein, unangefochten von der Trübe des menschlichen, sterblichen, sehnsüchtigen Blutes.

Die Stühle dieser drei sind leer; und sie, die jetzt allein, dicht unter dem Stab des Dirigenten, auf dem Eckplatz sitzt, fühlt sich allein; sie ist kein Instrument mehr; sie wird nicht nur tönen, sie wird sprechen. Eine leis grauenhafte Freude rieselt ihr über die Kopfhaut; einen Augenblick lang fühlt sie ihre Kehle geängstigt von dem Übermaß des Willens in ihr. Sie erschrickt; sie fürchtet, die Präzision des Ansatzes zu verfehlen; sie erinnert sich, mit wie viel Kunst und Bewußtsein sie sich im ersten Duett neben der schwebenden Sopranstimme hat halten müssen. Es gibt noch kein Individuum bei Bach; sie hat entsagen müssen, um ihn zu singen. Die Angst in ihrer Kehle wächst, das Herz tut ein paar unrhythmische Schläge, eine flüchtige Bitterkeit ermattet sie. Der Chor rauscht um sie, als ob die Zeit stille stünde, qualvoll stille, erlösend stille. Er schweigt; es kommt wieder Bewegung in die Zeit, vom Orchester geordnet. Sie singt das Agnus Dei.

Einen Augenblick weiß sie es nicht, daß sie singt; dann hört sie sich. Weit, weit vor ihrer Beseligung vorbei, ganz draußen fließt die Arie dahin. Ihr Jubel drängt das fließende Lied immer höher; je menschlicher, je wollender er sie durchpulst, umso göttlicher und ferner fließt der Gesang.

Nun ist er zu Ende.

In ihr ist's nicht zu Ende. Wie könnte es denn zugleich mit der Melodie zu Ende sein, da sie ja mehr erlebt hat als eine Melodie! In diesem Saal, der so voll von Erleben ist, wo ein freudiger Riesenchor von Männern und Frauen und ein Orchester, die ganze Schar an einem Augenpaar hängend, fast die Bänke der Zuhörer zusammendrückt, wo Entbusiasten und Eitle andrer Art sitzen, Partituren lesen in der Selbstgefälligkeit dilettantischer Kennerschaft oder richterlich und schmerzlich die Brauen ziehen, wo Damen in einem plötzlichen Impuls, statt zu hören, sehen, wo Verwandte der Chormitglieder vor Eifer zappeln und rote Bäckchen bekommen, — in diesem Saal ist sie, in diesem Augenblick, allein und einzig. Sie hat nicht funktioniert, sie hat gekämpft. Sie hat ihre Kraft am festen Zügel geleitet, daß sie nicht selbstsüchtig ausströme; sie hat ihre Persönlichkeit so frei gemacht, daß sie sich weder aufdrang, noch schüchtern hielt: sie hat Persönlichkeit und Leidenschaft durch Bändigung gesteigert und wurde selbst Musik.

Und möchte weiter tönen, fort und fort. Es ist der Augenblick der höchsten Hingabe. Jetzt nur aufwärts, jetzt nur empfangen werden, umfangen werden! Von diesem Allgefühl könnte sie, zum ersten Mal, ins Einzelne, ins Menschhafte dringen, ohne es zu übertreiben und ohne es zu verflachen. Nur aufwärts jetzt, nur angenommen, hingenommen werden — in diesem Augenblick —! — — —

Aber sie setzt sich auf ihren Stuhl.

Nach der Sitte dieser Konzerte hat niemand applaudiert, und sie hat sich nicht verbeugt. Sie kann es nicht begreifen, daß nichts geschieht. Sie hat nicht einmal einen Nachbarn, dem sie ein freudiges oder ein blasiertes Gesicht zeigen könnte. Ein Kind, das seine Lektion gut aufgesagt hat, ist besser daran. Wenn sie jetzt hätte forteilen dürfen! Wenn der Beifall, der in allen Händen zuckte, sich hätte entladen dürfen! Man erstickte ihr ja den Triumph ihres Herzens. Hatte sie nicht gelebt, gelitten und gesiegt, wie nie in ihrem Leben? Nicht sie, sondern wieder triumphierte der Chor. Bach triumphierte, und gar der Dirigent triumphierte.

Die Zeit, waren es zwei oder drei Stunden, war dick geworden an diesem Abend; und als

das Konzert zu Ende war, wurde die Last dieser zwei, drei Stunden vom Beifallsjubel vieler hunderte von Menschen weggefegt. In Wahrheit wußte niemand mehr, was alles geschehen war.

Im Künstlerzimmer kamen ein paar freudige, zerstreute Menschen auf sie zu und machten ihr Komplimente. Offenbar schien es allen ein wenig lange her, daß sie gesungen hatte. Ihr selbst war es unendlich lange, ein ewig verschütteter Weg. Sie lächelte wie ein mißhandelter Mensch über jedes Wort und sah den Sprechenden geringschätzig in die Augen, ähnlich wie einst ihrer Schülerin in dem Konzert der Rivalin. Sie fühlte, daß sie nie mehr singen würde; sie fühlte, daß sie morgen wieder singen würde wie heute, vielleicht schlechter, vielleicht auch besser.

Sie fährt nach Hause. Ein Zufall, ein Gruß, ein Lichtblitz auf dem feuchten Straßenpflaster, der Anblick eines Stolpernden kann ihr die böse, vorwurfsvolle Ernüchterung aus dem Gemüt scheuchen. Es kann aber auch sein, daß sie mit den noch kalten Blicken einen Menschen sieht, den sie liebt, und das Geschenk zurücknimmt, die freiwillige Gabe, die auch den leidenschaftlich Besessenen noch zu einem freien Menschen macht.

Was bleibt einem leidenschaftlichen, unzufriedenen Herzen von seinen tiefsten, wahrsten Erregungen? Vielleicht nur eine mißtrauische Laune. Und was bedeutet eine Laune in einem ehrgeizigen Leben? Ein Schicksal vielleicht.

Tobias Fischer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

S F

Die neue Rundschau

XVIIter Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1906

Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Hermann Bahr, Der Klub der Erlöser 461
Richard Dehmel, Eine Rundreise in Ansichtspostkarten . . . 232
Gerhart Hauptmann, Drei Sonette 1
Hermann Hesse, Nachtlieder 374
Hugo v. Hofmannsthal, Der Kreuzweg im Lande Phokis . . 52
Johannes V. Jensen, Dolores 660
Johannes V. Jensen, Entschwundene Wälder 499
Robert Michel, Die Verhüllte 735
Otto Rung, Der letzte Kampf 4, 160, 286, 413
Felix Salten, Herr Wenzel auf Rehberg 544
Hugo Salus, Pietà 91
Rudolf Alexander Schröder, Sonette 631
Leo Tolstoi, Göttliches und Menschliches 604
Helene Voigt-Diederichs, Das Wolkenschiff 203
Jakob Wassermann, Clarissa Mirabel 331

Aufsätze:

Seite

Oscar Bie, Sechs akademische Vorlesungen über moderne Kunst 257
Carl Jentsch, Parlamente und Parteien im Deutschen Reiche 385
Rudolf Kassner, Sören Kierkegaard 513
Alfred Kerr, Cäsar und Cleopatra 748
Alfred Kerr, Oedipus und der Ruf des Lebens 492
Alfred Kerr, Pippa-Glosse 371
Harry Graf Keßler, Kunst und Publikum 112
Ellen Key, Die Umwandlung des Gottesbegriffs 129
Maurice Maeterlinck, Eine moralische Krisis 77
Richard M. Meyer, Soziologische Zukunftsmusik 195
Hugo von Tschudi, Die Jahrhundertausstellung 577
Henry van de Velde, Der neue Stil 641
Max Verworn, Die Mechanik des Geistes 722

Briefe, Reisen, Memoiren:

Aubrey Beardsley, Briefe an den Verleger Smithers . . . 447
Lafcadio Hearn, Gespenster 709
Georg Herwegh, Briefwechsel mit seiner Braut 689
Max Liebermann, Erinnerungen an Eduard Grisebach . . . 718
Franz Overbeck, Briefe an Peter Gast 26
Franz Overbeck, Erinnerungen an Friedrich Nietzsche . . 209, 320

Rundschau:

Algeciras 757
Aufruf 245
Aus der Pariser Küche 119

Seite

Aussichten 376
Berliner Gedichte 124
Besuch aus Moskau 635
Bücher zum Sehen und zum Lesen 378
Chamberlains „Kant" 509
Credibile quia ineptum 508
Das Blumenboot 377
Das Gefüge der Welt 759
Das Volk 382
Der große Einsame 504
Der Immoralist von André Gide 637
Die Moral der Musik 379
Die Solistin 766
Die Verwandlung des Dionysos 127
Die wiederhergestellte Ruhe 382
Ein neues Buch Arbeiterleben 764
Ein Sommeridyll 511
Eine neue Theogonie 753
Erziehung 638
Graf Balfour 121
Hausandacht 256
Heinedenkmal 512, 640
Hilligenlei 126
Kraft und Stil 761
Palais de glace 502
Pfauenschleppe 248
Philosophische Kultur 247
Psychologie des Hoteldiebs 254
Politik 632

Seite

Revolutionärer Unfug 117
Revolutionäre Gardinenpredigt 506
So leben wir 636
Zeitalter der Gefühle 250
Zerstreute Notizen 125
Zwei Anmerkungen 123

Schmuck des ersten Halbjahresbandes von Walter Tiemann

Für Heinrich Heines deutsches Denkmal

sind außer den in den früheren Heften verzeichneten Gaben folgende Beträge eingegangen:

Journalisten- und Schriftsteller-Verein „Concordia", Wien (Dr. Ehrlich, Edgar von Spiegl): 300 Mk.; Verein der Literaturfreunde (Nürnberg): 20 Mk.; Solo-Mitglieder der Frankfurter Oper: 150 Mk.; Arthur Schnitzler: 50 Mk.; Neue Badische Landeszeitung (Dr. Güdemann): 280 Mk., wovon 100 Mk. im Märzheft verzeichnet; Ostsee-Zeitung (Kiel): 91 Mk.; Prager Tagblatt: 108,65 Mk. (siehe unten); Breslauer Zeitung: 63 Mk.; Otto Brahm: 100 Mk.; Ertrag einer Heinefeier im Atelier von Edmund Edel (Charlottenburg): 100 Mk.; Cand. theol. Walter Lehmann (Wandsbeck): 3 Mk.; Lehrer Hermann Schnell (Schwennenz bei Grambow): 2 Mk.; Helene Voigt-Diederichs (Jena): 10 Mk.; Wiener Gymnasiastinnen: 36,50 Mk.; Oberprimaner des Gymnasiums zu Karlsruhe: 12 Mk.; Antonie Albert (Wiesbaden): 200 Mk.; W. K. (Berlin): 100 Mk.; Frau Dr. Borchardt (Kairo, Gesireh): 50 Mark; Amtsgerichtsrat Rehse (Meinersen): 20 Mk.; Prof. Dr. F. Eulenburg (Leipzig): 10 Mk.; Direktor Paul Hartog (Berlin): 100 Mk.; Dr. R. Wirth (Frankfurt a. M.): 20 Mk.; Alfred Stern (Cincinnati): 4,10 Mk.; Clementine Schloß (Straßburg, Els.): 20 Mk.; Dr. Hans Uehlin (Berlin): 20 Mark; Pension Ehrlich (Hannover): 5 Mk.; Dr. Klatt, Arzt (Marienwerder): 10 Mk.; Oskar Dünweg (Terre Haute): 20 Mk.; Sammlung im Café des Westens, Charlottenburg (davon 93 Mk. durch Robert Koppel): 116,45 Mk.; K. M. (Wien, Sammlungen des Café Central): 13 Mk.; F. Wöllmer (Hannov.-Klefeld): 3 Mk.; Louis Eduard und Dr. Curt Sachs (Berlin): 30 Mk.; Frau J. Wolff (Elberfeld): 5 Mk.; Stud. rer. nat. Karl Wilker (Göttingen): 1 Mk.; Hedwig Grünfeld (Beuthen): 20 Mk.; Marie Zobel und Friedr. Wölfling (Mannheim): 8 Mk.; Strohwitwe (Zürich): 12 Mk.; durch M. B. (Halberstadt): 13,50 Mk.; Friedrich Wackenhut (Rosenheim): 3 Mk.; Ida Neumann (Wien): 10 Mk.; Heine-Freundin M. G. (Schneeberg): 10 Mk.; durch Hedwig Aran (Stolp): 14,75 Mk.; Dr. Dasse (Danzig): 3 Mk.; Dr. Meseritzer (Berlin): 5 Mk.; „Durch die Post" von N. N.: 2 Mk.; Gertrud Hepner: 10 Mk.; Helene Gauhe (Hechingen): 3 Mk.

Zur Sammlung des Prager Tagblatts trugen bei: Abg. Alexander Richter: 100 Kr.; Dr. Ernst Ziegler: 5 Kr.; H. T.: 20 Kr.; N. N. (Triest): 2 Kr.; ein Oktavaner: 1 Kr.

Zur Sammlung der Neuen Badischen Landes-Zeitung trugen bei: Mitglieder der freien Lehrerkonferenz (Kenzingen): 10 Mk.; J. Haydn (München): 2 Mk.; La princesse extrême: 10 Mk.; Dr. Rich. Kahn (Mannheim): 50 Mk.; Ferd. Weil (Metz): 10 Mark; O. M.: 5 Mk.; Frau Jos. Geißmer: 10 Mk.; O. W.: 10 Mk.; Leop. Geißmer: 10 M.; R. W. (Frankfurt): 5 Mk.; Dr. med. Max Müller: 5 Mk.; R. H. (Mannheim): 2 Mk.; Georg Duerer (Mannheim): 3 Mk.; Karl Leser: 10 Mk.; L. F. M.: 1 M.; H. B.: 5 Mk.; M. Darnbacher: 5 Mk.; Johanna Stern: 2 Mk.; Ungenannt 1 Mk.; R. W.: 3 Mk.; A. B.: 3 Mk.; J. K.: 10 Mk.; G.: 3 Mk.; Ida Grotta: 5 Mk.; Liederkranz (Aktivität): 100 Mk.

Bis Anfang Mai eingegangen: 15000 Mk., der Denkmalsstock beträgt bis jetzt mit den vom Hamburger Ausschuß gesammelten Gaben ungefähr 30000 Mk.

Im Beginn des Herbstes erfolgt der Bericht über die weitere Agitation.

Geldgaben an die Deutsche Bank, Berlin, Mauerstraße, erbeten.

Alfred Kerr

Original-Einbanddecken zum ersten Halbjahresband 1906 der „Neuen Rundschau" sind von Mitte Juni ab durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen. Preis einschließlich Vorsatzpapier 1,75 Mark. — Fertig gebundene Exemplare des Bandes kosten mit Futteral 15 Mark.

Diesem Hefte ist das Inhaltsverzeichnis für das erste Halbjahr beigeheftet.

NEUERSCHEINUNGEN

Rudolf Kassner: Motive

Essays. *Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—*

Unter dem Titel „Motive" vereinigt Rudolf Kassner acht Essays über so verschiedene Dinge wie Sören Kierkegaard und die Skulpturen Rodins, den Abbé Galiani und das Ehepaar Browning, Emerson und Baudelaire, die Ethik der Teppiche und Hebbel; sehr verschiedene Erscheinungen und doch ähnlich darin, daß sie einer besonderen, die Tiefe suchenden Weisheit soviel Gelegenheit geben, sich auszusprechen, wie sie irgend braucht. Kassner schreibt weder, um die Gegenstände seiner Essays darzustellen, noch um sich darzustellen. Sondern indem er seelische Komplexionen, und zwar mit wunderbar kühner Hand, bloßlegt, und indem er sich selbst als Urteilenden und Erkennenden von hohem Rang unabweisbar einführt, schreibt er ein tiefsinniges Kapitel zur Naturgeschichte der menschlichen Seele. Er ist auf Weisheit, nicht auf Kritik aus. Aber wiewohl er nicht nur über seine Themen, sondern gelegentlich ihrer schreibt, hat er die Noblesse der Sachlichkeit, und darum erstarren bei ihm nicht die Seelen in der Formel, die er für sie findet. So als ein echter produktiver Geist, ist er der bedeutendste Essayist, den Deutschland zur Zeit hat.

Ellen Key: Der Lebensglaube

Betrachtungen über Gott, Welt und Seele

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.50

Hans Land, Königliche Bettler

Roman. *Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—*

Königliche Bettler sind die reich spendenden Genies, welche die Kunst derart in ihrem Bann hält, daß diese Schöpfer, von ihrem Schaffen hingerissen, weder Raum noch Neigung haben für menschliche Beziehungen, Gefühle, Verkettungen. Sie sind einsam, müssen es sein, lieben ihr Werk mehr als die Menschen und verarmen an Liebe in all ihrem Reichtum, mit dem sie die Menschen beglücken. — Der Bildhauer Franz Wandelt ist solch ein Schöpfer, dem Weib und Kinder sich abwenden, weil er nur für die Geschöpfe seiner Phantasie lebt und nur mit ihnen. Der unbegabte Künstler, Wandelts Jugendfreund Paul, der im Dunkel bleibt, arm und ruhmlos, er empfängt die Liebe derer um ihn und erscheint am Ausgang des Werkes als der Reiche neben dem hochberühmten Gestalter, dem eine Welt zu Füßen liegt, den aber keine Seele liebt.

Leo Tolstoi: Göttliches und Menschliches

Erzählung. *Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—*

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W. 57.

Soeben erschien ein neues Werk von

Ellen Key:

Der Lebensglaube

Betrachtungen über Gott, Welt und Seele

Inhalt: Das Verblühen des Christentums — Die Umwandlung des Gottesbegriffs — Der Lebensglaube — Das Glück als Pflicht — Die Evolution der Seele durch Lebenskunst — Ewigkeit oder Unsterblichkeit.

562 Seiten Umfang. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.50

Ellen Key setzt ihren Kampf für das Leben und Licht der Zukunft tapfer und frohgemut fort, und ihre Ziele sind immer positiver geworden. Immer klarer treten die Linien eines neuen Lebens aus der Untersuchung der Theorien und Voraussetzungen heraus. Ellen Keys Anhängerschaft zählt nach Hunderttausenden und ihre Wirkung ist gar nicht abzuschätzen. Ihr neues Buch wird diese Wirkung steigern. Es genügt, um das Werk zu charakterisieren, auf die Titel der sechs Essays hinzuweisen.

Von Ellen Key ist früher erschienen:

Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50

Essays. 6. Aufl. (10.—11. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. 4. Aufl. Geh. 4 M., geb. 5 M.

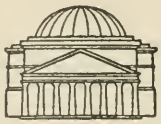
Das Jahrhundert des Kindes. Studien. 13. Aufl. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Menschen. Zwei Charakterstudien. 3. Aufl. (5.—6. Tauf.) Geh. 4 M., geb. 5 M.

Über Liebe und Ehe. Essays. 14. Aufl. (27.—28. Tauf.) Geh. 4 M., geb. 5 M.

S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57.

Luxusausgaben: *Goethe, Faust I.* *(Pantheon-Ausgabe). Auf handgeschöpftem Büttenpapier gedruckt, in Ganzpergament gebunden M. 6.—*



Moerike, Gedichte. *(Pantheon-Ausgabe). Auf handgeschöpftem Büttenpapier gedruckt, in Ganzpergament gebunden M. 6.—*

Herzhafter Unterricht.

Gedanken und Proben aus einer unmodernen Pädagogik. Von H. Scharrelmann. Geb. 3 M.
Fünftes Tausend.

Ein Mensch ist der Schulmeisterei auf die Schliche gekommen; ein künstlerisch begabter Mensch, der voll echten Erbarmens mit den armen Kindern ist, macht seiner gepreßten Seele Luft.
(Freie bayerische Schulzeitung.)

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Jurist, 30 Jahre alt, verheiratet, schriftstellerisch tätig und interessiert für Kunst und Literatur, auch moderner Richtung, sucht, da er in seinem Beruf keine Befriedigung findet, eine Beschäftigung, die seinen Neigungen entspricht. Angebote unter **K. 37** an die Expedition.

Gottfried Kümpfer.

Ein herrnhutischer Bubenroman.
Von Herm. Anders Krüger.
9.—11. Tausend. Geb. 6 M.

Die Darstellung ist so natürlich und in ihrer scheinbaren Kunstlosigkeit so künstlerisch, daß man mit Spannung und steigendem Entzücken folgt. Alle guten Geister deutscher Poesie haben bei der Geburt dieses Romans Pate gestanden. (Lit. Echo.)

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Ellen Key-Broschüre

mit den Essays „Das Weib der Zukunft“ „Erziehung“—„Die Freiheit der Liebe“, einem Porträt von Ellen Key, einer Einleitung und Auszügen aus Besprechungen wird unentgeltlich verabfolgt von S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Saalecker Werkstätten

G. m. b. H., Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg
Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel

Abt. I: Architektur ✻ Abt. II: Gartenanlagen
Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen ✻ ✻

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau, die Anlage von Häusern, Villen und Gärten, sowie die ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungseinrichtungen. ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Ausstellung der Sezession

Berlin W., Kurfürstendamm 208/9

Geöffnet täglich 9—7 Eintritt 1 Mark, Sonntags 50 Pf.

Weimar 1906

III. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet. — Eintritt 1 Mk.

DRESDENER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST

Einzelmöbel. Wohnungseinrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten deutschen Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinenmöbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Dresdner Künstlerstoffe u. Teppiche.

WERKSTÄTTEN: BLASEWTIZERSTR. 17;
VERKAUF U. AUSSTELLUNG: RINGSTR. 15.

EIN JAHRHUNDERT DEUTSCHER KUNST

Die Deutsche Jahrhundertausstellung, die während der ersten Hälfte dieses Jahres die Räume der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin und einen Teil des Alten Museums einnimmt, ist in gewissem Sinne die bedeutendste künstlerische Veranstaltung, die wir in Deutschland erlebt haben. Der Vorstand der Ausstellung hatte deshalb von vornherein beschlossen, die Gemälde, welche bald wieder in alle Winde zerstreut sein werden, in einer monumentalen Publikation zu vereinigen und damit ein Werk zu schaffen, welches zum ersten Male ein zusammenfassendes, ausführliches Bild unserer Kunst im vorigen Jahrhundert bieten und jedem Freunde deutscher Kunst einen unvergleichlichen Einblick in ihr Wesen gewähren soll.

Der erste, für sich bestehende Teil dieses grofsen Werkes ist soeben unter dem Titel: Die Deutsche Jahrhundertausstellung, Auswahl der hervorragendsten Bilder erschienen. Er bildet einen stattlichen, sorgfältig und vornehm ausgestatteten Folioband mit Reproduktionen von über 450 Gemälden, ausgeführt in Mezzotintogravüre, ein- und mehrfarbigem Kunstdruck; die Qualität dieser Wiedergaben wird den verwöhntesten Kenner erfreuen. Das Vorwort zu dem Werke hat Alfred Lichtwark, den Text Hugo von Tschudi geschrieben. Der Preis beträgt 20 Mark. Subskriptionen nehmen die Buchhandlungen entgegen.

DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN
MÜNCHEN.

VERLAG VON JULIUS ZEITLER, LEIPZIG

DR. EMIL RASMUSSEN

EIN CHRISTUS AUS UNSEREN TAGEN *(DAVID LAZZARETTI)*. Deutsch von Arthur Rothenburg. Mit 45 Illustrationen. Preis brosch. M. 4.—. In Halbpergt. M. 5.—.

Dr. Rasmussen, dem schon eine Psychopathologie des Stifters der christlichen Religion verdankt wird, bietet hier die eingehendste Darstellung des Lebens, der Lehre und der Schicksale des modernen Religionsstifters David Lazzaretti, der am Ende seiner Laufbahn von den Carabinieri erschossen wird.

CELANDER, Der verliebte Studente.

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Alfred Semerau. Einmalige und handschriftlich numerierte Ausgabe nach dem Original von Cölln 1709 in einer Auflage von 550 Exemplaren. Preis brosch. M. 7.50. In Halbpergt. M. 10.—.

Celander trifft den Zeitgeschmack um 1700. Sein Studentenroman ist das lebendigste Sittenbild dieser Epoche.

Kunstgenuß auf Reisen

von

Dr. Ludw. Volkmann

Ein solches Buch war schon lange ein Bedürfnis: den Vielen, die mit offenen, schönheitsdurstigen Sinnen reisen, fehlte es bisher an einem feinsinnigen und erfahrenen Führer beim künstlerischen Genießen. Der bekannte Verfasser dürfte ganz besonders berufen sein, aus dem Schatze eigener Beobachtungen und Erfahrungen so manchen trefflichen Rat zu geben. Neben dem Baedeker wird das Büchlein bald unentbehrlich sein für jeden Kunstfreund. Preis des sorgfältig ausgestatteten Bandes $2^1/_2$ Mark.

R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Unseren neuen Katalog mit 30 Porträts

und vielen wertvollen Literarischen Beiträgen

versenden wir auf Wunsch kostenfrei

S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Ernst Arnold, Hofkunsthändler

Dresden, Schloß-Straße und Wilsdruffer Straße

(L. W. Gutbier)

Ausstellung hervorragender Gemälde älterer und neuerer Meister

Große Sammlung von Original-Radierungen, Steindrucken und Zeichnungen des XIX. Jahrhunderts.

Verlag „Katalog Zorn" von Dr. F. von Schubert — „Elf Radierungen aus Hamburg" von Otto Fischer — „Mappe mit 30 Radierungen" von E. Manet — 12 Radierungen aus New-York „Wolkenkratzer" von J. Pennell usw. usw.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck in München

Statuen deutscher Kultur

Herausgegeben von Will Vesper

„Es handelt sich hier um einen, man kann sagen: authentischen Überblick über die deutsche Kultur der vergangenen Jahrhunderte an der Hand ihrer bedeutendsten Dokumente und ihrer hervorragendsten Persönlichkeiten."
(Münchener N. N.)

„Hier werden uns endlich die wertvollen Dokumente vergangener Zeit nicht philologisch rekonstruiert, sondern wahrhaft lebendig gemacht." (Leipziger Tageblatt.)

„Jedem Bande ist eine kurze, gedankenvolle und vorzüglich orientierende Einleitung vorausgeschickt." (Lit. Monatsbl.)

Herbst 1905 erschien Band 1 bis 4

Die Germania des Tacitus
Deutsch von Will Vesper
Gebunden M. 1.20 In Leder M. 3.—
„Die Germania ist ein kleines Kunstwerk geworden."
(Allgemeine Zeitung, Barmen.)

Hartmann von Aue:
Der arme Heinrich u. Lieder
Neudeutsch von Will Vesper
Gebunden M. 1.60 In Leder M. 3.—
„Die Uebersetzungen sind von höchster Kultur des Verses."
(Leipziger Tageblatt.)

Das Hohelied in 43 Minneliedern
Neudeutsch von Will Vesper
Gebunden M. 1.20 In Leder M. 3.—
„Soviel Glut und Zartheit und melodiöser Reiz — in schönerer Form können uns die Lieder garnicht geboten werden."
(Schlesische Zeitung.)

Luthers Dichtungen
Ausgewählt von Will Vesper
Gebunden M. 1.80 In Leder M. 3.50
„Das überwältigende Bild eines großen Künstlers."
(Die Wartburg.)

Soeben erschien Band 5 bis 8

Vorgoethesche Lyriker
Ausgewählt von Hans Brandenburg
Gebunden M. 1.80 In Leder M. 3.50
Deutsche Gedichte des 18. Jahrhunderts von Günther bis Hölty.

Hölderlins Dichtungen
Ausgewählt von Will Vesper
Gebunden M. 1.60 In Leder M. 3.—
Durch die Größe seiner Gedanken und seiner Kunst wird Hölderlin uns immer wertvoller werden.

Jean Pauls Träume
Ausgewählt von Will Vesper
Gebunden M. 1.20 In Leder M. 3.—
Jean Pauls neue und hohe Bedeutung liegt in der Schönheit dieser Träume.

Wernher der Gärtner:
Meier Helmbrecht
Neudeutsch von Will Vesper
Gebunden M. 1.60 In Leder M. 3.—
„Die erste deutsche Dorfgeschichte." Ein tragikomisches Epos aus dem 13. Jahrhundert.

„Ein besonderes Wort des Lobes verdient die einfach-vornehme Ausstattung der schönen handlichen Bändchen, die dem Leser neben dem geistigen Inhalt einen sinnlich-ästhetischen Genuß bereiten." (Leipziger Illustrierte Zeitung.)

Die Sammlung wird fortgesetzt

Der Kampf um die Weltanschauung!

Weitere Bände in diesem Verlagsunternehmen stehen jetzt bei der Verlag von STRECKER & SCHRÖDER in STUTTGART erscheinenden Bücher:

Wissenschaft oder Glaube?

Von Dr. Oskar Dahlke. Band 1 dieser Reihe. Gebunden M. 1.—

In dem neuen Buche, welches, wie gerade deshalb um so erschütternder Schilderung gelangt, der Verfasser, der Freund des verstorbenen Ernst Haeckels, die Gegensätze, die sich am Weltproblem und Glauben ergeben. Der naturwissenschaftliche Teil der Schrift gibt auch dem Laien einen klaren Einblick in die Fortschritte der Naturwissenschaften, die uns das Weltbild der Gegenwart brachten. Der religiöse Teil, wahrer Aufklärung dienend, wird manchen Leser zu eigenem Denken anregen.

Das Büchlein vom Höchsten

Astronomische Betrachtungen über Ort und Sinn des Lebens von Heinrich Wellenkötter. Oktav. 200 Seiten. Gebunden M. 3.— elegant gebunden M. 4.50

Eine selbständige Tendenz ist es, die aus diesen Betrachtungen über Ort und Sinn des Lebens auf gegenwärtigen Boden stehen. Es sind darinnen nicht neue philosophische Lehren, sondern viele neue Dinge haben ihren Grundgedanken Sonnen und Welten, wie sie unser Astronom Goethe sagt, alle Unendlichkeiten in Endlichkeit zu verbinden. Das wichtige Problem über Ort und Sinn des Lebens hat der Verfasser von so warmer, überzeugungsvoller Seite gemeinverständlich behandelt.

Was ist Wahrheit?

Tagebuchblätter eines Mystikers und Zweifler von Wilhelm Bölsche. Gebunden M. 3.50, gebunden M. 5.—

Was ist Wahrheit? Bei einfingt die ernste Philosophie und sagt, daß sie in unserem Wissen und in unseren Menschen liegt. Sie hat recht. Aber sie sagt nicht, wie sie sie finden soll. Darüber haben sich von jeher die Gelehrten gestritten. Aber sie sind nicht einig geworden. Jeder hat seine eigene Wahrheit. Der eine sagt, daß die Wahrheit in der Gegenwart unserer Sinne liegt, und so verschwindet schließlich die Welt. Die alte Frage wird auch in diesem schön geschriebenen Buche nicht gelöst. Aber es ist in schwungvoller Sprache geschrieben. Wenige Seiten genügen, um den Leser in den Bann des Buches zu ziehen.

Das Weltall

Seine Kräfte und Gesetze von Paul Plaß. Gebunden M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50

Was ein Jahrhundert Alt, jede gesunde Entwicklung verneint, sagen uns Leben und Wissenschaft. Der Kampf um unsere Weltanschauung, Gedankenfreiheit und der gesunde Fortschritt fordern es, daß wir „Weltall" Gottes zu schauen.

Wie entstanden Weltall und Menschheit?

Eine Gabe für Alle, die sich für Natur und Leben interessieren. Von Wilhelm Bölsche. Band 2 dieser Reihe. Mit 100 Abbildungen. Von Willy Pastenaci-Berlin. Broschiert, Leinen mit Goldaufdruck. Gebunden M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50. Illustrierte Prospekte gratis und franko durch jede gute Buchhandlung.

Das Verlangen dieses Buches ist es, seinen Lesern die ganze Entwicklung der Welt, vom ersten Sonnenstaub bis zum Menschen, in anschaulicher und populärer Darstellung auf der Basis der modernen Forschung vor Augen zu führen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlag:

STRECKER & SCHRÖDER in STUTTGART

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00136 8501

Axel Junckers Buchhandlung

(Carl Schnabel)

Berlin W. IX., Potsdamerstraße 138.

Spezialbuchhandlung
für moderne Literatur und Kunst

Wir empfehlen:

Hartleben: Totentanzspritze. 2. Auflage. Preis M. 2.50, geb. 3.50.

Nordd. Allg. Ztg.

Gorgori Roman Warrens Jugend. Preis M. 3.50, geb. 5.—.

Berl. Neueste N.

Hedwig von Rehfisch: Georg Dalma. Preis M. 4.—, geb. 5.50.

Hamburger Nachr.

Gräfin Reventlow: Ellen Olestjerne. Preis M. 4.—, geb. 5.—.

Wilde, Dorian Gray (englisch) M. 12.—.

Wilde, Poems M. 8.—.

Hofmannsthal, Ausgewählte Gedichte M. 6.—.

Vorzugsausgaben — Privatdrucke
Japanische Farbenholzschnitte — Radierungen
Velinpapiere.

Spezialität: Vergessenheitsbände.

Wiener Buchhandlung für neuzeitliche Literatur und Kunst

Hugo Heller

Wien I, Bauernmarkt 4

Antiquariat und Versandhandlung

Luxusausgaben — Literatur über Bibliophilie — Exlibris — moderne Graphiken (Klinger, Käthe Kollwitz, Graf Kalckreuth, Beardsley, Rops, Munch, Lehmann, Vanlander etc.)

Werke mit Buchschmuck von Czeschka, Cisarz, Orlik, Lechter, Sattler, Vogeler, E. R. Weiss u. a.

Künstlerplakate — Farbenholzschnitte — Künstlerisch wertvolle Kinderbücher — Künstlermonographien — Wandschmuck in geschickt-künstlerischer Rahmung und ungerahmt.

Edmund Meyer

Buchhändler und Antiquar

Berlin W.

Bellevuestraße 07 II. Tel.: IX, 1001

Huysmans, Pierre Dumire. 1903. M. 7.—.

Hofmannsthal (Warren) Gedichte 4. Aufl. M. 4.—.

Bahr, Zur Kritik. Neue Folge. Berlin 1894. Fischer. Sehr selten. M. 10.—.

Eingetroffen: Neuerscheinungen aus Verlag Bruno Cassirer und Insel-Verlag sowie Antiquariate Nr. III. enthaltend: Kunst — Literatur — Bücher. — Exlibris — Graphik — Japonica. — Porzellane.

Soeben erschien:

Periodica. Verzeichnis der in Deutschland erscheinenden Zeitschriften. Ausgabe 1904. Preis M. 1.—.

Soeben erschien:

Katalog 0. Einzelschriften. — Berlin.

Weitere Kataloge sind in Vorbereitung begriffen.

Hermann Lazarus

Berlin W. 8, jetzt Friedrichstr. 79a.

Spezialbuchhandlung für moderne Literatur

Für wenige Wochen offeriere:

Gide, Andreas L. Aus dem Französischen von Schmidt. Insel-Verlag. Vergriffen . . . . . 10.—

Meyer, R. M., Literaturgeschichte. XII. Aufl. Broschiert M. 7.—, gebunden M. 8.—.

Heine, H. (Meister der Novelle). Hans Hamlet, Seele und Tropfen. Elegant gebunden M. 2.—.

Reiser-Bahnen, Gedichte. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Laube, Heinrich, Gesammelte Werke. Vergriffen.

Laube, Moritz, Dramaturgie. Vergriffen.

Druck von M. Krayn in Berlin